



Graf
Alexej N. Tolstoj
*
Höllenfahrt

GRAF
ALEXEJ N. TOLSTOJ
Höllenfahrt
*



Graf Alexej N. Tolstoi
Höllenfahrt

Graf Alexej N. Tolstoi

H ö l l e n f a h r t

R o m a n



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München

Deutsch von Alexander Eliasberg

I

Ein unbefangener Beobachter, der aus irgendeiner Lindenbewachsenen Moskauer Nebengasse nach Petersburg geriet und aufmerksam um sich blickte, wurde sofort von einem komplizierten Gefühl geistiger Erregung und einer seelischen Pein ergriffen.

Beim Irren durch die geraden, nebligen Straßen, beim Vorbeisclendern an den wie Risten düsteren Häusern mit den dunklen Fenstern und den vor den Toren dufelnden Hausknechten, beim langen Betrachten der unfreundlichen weiten Wasserfläche der Nawa, der bläulichen Linien der Brücken mit den noch vor Anbruch der Dunkelheit angezündeten Laternen, der Kolonnaden der ungemütlichen und freudlosen Paläste, der unrußischen, steilen Höhe der Peter-Paulskathedrale, der armseligen kleinen Boote auf dem dunklen Wasser und der zahllosen, mit feuchtem Brennholz beladenen Rähne längs der Quais aus Granit; beim Anblick der besorgten, blassen Gesichter der Passanten, mit Augen so trüb wie der Nebel der Großstadt, — zog der unbefangene Beobachter — wenn er loyal war — den Kopf möglichst tief in den Mantelkragen ein; der Illoyale aber sagte sich, daß es gut wäre, aus aller Kraft dreinzuschlagen und diesen erstarrten, traurigen Zauber in tausend Scherben zu zerschmettern.

In den Tagen Peters des Großen sah der Küster der Troiza-Kirche, die auch heute noch in der Nähe der Troitzki-Brücke steht, als er vom Glockenturme herab-

stieg, im Finstern ein Gespenst — ein mageres Weibsbild mit bloßem Haar; er erschrak sehr und sagte später in der Schenke: „Petersburg wird wüst und leer sein.“ Wegen dieser Worte wurde er ergriffen, in der Geheimen Kanzlei gefoltert und unbarmherzig geknüttet.

Seit damals wohl hat sich die Meinung verbreitet, daß es in Petersburg nicht mit rechten Dingen zugehe. Bald sah ein Augenzeuge in einer Straße der Wassiljewskij-Insel den leibhaftigen Teufel in einer Droschke fahren. Bald riß sich zur Mitternachtsstunde, bei Sturm und Hochwasser der Eherne Kaiser von seinem Granitfelsen los und sprengte über das Pflaster. Bald wurde ein in einer geschlossenen Equipage fahrender Geheimrat von einem toten Beamten belästigt, der am Wagenfenster klebte. Viele solche Geschichten erzählte man sich in der Stadt.

Erst vor kurzem sah der Dichter Alexej Alexejewitsch Bessonow, als er nachts in einer mit einem Traber bespannten Droschke nach den „Inseln“ fuhr und ein buckliges Brückchen passierte, zwischen den Wolkenfetzen im Abgrunde des Himmels einen Stern und dachte sich, indem er ihn durch Tränen betrachtete, daß die Droschke, das bucklige Brückchen, die Fäden der brennenden Laternen und das ganze hinter seinem Rücken schlafende Petersburg nur ein Traum sei, eine in seinem von Wein, Liebe und Langweile benebelten Kopfe entstandene Fiebertvision.

In Hast, wie in einem Fieberdelirium war Petersburg erbaut worden. Wie ein Traum verflogen zwei Jahrhunderte: die jedem Leben fremde, am Rande der

Erde, mitten unter Sümpfen und Wildnissen stehende Stadt träumte von Weltruhm und Macht; wie Fiebervisionen wechselten Palastverschwörungen, Kaisermorde, Triumphe und blutige Hinrichtungen einander ab; schwachen Frauen fiel eine halbgöttliche Gewalt in den Schoß; in schwülen, zerwühlten Betten wurde über das Schicksal der Völker entschieden; stämmige Burschen mit kräftigem Körperbau und erdbeschmutzten Händen stiegen kühn die Stufen zum Thron hinauf, um die Macht, das Lager und den byzantinischen Prunk zu teilen.

Mit Grauen beobachteten die Nachbarn diese tollen Eruptionen der Phantasie. Mit Trauer und Angst lauschten die russischen Menschen den Delirien der Hauptstadt. Das Land nährte mit seinem Blut und seinem Geist die Petersburger Gespenster und konnte sie doch nie sättigen.

Petersburg lebte ein stürmisch kaltes, übersättigtes, mitternächtiges Leben. Phosphoreszierende, wahnsinnige und wollüstige Sommernächte, schlaflose Winter Nächte, grüne Tische mit flirrendem Gold, Musik, tanzende Paare hinter den Fenstern, rasende Troikas, Zigeunerchöre, Duelle und Truppenparaden im Morgenrauen, beim Pfeifen des eisigen Windes und unter schrillum Heulen von Flöten vor den Glogaugen eines wahnsinnigen Kaisers, — so lebte die Stadt.

Im letzten Jahrzehnt entstanden mit unglaublicher Schnelligkeit kolossale Unternehmungen. Wie aus Luft bildeten sich Millionenvermögen. Aus Glas und Zement wurden Banken, Music-Halls, Scating-Rings und prunkvolle Weinetaillissements erbaut, wo die

Menschen von der Musik, den vielen Spiegeln, den halbnackten Frauen, dem Licht und dem Champagner betäubt wurden. In aller Eile gründete man Spielklubs, Rendezvous-Häuser, Theater, Kinos und Lunaparks mit amerikanischen Vergnügungen. Ingenieure und Kapitalisten arbeiteten am Projekt der Gründung einer neuen Hauptstadt von noch nie dagewesener Pracht auf einer unbewohnten Insel in der Nähe Petersburgs.

In der Stadt wütete eine Selbstmordepidemie. Scharen hysterischer Weiber füllten die Gerichtssäle und lauschten gierig den blutigen, aufregenden Prozessen. Alles war zugänglich: der Prunk und die Frauen. Das Laster drang überall ein, und auch das Winterpalais war von ihm durchseucht.

Ein ungebildeter Bauer mit ungeheurer Manneskraft und verrückten Augen drang in das Palais, bis vor den Thron des unglücklichsten der Kaiser und fing an, höhrend und grinsend das russische Land zu schänden.

Petersburg lebte wie jede Stadt ein gespanntes und besorgtes Leben. Eine Zentralkraft leitete diese Bewegung. Aber sie war mit dem, was man den Geist der Stadt nennen könnte, nicht eins: die Zentralkraft wollte Ordnung, Ruhe und Zweckmäßigkeit schaffen, der Geist der Stadt wollte aber diese Kraft vernichten. Der Geist der Zerstörung war in allen Dingen; er durchdrang mit fauligem Gift die grandiosen Börsenmachinationen des berühmten Sascha Sackelmann, den finstern Haß des Arbeiters auf dem Gußstahlwerke und die verrenkten Phantasien der jungen Dichterin, die um fünf Uhr früh im Künstlerkeller „Rote Schellen“ saß, — und selbst diejenigen, die gegen diese

Zerstörung ankämpfen sollten, taten, ohne es selbst zu wissen, alles, um sie zu verstärken und zu verschärfen.

Es war eine Zeit, wo Liebe und gute und gesunde Gefühle als abgeschmackte Vorurteile galten; niemand liebte, aber alle dürsteten und fielen wie Vergiftete über alles Scharfe her, was die Eingeweide versengt.

Die jungen Mädchen verheimlichten ihre Unschuld, die Gatten — ihre Treue. Vernichtung galt als geschmackvoll, Neurasthenie als Zeichen der Verfeinerung. Dies lehrten die jungen Dichter, die in einer einzigen Saison aus dem Nichtsein erstanden waren. Die Menschen schrieben sich Laster und Perversionen zu, nur um nicht als langweilig zu gelten.

Den Geruch des Grabes zu atmen und zugleich das Zucken des von teuflischer Neugier erhitzten Frauenkörpers zu fühlen, — das war das Pathos der Poesie dieser letzten Jahre: Tod und Wollust.

So war Petersburg im Jahre 1914. Von den schlaflosen Nächten zerquält, seinen Gram mit Wein, Gold, mit liebloser Liebe und den peinigenden, kraftlos sinnlichen Tönen des Tango, dieser Hymne des Sterbens, betäubend, lebte es wie in Erwartung eines verhängnisvollen und schrecklichen Tages. Viele Zeichen kündeten einen solchen Tag an: Neues und Unverständliches drängte sich aus allen Ritzen.

II

„. . . Wir wollen keine Erinnerungen. Wir sagen: genug, kehrt der Vergangenheit den Rücken! Was ist dort hinter mir? Die Venus von Milo? Kann man sie essen? Oder fördert sie den Haarwuchs? Ich begreife nicht, wozu ich dieses steinerne Frauenzimmer brauchen kann. Aber die Kunst! die Kunst! — brr! Gefällt es euch immer noch, euch mit diesem Begriff die Fersen zu kitzeln? Schaut doch auf die Seite, vorwärts, vor die Füße. Habt ihr amerikanische Schuhe an den Füßen? Hoch die amerikanischen Schuhe! Das ist die Kunst: ein rotes Auto, ein Gummireifen, ein Pud Benzin und hundertzwanzig Werst die Stunde. Das regt mich an, den Raum zu fressen. Das ist die Kunst: ein Plakat von sechzehn Arschin im Quadrat und darauf ein eleganter junger Mann mit einem wie die Sonne strahlenden Zylinderhut auf dem Kopfe. Das ist der Schneider, der Künstler, das Genie des heutigen Tages! Ich will das Leben fressen, ihr aber setzt mir eine süßliche Mixtur gegen Geschlechtsschwäche vor . . .“

Am Ende des schmalen Saales, hinter den Sitzplätzen, wo die studierende Jugend beiderlei Geschlechtes stand, wurde gelacht und geklatscht. Der letzte Redner, Pjotr Petrowitsch Saposchkow, lächelte mit seinem feuchten Mund, rückte den hüpfenden Zwicker auf seiner großen Nase zurecht und stieg hurtig die Stufen des mächtigen eichenen Ratheders herab.

An dem langen, von zwei Armleuchtern mit je fünf Kerzen beleuchteten Tische neben dem Katheder saßen die Mitglieder der Gesellschaft „Philosophische Abende“. Hier befanden sich auch der Vorsitzende der Gesellschaft, Professor der Theologie Antonowskij, der Vortragende dieses Abends, der Historiker Welschaminow, der Philosoph Borskij und der doppelzüngige Schriftsteller Ssakunin.

Die Gesellschaft „Philosophische Abende“ hatte in diesem Winter einen heftigen Ansturm seitens einiger wenig bekannter, aber bissiger junger Leute zu bestehen. Sie fielen über die verdienstvollen Schriftsteller und die allgemein geachteten Philosophen mit solcher Wut her und sagten so freche und ärgernis-erregende Dinge, daß das kleine alte Palais an der Fontanka, in dem die Gesellschaft tagte, an Sonnabenden, wo die öffentlichen Sitzungen stattfanden, stets überfüllt war.

So war es auch heute. Als Ssaposchkow unter vereinzeltm Beifallsflatschen in der Menge verschwand, bestieg das Katheder ein gewisser Ukundin, ein klein gewachsener Mann mit kurzgeschorenem Schädel voller Beulen und einem jugendlichen, gelben, breiten Gesicht. Er war hier erst seit kurzem aufgetaucht, hatte einen Riesenerfolg, namentlich in den hinteren Reihen des Saales, und wenn jemand fragte, wer und woher er sei, lächelten die Wissenden höchst geheimnisvoll. Er hieß jedenfalls mit seinem wahren Namen nicht Ukundin, war aus dem Auslande gekommen und verfolgte mit seinem Auftreten irgendwelche besondere Ziele.

Arkundin zupfte an seinem dünnen Bärtchen, ließ den Blick über die Versammlung schweifen, lächelte mit den feinen Lippen und begann zu sprechen.

In der dritten Stuhlreihe beim Durchgang in der Mitte saß um diese Zeit, das Kinn in die Hand gestützt, ein junges Mädchen in einem hochgeschlossenen schwarzen Tuchkleid. Ihre aschblonden feinen Haare waren über die Ohren gekämmt, zu einem großen Knoten geschlungen und mit einem Kamm zusammengesteckt. Unbeweglich und ohne zu lächeln musterte sie die am grünen Tische Sitzenden und starrte mitunter längere Zeit auf die Kerzenflammen.

Als Arkundin mit seiner kleinen, trockenen Faust auf das eichene Pult schlug und rief: „Die Weltwirtschaft führt mit ihrer eisernen Faust den ersten Schlag gegen die Kuppel der Kirche“, — atmete das junge Mädchen leicht auf, nahm die Hand von dem unten geröteten Kinn fort und legte sich ein Karamel in den Mund.

Arkundin sprach: „. . . Ihr aber schwelgt immer noch in nebelhaften Träumen von einem Gottesreiche auf Erden. Hier schnarcht und träumt man noch und murmelt aus dem Schläfe von einem Messias. Es aber schläft trotz aller eurer Bemühungen weiter. Oder hofft ihr, daß es dennoch erwacht und wie Bileams Eselin zu sprechen anfängt? Gewiß, es wird erwachen, aber nicht durch die süßen Stimmen eurer Dichter, nicht durch den Weihrauch geweckt, mit dem man es beräuchert: — nur die Dampfpfeifen der Fabriken können das Volk wecken. Es wird erwachen und zu sprechen anfangen, aber nicht vom Messianismus, sondern von der Gerechtigkeit, und seine Stimme wird für das

Gehör nicht angenehm sein. Oder hofft ihr auf eure Sümpfe und Wälder? Hier kann man wohl noch an die fünfzig Jahre lang duseln, das gebe ich zu. Aber nennt es nicht Messianismus. Das ist nicht das, was kommt, sondern das, was wie ein Schatten verschwindet. Hier in Petersburg, in diesem großartigen Saale hat man den russischen Bauern erfunden. Man hat über ihn hunderte von Bänden geschrieben und Opern komponiert. Es ist wie ein Schattenspiel an der Wand. Ich fürchte nur, daß dieses Spiel mit einem großen Blutvergießen enden kann . . .“

Hier unterbrach aber der Vorsitzende den Redner. Akundin lächelte, zog ein großes schmutziges Taschentuch hervor und fuhr sich damit mit einer gewohnten Gebärde über den Schädel und das Gesicht. Am Ende des Saales ertönten Stimmen:

„Laßt ihn doch sprechen!“

„Eine Gemeinheit, einem Menschen den Mund zu verschließen!“

„Es ist eine Verhöhnung!“

„Still, ihr dort hinten!“

„Seid selber still!“

Akundin fuhr fort: „. . . Der russische Bauer ist wohl ein Angriffspunkt für Ideen. Gewiß. Wenn aber diese Ideen mit seinen Instinkten, mit seinem jahrhundertelangen Streben, mit seinen primitiven Begriffen von der Gerechtigkeit, diesen allmenschlichen Begriffen, nicht organisch zusammenhängen, so fallen diese Ideen wie ein Samenkorn auf Stein. So lange man den russischen Bauern nicht einfach als einen Menschen mit einem hungrigen Magen und einem von

schweren Lasten wundgeriebenen Rücken ansieht, so lange man ihn nicht der von irgendeinem feinen Herrn erfundenen messianischen Eigentümlichkeiten entkleidet, — so lange werden zwei Pole tragisch nebeneinander bestehen: eure im Halbdunkel der Studierstuben geborenen großartigen Ideen und das gierige, halb tierische Leben. Wir wollen auch nicht im Prinzip kritisieren. Es wäre sonderbar, seine Zeit auf die Durchsicht dieses Riesenhaufens von Hirngespinnsten zu vergeuden. Nein. Wir sagen: geht hin und verwirklicht die Ideen im Leben. Wartet nicht und philosophiert nicht. Macht einen Versuch. Mag er verzweifelt sein. Dann werdet ihr sehen, mit welchen Ideen und wie ihr vorzugehen habt . . .“

Das junge Mädchen im schwarzen Tuchkleide war nicht geneigt, sich in das, was vom eichenen Katheder herab gesprochen wurde, zu vertiefen. Sie glaubte, alle diese Worte und Debatten seien wohl sehr wichtig und bedeutungsvoll, aber das wichtigste an allen diesen Leuten sei, daß z. B. dieser Akundin — sie war davon überzeugt — keinen Menschen auf der Welt außer sich selbst liebte und auch imstande sei, einen Menschen niederzuschießen, wenn er es zur Bekräftigung seiner Idee brauchte.

Während sie sich das dachte, erschien am grünen Tisch ein neuer Mensch. Er setzte sich langsam neben den Vorsitzenden, nickte nach rechts und nach links, fuhr sich mit der geröteten Hand über das dunkelblonde, vom Schnee nasse Haar, wischte die Finger mit dem Taschentuch ab, steckte dann die Hände unter den Tisch und nahm in seinem sehr engen schwarzen Gehrock eine

gerade Haltung an; ein schwächtiges, mattweißes Gesicht, geschwungene Brauen, im Schatten unter ihnen sehr große graue Augen, eine dichte, auf die Stirne herabfallende Haarmähne. Genau so war Merej Merejewitsch Bessonow in der letzten Nummer einer illustrierten Wochenschrift dargestellt.

Das junge Mädchen sah jetzt nichts mehr außer seinem fast abstoßend schönen Gesicht. Sie betrachtete wie entsetzt diese schönen Züge, von denen sie so oft in den windigen Petersburger Nächten geträumt hatte.

Da neigt er sein Ohr seinem Nachbarn zu und lächelt ganz einfach, aber im Ausschnitt der feinen Nasenflügel, in den allzu frauenhaften Augenbrauen, in der eigentümlichen zarten Gewalt dieses Gesichts lag Treulosigkeit, Hochmut und noch etwas, was sie nicht verstehen konnte, was sie aber mehr als alles aufregte.

Indessen antwortete der Vortragende des Abends, Weljaminow, ein Mann mit rotem Gesicht und Vollbart, mit einer goldenen Brille auf der Nase und einem von Büscheln gold-grauer Haare umrahmten großen Schädel auf die Rede Akundins: „. . . Ihr habt ebenso recht, wie die Lawine recht hat, wenn sie sich von den Bergen wälzt. Wir erwarten schon längst den Anbruch einer schrecklichen Zeit und sehen den Triumph eurer Wahrheit voraus. Ihr werdet euch der Elemente bemächtigen, und nicht wir. Wir werden aber eure Lawine mit unsern Schultern nicht stützen. Wir wissen, daß, wenn sie den Grund erreicht hat, ihre Kraft versiegen und die höchste Gerechtigkeit, zu deren Eroberung ihr die Leute mit den Fabrik sirenen zusammenruft, sich als ein Haufen von Trümmern er-

weisen wird, als ein Chaos, in dem der betäubte Mensch herumirren wird. „Ich dürste“, das wird er sagen, denn in ihm selbst wird kein Tropfen Feuchtigkeit mehr sein. Und ihr werdet ihm nichts zu trinken geben. Nehmt euch in acht!“ Weljaminow hob seinen Finger, der so dünn wie ein Bleistift war, und blickte streng über die Brille hinweg auf die Zuhörerreihen. „Im Paradiese, das ihr euch ersehnt und in dessen Namen ihr den lebendigen Menschen in einen Syllogismus mit einem Rock am Leibe, einem Hut auf dem Kopfe und einem Gewehr am Rücken verwandeln wollt, in diesem schrecklichen Paradiese droht eine neue Revolution, — vielleicht die schrecklichste von allen Revolutionen — die Revolution des Geistes...“

Akudin versetzte kühl von seinem Platze aus: „Das ist vorgesehen. . .“

Weljaminow zuckte die Achseln. Vom Kandelaber fiel ein Glanzlicht auf seine Glase. Er begann von der Sünde zu sprechen, in die die Welt falle, und von der künftigen schrecklichen Abrechnung. Im Saale hüftelteman.

Das junge Mädchen ging in der Pause ins Büffetzimmer und stellte sich mit gerunzelter Stirne und unabhängiger Miene in der Nähe der Türe auf. Einige Rechtsanwälte tranken mit ihren Frauen Tee und unterhielten sich lauter als alle anderen Menschen. Am Ofen a der berühmte Schriftsteller Tschernobylin Fisch mit Preiselbeeren und musterte jeden Augenblick die Vorbeigehenden mit bösen, trunkenen Augen. Zwei literarische Damen mittleren Alters mit schmutzigen Halsen und großen Schleifen im Haar kauten am Buffett belegte Brote. Etwas abseits standen, ohne sich

mit den Laien zu vermischen, in würdiger Haltung die Geistlichen. Unter dem Lüster balancierte auf den Absätzen, die Hände im Rücken unter dem langen Gehrock, ein halb ergrauter Mensch mit betont zerzausten Haaren, der Kritiker Tschirwa, und wartete, daß jemand auf ihn zugehe. Im Büfettzimmer erschien Weljaminow; eine der literarischen Damen stürzte auf ihn zu und krallte sich in seinen Armel fest, den er während des nun folgenden Gesprächs vorsichtig, doch vergebens aus ihren Fingern zu befreien suchte. Die andere literarische Dame hörte plötzlich zu kauen auf, schüttelte sich die Krümel vom Munde, neigte den Kopf und riß die Augen weit auf. Ihr näherte sich Bessonow, sich nach rechts und links bescheiden verbeugend.

Das junge Mädchen in Schwarz fühlte mit seiner ganzen Haut, wie die literarische Dame sich unter ihrem Korsett zusammenraffte und in einen verlogenen-unnatürlichen Zustand verfiel. Bessonow sagte ihr etwas mit einem trägen Lächeln. Sie schlug ihre vollen Hände zusammen, rollte die Augen und fing an laut zu lachen.

Das junge Mädchen zuckte die Achseln und verließ das Büfettzimmer. Jemand rief sie an. Durch die Menge drängte sich ein schwärzlicher, ausgemergelter Jüngling in einer Samtjoppe; er nickte ihr erfreut zu, runzelte vor Vergnügen die Nase und ergriff ihre Hand. Seine Handfläche war feucht, eine feuchte Haarsträhne lag auf seiner Stirn, und seine feuchtglänzenden, schwarzen, schmalgeschlitzten Augen blickten auf sie mit feuchter Zärtlichkeit. Er hieß Alexander Iwanowitsch Schirow. Er sagte: „So? Was tun Sie hier, Darja Dmitrijewna?“

„Dasselbe, was Sie“, antwortete sie, ihre Hand aus der seinen befreiend. Dann steckte sie sie in den Muff und wuschte sie darin mit dem Taschentuch ab.

Er kicherte, sah sie noch zärtlicher an und sagte: „Hat Ihnen Saposchkow auch diesmal nicht gefallen? Er sprach heute wie ein Prophet. Sie stoßen sich wohl an seiner eigentümlichen, scharfen Ausdrucksweise. Aber ist nicht das tiefste Wesen seiner Gedankengänge dasselbe, was wir alle heimlich wollen, doch auszusprechen fürchten? Er aber hat den Mut dazu. Sein neuestes Gedicht fängt so an:

Jung sein und das Letzte wagen, —
Knurrt vor Hunger euch der Magen, —
Freßt euch mit der Leere satt . . .

Ungewöhnlich neu und kühn! Darja Dmitrijewna, fühlen Sie denn selbst nicht, daß das Neue unaufhaltsam vorwärts drängt? Das Unsrige, das Neue, das Gierige, Kühne. Auch Afundin ist so einer. Er ist allzu logisch, wie er aber die Nägel eintreibt! Noch zwei oder drei solche Winter, und alles kracht und geht aus dem Leim, — herrlich!“

Er sprach leise, mit einem süßen, zärtlichen Lächeln. Dascha fühlte, wie in ihm alles in höchster Erregung zitterte. Sie hörte ihm nicht weiter zu, nickte und begann sich den Weg zur Kleiderablage zu bahnen.

Der mürrische, medaillengeschmückte Portier schleppte Berge von Pelzmänteln und schenkte dem Garderobezettel, den Dascha ihm entgegenstreckte, nicht die geringste Beachtung. Sie mußte lange warten; aus dem leeren Flur mit den immer aufgehenden Türflügeln zog es ihr in die Beine; draußen standen baumlange

Bauernburschen in nassen blauen Kutschermänteln und riefen jedem Herankommenden lustig und frech zu:

„Einen Traber, Durchlaucht!“

„Wir haben den gleichen Weg: nach Peski!“

Hinter Daschas Rücken ertönte plötzlich Bessonows Stimme artikuliert und kühl: „Portier, meinen Pelz, Hut und Stock!“

Dascha fühlte leichte Nadelstiche im Rücken. Sie wandte rasch den Kopf um und blickte Bessonow gerade in die Augen. Er nahm ihren Blick ruhig, wie etwas ihm Gebührendes auf, aber dann zuckten seine Lider, die grauen Augen nahmen einen feuchten Schimmer an und gaben gleichsam nach, und Dascha fühlte, wie ihr Herz erzitterte.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte er, sich zu ihr beugend, „haben wir uns schon einmal bei Ihrer Frau Schwester gesehen?“

Dascha antwortete sofort und frech: „Ja, wir haben uns gesehen.“

Sie entriß dem Portier ihren Pelz und lief hinaus. Draußen ergriff ein feuchter kalter Wind ihr Kleid und überschüttete sie mit rostigen Tropfen. Dascha hob ihren Pelzkragen bis über die Augen. Jemand überholte sie und sagte dicht über ihrem Ohr: „Ach, diese Augen!“

Dascha ging schnell über den nassen Asphalt, über die schwankenden lila Streifen des Bogenlampenlichts. Eine Restauranttüre ging auf, und Geigenschluchzen schlug ihr entgegen, — es war ein Walzer. Und Dascha sang, ohne sich umzublicken, in den zottigen Pelzmuff hinein: „Es ist gar nicht so leicht, nicht so leicht, nicht so leicht! . .“

III

Während Dascha im Vorzimmer den nassen Pelz aufknöpfte, fragte sie das Dienstmädchen: „Es ist natürlich niemand zu Hause?“

Der Großmogul — so nannte man das Dienstmädchen Lufcha wegen ihres wie bei einem mongolischen Götzen breitknochigen, immer stark gepuderten Gesichts — der Großmogul antwortete, in den Spiegel blickend, mit hoher Stimme, daß die Gnädige tatsächlich nicht zu Hause sei; der gnädige Herr sei aber zu Hause, in seinem Kabinett und werde in einer halben Stunde zu Abend essen.

Dascha ging in den Salon, setzte sich ans Klavier, legte ein Bein aufs andere und umfaßte das Knie mit den Händen.

Der Schwager Nikolai Iwanowitsch ist zu Hause; er hat sich also mit seiner Frau gezanft, ist schlechter Laune und wird wieder jammern. Jetzt ist es elf; bis drei, wo sie gewöhnlich einschläft, hat sie nichts zu tun. Lesen, — aber was? Sie hat auch keine Lust. Einfach sitzen und denken, — auch das ist nicht leicht. Wie ungemütlich ist doch manchmal das Leben!

Dascha seufzte, schlug den Klavierdeckel auf und versuchte sich mit einer Hand in einem Stück von Skrjabin zurechtzufinden. Recht schwer hat es ein Mensch in diesem unbequemen Alter von neunzehn Jahren, dazu noch ein junges Mädchen, das gar nicht dumm ist, das obendrein aus einem dummen Reinlichkeits-

gefühl heraus gar zu streng ist gegen alle — und solcher gibt es nicht wenig —, die Lust zeigen, ihre Langweile zu vertreiben.

Dascha war im vorigen Jahr aus Samara nach Petersburg gekommen, um Jus zu studieren, und wohnte bei ihrer älteren Schwester Fekaterina Dmitrijewna Smokownikowa. Diese war mit einem recht bekannten Rechtsanwalt verheiratet; das Ehepaar lebte auf großem Fuß und hatte viele Gesellschaft.

Dascha war um etwa fünf Jahre jünger als ihre Schwester: als Fekaterina Dmitrijewna heiratete, war Dascha noch ein Kind; in den folgenden Jahren waren die Schwestern wenig zusammengekommen und nun hatte sich zwischen ihnen ein neues Verhältnis eingestellt: bei Dascha war es Verliebtheit, bei Fekaterina Dmitrijewna — Zärtlichkeit und Liebe.

In der ersten Zeit ahmte Dascha ihre Schwester in allen Dingen nach und war von ihrer Schönheit, ihrem Geschmack und ihrer Kunst, die Menschen zu behandeln, entzückt. Vor den Bekannten ihrer Schwester empfand sie eine Scheu und sagte manchen von ihnen aus lauter Schüchternheit Grobheiten. Fekaterina Dmitrijewna war stets bestrebt, aus ihrem Hause ein Muster des Geschmacks und der neuesten Mode zu machen, die noch nicht zum Besiz der Straße geworden war; sie verpaßte keine einzige Kunstausstellung und kaufte futuristische Bilder. Im letzten Jahre hatte sie aus diesem Grunde manchen stürmischen Auftritt mit ihrem Manne gehabt: Nikolai Iwanowitsch mochte nur Tendenzmalerei, aber Fekaterina Dmitrijewna zog es mit ihrem weiblich ungestümen Temperament vor,

eine Märtyrerin der neuen Kunst zu sein, nur um nicht als zurückgeblieben zu gelten.

Dascha begeisterte sich ebenfalls für alle die sonderbaren Bilder, die im Salon hingen, obwohl sie sich manchmal mit Bitternis sagte, daß alle diese quadratischen Figuren mit den geometrischen Gesichtern und viel zu vielen Armen und Beinen und die wie Kopfschmerzen dumpfen Farben — diese ganze fabrikmäßige gußeiserne, zynische Poesie der ranzigen Gasse, die sich wider Gott den Herrn erhoben hat, — für ihre stumpfen Begriffe viel zu erhaben seien.

Jeden Dienstag versammelte sich bei den Smokownikows in ihrem mit Vogelaugenholz getäfelten Esszimmer zum Souper eine laute und lustige Gesellschaft. Es waren darunter redselige Rechtsanwälte, die das zarte Geschlecht liebten und aufmerksam alle literarischen Strömungen verfolgten, zwei oder drei Journalisten, die ausgezeichnet wußten, wie man die innere und auswärtige Politik machen soll, und der nervös überreizte Kritiker Tschirwa, der den fälligen literarischen Skandal vorbereitete. Manchmal kamen zu einer sehr frühen Stunde junge lyrische Dichter, die ihre Gedichtmanuskripte im Vorzimmer zurückließen. Kurz vor dem Souper erschien im Salon irgendeine Berühmtheit; sie ging langsamen Schritts auf die Dame des Hauses zu, küßte ihr die Hand und ließ sich dann mit Würde in einen Lehnstuhl nieder. Während des Soupers hörte man fast jedesmal im Vorzimmer Ledergaloschen poltern und eine samtweiche Stimme sprechen: „Ich begrüße dich, Großmogul!“

Bald darauf beugte sich über den Stuhl der Haus-

frau das glatt rasierte Gesicht mit herabhängenden, kiemengleichen Backen des ersten Liebhabers und Räsoneurs. „Katjuscha,“ sagte er jedesmal, „von heute an gelobe ich, nicht mehr zu trinken. Mein Ehrenwort!“

Die Hauptperson bei diesen Soupers war für Dascha stets ihre Schwester. Dascha empörte sich über alle, die gegen die liebe, gute und treuherzige Zekaterina Dmitrijewna nicht aufmerksam genug waren; aber auf diejenigen, die schon allzu aufmerksam waren, war sie eifersüchtig und sah die Schuldigen mit bösen Augen an.

Allmählich fand sie sich in dieser für einen Neuling verwirrenden Menge von Personen zurecht. Die Rechtsanwaltsgehilfen verachtete sie jetzt: diese hatten außer ihren Abendanzügen aus rauhem Tuch, den lila Kravatten und durchgezogenen Scheiteln keinerlei wesentliche seelische Eigenschaften. Den ersten Liebhaber und Räsoneur haßte sie: er hatte nicht das Recht, ihre Schwester „Katja“ und den Großmogul „Großmogul“ zu nennen, und auch gar keinen Grund, ein Glas Schnaps nach dem andern hinunterstürzend mit einem Auge auf Dascha zu schielen und dabei zu sagen: „Auf das Wohl der Mandelblüte!“

Dascha erstickte jedesmal fast vor Wut.

Sie hatte allerdings rote Backen, und diese verdammte Mandelblütenfarbe ließ sich durch nichts vertreiben. Dascha fühlte sich bei Tisch als eine Art roh bemalte Holzpuppe.

Als der Sommer kam, fuhr Dascha nicht zu ihrem Vater in das staubige und heiße Samara, sondern

willigte mit Freuden ein, bei ihrer Schwester auf dem Strande von Ssestorjezk zu bleiben. Hier gab es dieselben Menschen wie im Winter, aber man traf sich öfter, fuhr Boot, badete, aß im Fichtenwalde Gefrorenes, hörte Abends Musik und soupierte mit großem Lärm auf der Veranda des Kurhauses, unter den Sternen.

Jekaterina Dmitrijewna ließ Dascha ein weißes Kleid mit Plattstichstickerei machen, kaufte ihr einen großen Hut aus rosa Tüll mit schwarzem Band und einen breiten seidenen Gürtel mit einer großen Schleife im Rücken, und in Dascha verliebte sich so unerwartet, als gingen ihm plötzlich die Augen auf, der Gehilfe ihres Schwagers, Kulitschof.

Er gehörte aber zu den „Verachteten“. Dascha empörte sich, bestellte ihn in den Wald und sagte ihm dort, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen (er wischte sich nur fortwährend mit dem zusammengeballten Taschentuch das Gesicht), sie werde es nicht dulden, daß er sie wie irgendein „Weibchen“ ansehe, sie sei empört und beleidigt, halte ihn für einen Menschen mit perverser Phantasie und werde sich heute noch bei ihrem Schwager beschweren.

Sie beschwerte sich beim Schwager noch am gleichen Abend. Nikolai Iwanowitsch hörte sie, seinen gepflegten Bart streichelnd, bis zu Ende an, sah erstaunt auf ihre vor Empörung mandelblütenroten Wangen, auf ihren vor Wut zitternden großen Hut, auf ihre ganze schlanke, weiße Figur, setzte sich dann in den Sand dicht am Wasser und fing zu lachen an; er zog das Tuch aus der Tasche, trocknete sich die Augen und sagte: „Geh, Dascha, geh, sonst sterbe ich!“

Dascha ging, ohne etwas zu verstehen, verwirrt und gekränkt. Kulitschof wagte nicht mehr, sie auch nur anzusehen, suchte die Einsamkeit und magerte ab. Daschas Ehre war gerettet. Aber diese ganze Geschichte hatte ganz unerwartet die in ihr keusch schlummernden Gefühle aufgerüttelt. Das feine Gleichgewicht war gestört, als entstünde in Daschas ganzem Körper, von den Haaren bis zu den Fersen ein zweiter, schwüler, schwärmerischer, formloser und ekelhafter Mensch. Dascha fühlte ihn schmerzvoll mit ihrer ganzen Haut als etwas Unsauberes; sie wollte dieses unsichtbare Spinnwebgewebe von sich abwaschen und wieder frisch, kühl und leicht werden.

Nun spielte sie stundenlang Tennis, badete zweimal im Tage und stand früh des Morgens auf, wenn auf den Blättern noch die großen Taupropfen glühten, vom spiegelglatten lila Meer ein Dampf aufstieg und man auf der leeren Veranda die feuchten Tische aufstellte und die sandigen Gartenwege kehrte.

Aber von der Sonne, oder nachts im weichen Bette erwärmt, wurde jener andere Mensch wieder lebendig; er schlich sich leise an ihr Herz heran und drückte es mit seiner weichen Pfote zusammen. Er ließ sich, wie das Blut vom verzauberten Schlüssel des Ritters Blaubart, weder abreißen, noch abwaschen.

Alle Bekannten und vor allem die Schwester fanden, daß Dascha in diesem Sommer sehr hübsch geworden sei und von Tag zu Tag noch hübscher werde. Jekaterina Dmitrijewna kam einmal des Morgens zu ihr ins Zimmer und sagte: „Was wird aus uns noch werden?“

„Was meinst du, Katja?“

Dascha saß im bloßen Hemd auf dem Bettrande und band ihr aschblondes Haar zu einem großen Knoten.

„Du wirst gar zu hübsch. Es ist mir sogar schrecklich zu denken, was aus dir noch werden wird.“

Dascha blickte ihre Schwester mit strengen, stechenden Augen an und wandte sich weg. Ihre Wangen und Ohren wurden rot. „Katja, ich will nicht, daß du so zu mir sprichst, es ist mir ekelhaft, verstehst du?“

Jekaterina Dmitrijewna setzte sich auf das Bett, schmiegte ihre Wange an Daschas bloßen Rücken, küßte sie zwischen die Schulterblätter und lachte. „So stachelig wie ein Igel, so böß wie eine Wildkatze!“

Eines Tages erschien auf dem Tennisplatze ein Engländer, — hager, glattrasiert, mit hervorstehendem Kinn und kindlichen Augen. Er war so tadellos gekleidet, daß einige junge Leute aus Jekaterina Dmitrijewnas Gefolge sogar trübsinnig wurden. Er schlug Dascha vor, eine Partie zu spielen, und spielte wie eine Maschine. Dascha schien es, als hätte er sie während der ganzen Partie kein einziges Mal angesehen, — er sah an ihr immer vorbei. Sie verlor und schlug eine zweite Partie vor. Um es bequemer zu haben, krepelte sie die Ärmel ihrer weißen Bluse hinauf. Unter ihrem Piquéhütchen fiel eine Haarsträhne heraus, sie brachte sie aber nicht in Ordnung. Indem sie einen Ball dicht über dem Netz kräftig zurückschlug, dachte sie sich: Ein gewandtes russisches junges Mädchen mit einer unfassbaren Grazie in allen Bewegungen, die roten Backen stehen ihr gut zu Gesicht... —

Der Engländer gewann auch diesmal; er verbeugte

sich, setzte seinen steifen Strohhut auf, — seine Haut war vollkommen trocken, — zündete sich eine parfümierte Zigarette an, nahm etwas abseits Platz und ließ sich eine Limonade geben.

Als Dascha die dritte Partie mit dem berühmten Gymnasiasten spielte, schielte sie einige Male nach dem Engländer hinüber, — er saß vor seinem Tischchen, hielt den einen Fuß im Seidenstrumpf, den er auf das andere Knie gelegt hatte, mit der Hand umfaßt, hatte den Strohhut in den Nacken geschoben und blickte unverwandt auf das Meer.

Nachts im Bette erinnerte sich Dascha aller dieser Erlebnisse und sah sich ganz deutlich mit rotem Gesicht und flatternder Haarsträhne auf dem Tennisplatze herumhüpfen; sie weinte vor Scham, vor Kränkung und vor noch etwas, was mächtiger war als sie selbst.

Von diesem Tage an ging sie nicht mehr zum Tennis. Zekaterina Dmitrijewna sagte ihr einmal: „Dascha, Mister Biles erkundigt sich nach dir jeden Tag; warum spielst du nicht mehr?“

Dascha öffnete den Mund, — so erschrocken war sie. Dann sagte sie empört, sie wolle keine „dummen Klatschgeschichten“ anhören, sie kenne keinen Mister Biles und wolle ihn auch nicht kennen und es sei überhaupt eine Frechheit von ihm, wenn er sich einbilde, daß sie seinetwegen „dieses blöde Tennis“ aufgegeben habe. Dascha verzichtete auf das Mittagessen, steckte sich ein Stück Brot und eine Handvoll Stachelbeeren in die Tasche und ging in den Wald. Hier, in dem nach heißem Harz duftenden Fichtenwalde, zwi-

schen den hohen, roten Stämmen mit den rauschenden Wipfeln irrend, kam sie zum Ergebnis, daß die unglückselige Wahrheit sich nicht mehr verbergen lasse: sie sei in den Engländer verliebt, sie sei unglücklich und lebensmüde.

So wuchs in Dascha allmählich jener andere Mensch und hob den Kopf. Anfangs war seine Gegenwart ekelhaft wie Schmutz und schmerzhaft wie Zerstörung. Dann aber gewöhnte sich Dascha an diesen komplizierten Zustand, so wie man sich nach dem Sommer, nach dem frischen Wind und dem kühlen Wasser an das Korsett und an das Tuchkleid gewöhnt.

Zwei Wochen währte diese selbstfüchtige, verbissene Verliebtheit in den Engländer. Dascha haßte sich selbst und entrüstete sich über diesen Menschen. Einige Male sah sie ihn von weitem, wie er träge doch geschickt Tennis spielte oder mit russischen Seeoffizieren soupierte und sagte sich verzweifelt, er sei der bezauberndste Mensch auf der Welt.

Dann aber erschien an seiner Seite ein hageres, langes englisches junges Mädchen im weißen Flanell, — seine Braut, und sie dampften zusammen ab. Dascha konnte die ganze Nacht nicht einschlafen, faßte einen wütenden Haß gegen sich selbst und sagte sich des Morgens, dies solle die letzte Verirrung ihres Lebens sein.

Damit beruhigte sie sich und staunte später selbst darüber, daß alles so schnell und schmerzlos vergangen war. Es war aber gar nicht alles vergangen: Dascha fühlte jetzt, wie er, jener andere Mensch, sich in ihr gleichsam aufgelöst hatte und verschwunden war,

daß sie selbst eine ganz andere geworden war: zwar noch ebenso leicht und frisch wie früher, dabei aber gleichsam weicher, zarter, unverständlicher; auch ihre Haut schien feiner geworden, sie erkannte ihr Gesicht nicht mehr im Spiegel; ganz besonders hatten sich die Augen verändert, — wunderbare Augen, vor denen einem schwindelte.

Mitte August zogen die Smokownikows mit Dascha wieder nach Petersburg in ihre große Wohnung in der Snamenskaja-Straße. Wieder begannen die Diens-tage, die Kunstausstellungen, die aufsehenerregenden Theaterpremièren, die Skandalprozesse, die Bilder-käufe, die Begeisterung für alten Hausrat und die im Etablissement „Samarland“ durchwachten Nächte. Wieder erschien der erste Liebhaber und Räsoneur, der im Bade dreiundzwanzig Pfund abgenommen hatte, und zu allen diesen aufregenden Vergnügungen gesell-ten sich unbestimmte, beunruhigende und freudige Ge-rüchte über irgendwelche bevorstehende Veränderungen.

Dascha hatte jetzt keine Zeit, viel nachzudenken und zu fühlen: des Morgens hatte sie ihre Vorlesungen, um vier mußte sie mit der Schwester in die Stadt, abends gab es entweder Theater, oder ein Konzert, oder Gesellschaft, — sie hatte keine Minute Ruhe.

An einem der Dienstage, nach dem Souper, als man schon bei den Likören angelangt war, trat in den Salon Alexej Alexejewitsch Bessonow. Als Jekaterina Dmitrijevna ihn in der Thür erblickte, wurde sie über und über rot. Die allgemeine Unterhaltung stockte. Bessonow setzte sich aufs Sofa und empfing aus den Händen Jekaterina Dmitrijevnas eine Tasse Kaffee.

Zwei Rechtsanwälte, große Literaturkenner, setzten sich zu ihm heran, aber er richtete auf die Dame des Hauses einen langen, sonderbaren Blick und sagte ganz unerwartet: es gebe überhaupt keine Kunst; alles sei nur Schwindel und Charlatanerie, Kunststücke, wie die Fakire sie zeigen, die einen Affen an einem Strick in den Himmel steigen lassen. „Es gibt keine Poesie. Alles ist längst tot, — die Menschen und die Kunst. Rußland ist ein Mas, von Raben umschwarmt. Aber die, die noch Verse schreiben, kommen alle in die Hlle.“

Er sprach mit leiser, dumpfer Stimme. Auf seinem bösen, blassen Gesicht zeichneten sich zwei rosa Flecken. Sein weicher Hemdkragen war zerdrückt, der Rock voller Zigarettenasche. Aus der kleinen Tasse, die er in der Hand hielt, lief der Kaffee auf den Teppich hinab.

Die Literaturkenner versuchten ihm zu widersprechen, aber er hörte ihnen nicht zu und verfolgte mit dunkel gewordenen Augen jede Bewegung Zekaterina Dmitrijevnas. Dann erhob er sich, ging auf sie zu, und Dascha hörte ihn sagen: „Ich vertrage schlecht die Gesellschaft von Menschen. Erlauben Sie, daß ich gehe.“

Sie bat ihn schüchtern, etwas vorzulesen. Er schüttelte abweisend den Kopf und drückte beim Abschied seine Lippen so lange auf Zekaterina Dmitrijevnas Hand, daß ihr Nacken rosa wurde.

Als er gegangen war, entspann sich ein Streit. Die Männer äußerten einstimmig, es gebe doch gewisse Grenzen, man dürfe die Gesellschaft nicht so offen brskieren. Der Kritiker Tschirwa ging auf jedermann zu und sagte: „Meine Herren, er war betrunken,

sternhagelvoll.“ Die Damen aber meinten: „Ob Bessonow betrunken oder nur in einer eigentümlichen Stimmung war, — jedenfalls ist er ein aufregender Mensch, und das sollen sich alle merken.“

Am nächsten Tage beim Mittagessen sagte Dascha, daß Bessonow ihr als einer der „wahren“ Menschen erscheine, von deren Erlebnissen, Sünden und Geschmack wie von reflektiertem Licht z. B. auch der ganze Kreis Jekaterina Dmitrijewnas lebe. „Siehst du, Katja, ich kann wohl verstehen, daß man wegen eines solchen Menschen den Kopf verliert.“

Nikolai Swanowitsch empörte sich. „Es ist dir ganz einfach in die Nase gestiegen, daß er eine Berühmtheit ist, Dascha.“ Jekaterina Dmitrijewna sagte nichts. Bei den Smokownikows zeigte sich Bessonow nicht wieder. Es ging das Gerücht, er halte sich dauernd hinter den Kulissen bei der Schauspielerin Tscharodejewa auf. Kulitschok und seine Freunde gingen einmal ins Theater, eigens um diese Tscharodejewa zu sehen, und waren enttäuscht: „mager wie eine Mumie, besteht nur aus Spizengjupons.“

Einmal traf Dascha Bessonow in einer Kunstausstellung. Er stand am Fenster und blätterte gleichgültig im Katalog, vor ihm standen aber wie vor einem ausgestopften Tier im Panoptikum zwei stämmige Studentinnen und betrachteten ihn mit erstarrtem Lächeln. Dascha ging langsam an ihm vorbei und setzte sich erst im nächsten Saale auf einen Stuhl, — ihre Beine waren plötzlich müde geworden, und sie fühlte, sie wußte selbst nicht warum, Trauer.

Nach dieser Begegnung kaufte sich Dascha eine

Photographie Bessonows und stellte sie auf ihrem Tische auf. Seine Verse, — drei schmale, weiße Bände, — wirkten auf sie anfangs wie Gift: einige Tage ging sie wie betäubt umher und hatte das Gefühl, als sei sie an einer bösen, heimlichen Tat mitbeteiligt. Als sie aber immer von neuem las, fand sie gerade in diesem schmerzhaften Gefühl eine Wonne, als raune ihr jemand zu, sie solle sich vergessen, sie solle erschlaffen, irgendetwas Kostbares verschwenden und sich in Sehnsucht nach etwas, was es nicht gibt, verzehren.

Wegen Bessonow fing sie an, die „Philosophischen Abende“ zu besuchen. Er kam gewöhnlich erst sehr spät hin und beteiligte sich selten an der Diskussion, aber Dascha kehrte jedesmal in höchster Erregung heim und war froh, wenn sie zu Hause Gäste antraf. Ihre Eigenliebe regte sich nicht.

Heute mußte sie sich einsam in dem Stücke von Skrijabin zurechtfinden. Die Töne fielen langsam wie Eiskügelchen in ihre Brust, wie in die Tiefe eines dunklen, bodenlosen Sees. Sie fallen nieder und bringen die Wasserfläche in Wallung, das Wasser steigt und sinkt, und dort, in der heißen Dunkelheit klopft laut und unruhig das Herz, als müsse bald, bald, jetzt gleich, in diesem Augenblick etwas Unmögliches geschehen.

Dascha ließ die Hände in den Schoß sinken und hob den Kopf. Im milden Scheine der Lampe unter gelbrotem Schirm blickten auf sie von den Wänden die blauroten, gedunsenen Gesichter mit den gefletschten Zähnen und den glöhenden Augen, gleich Gespenstern

des urgeschaffenen Chaos, die am ersten Tage der Schöpfung den Garten des Herrn umschwärmten.

„Ja, gnädiges Fräulein, schlecht stehen unsere Sachen,“ sagte Dascha für sich. Sie spielte stürmisch von links nach rechts eine Tonleiter, schloß lautlos das Klavier, entnahm dem japanischen Kästchen, das auf dem Sofatische stand, eine Zigarette, rauchte sie an, bekam einen Hustenanfall und zerdrückte sie in der Aschenschale.

„Nikolai Iwanowitsch, wie spät ist es?“ rief Dascha so laut, daß man es im vierten Zimmer hören mußte. Im Kabinett fiel etwas zu Boden, aber sie bekam keine Antwort. Der Großmogul erschien im Salon und meldete, in den Spiegel blickend, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Dascha setzte sich im Eßzimmer vor die Vase und begann die welken Blumen auf dem Tischtuche zu zerpflücken. Der Großmogul brachte Tee, kalten Braten und eine Eierspeise. Endlich erschien Nikolai Iwanowitsch in seinem neuen blauen Anzug, aber ohne Kragen. Sein Haar war zerzaust, und in dem nach links gestrichenen Bart hing eine Daunenfeder aus dem Sofakissen.

Nikolai Iwanowitsch nickte Dascha mürrisch zu, setzte sich ans Ende des Tisches, rückte die Pfanne mit der Eierspeise zu sich heran und begann gierig zu essen.

Dann legte er die Ellenbogen auf den Tischrand, stützte die Wange mit der großen, behaarten Faust, richtete die Augen, die nichts zu sehen schienen, auf den Haufen der zerpflückten Blumen und sagte mit tiefer, fast unnatürlicher Stimme: „Deine Schwester hat mir gestern Nacht die Treue gebrochen.“

IV

Ihre leibliche Schwester, Katja, hat etwas Schreckliches, Unverständliches, etwas Schwarzes begangen. Gestern Nacht lag ihr Kopf, von allem Lebenden weggewandt, auf dem Kissen, ihr Körper aber war zermalmt und zerfetzt. So empfand Dascha erschauernd das, was Nikolai Swanowitsch Treubruch genannt hatte. Außerdem war Katja nicht zu Hause, als existierte sie überhaupt nicht mehr in der Welt.

Dascha war im ersten Augenblick starr, und es wurde ihr finster vor den Augen. Mit verhaltenem Atem wartete sie, daß Nikolai Swanowitsch entweder zu schluchzen anfange oder entsetzlich aufschreie. Er fügte aber seiner Mitteilung kein Wort mehr hinzu und spielte mit dem Messerbänkchen. Dascha wagte nicht, ihm in die Augen zu blicken.

Dann, nach einem sehr langen Schweigen, rückte er geräuschvoll seinen Stuhl zurück und ging ins Kabinett. Er wird sich erschießen! dachte Dascha. Aber auch das geschah nicht. Sie erinnerte sich, von einem augenblicklichen, schmerzvollen Mitleid durchzuckt, wie hilflos seine große, behaarte Hand auf dem Tische gelegen hatte. Dann entschwebte er aus ihrem Gesichtsfelde, und Dascha wiederholte nur immer wieder: Was tun? Was tun? — In ihrem Kopfe rauschte es, alles, alles, alles war vernichtet und zerschlagen.

Hinter dem Tuchvorhange erschien der Großmogul mit einem Tablett, und als Dascha dem Mädchen ins

gepuderte Gesicht sah, begriff sie plötzlich, daß es nun keinen Großmogul mehr gebe und geben werde. Tränen traten ihr in die Augen, sie preßte die Zähne fest aufeinander und lief in den Salon.

Hier war alles bis zur letzten Kleinigkeit liebevoll von Katjas Händen aufgestellt und geordnet. Aber Katjas Seele hatte dieses Zimmer verlassen, und alles darin war auf einmal wüst und unwohnlich geworden. Dascha setzte sich aufs Sofa. Allmählich heftete sich ihr Blick auf das vor kurzem gekaufte Bild, das zwischen den Fenstern über dem Klavier hing. Und sie sah und begriff zum erstenmal, was dieses Bild darstellte.

Es war eine nackte Frau von eitriger, roter Farbe, als hätte man ihr die Haut abgeschunden. Der Mund saß seitwärts, eine Nase war überhaupt nicht vorhanden, statt ihrer sah man ein dreieckiges Loch, der Kopf war quadratisch und mit einem aufgeklebten Fetz von echtem Stoff bedeckt. Die Beine waren wie Holzklöße auf Scharnieren. In der einen Hand hielt sie eine Blume. Die übrigen Details waren entsetzlich. Das Entsetzlichste war aber die Ecke, in der sie mit gespreizten Knien hockte, — blind und braun; solche Ecken gibt es wohl in der Hölle. Das Bild hieß „Liebe“, und Katja nannte es „Venus von Heute“.

Darum also war Katja über dieses verdammte Weibsbild so entzückt! Sie ist jetzt genau so, mit einer Blume in der Hand, in der Ecke. — Dascha legte sich mit dem Gesicht auf das Kissen, biß hinein um nicht zu schreien, und weinte. Einige Zeit darauf erschien im Zimmer Nikolai Zwanowitsch. Er stand erst breitbeinig da, hantierte wütend mit dem Feuerzeug, blies

eine Rauchwolke in die Luft, trat dann ans Klavier und begann darauf zu klimpern. Ganz überraschend ertönte ein bekanntes Kinderlied. Dascha wurde es kalt ums Herz. Nikolai Iwanowitsch schlug den Klavierdeckel zu und sagte: „Das war auch zu erwarten.“

Dascha wiederholte sich diesen Satz einige Male und bemühte sich zu begreifen, was er bedeutete. Plötzlich schrillte im Vorzimmer die Klingel. Nikolai Iwanowitsch hob beide Arme, griff sich an den Bart, brachte aber nur mit gepreßter Stimme „Oh — oh — oh!“ hervor, und zog sich schnell ins Kabinett zurück. Durch den Korridor lief, wie mit Hufen trampelnd, der Großmogul. Dascha sprang vom Sofa auf — es war ihr finster vor den Augen, und das Herz klopfte wahnsinnig — und eilte ins Vorzimmer.

Jekaterina Dmitrijewna löste eben mit vor Kälte starren Fingern die lila Bänder ihrer Theaterhaube und rümpfte das Näschen. Sie bot der Schwester ihre Wange zum Kusse dar, als aber der Kuß ausblieb, schüttelte sie den Kopf, um die Haube abzuwerfen, und sah Dascha durchdringend mit ihren grauen Augen an.

„Habt ihr etwas gehabt? Habt ihr euch gezanft?“ fragte sie mit ihrer tiefen, sonst so bezaubernd lieben Stimme.

Dascha betrachtete die Ledergaloschen Nikolai Iwanowitschs, die man im Hause „Autobusse“ nannte und die jetzt so verwaist dastanden. Ihr zitterte das Knie.

„Nein, wir haben nichts gehabt, ich bin einfach so...“

Jekaterina Dmitrijewna löste langsam die großen Knöpfe ihres Fehpelzes, befreite sich von ihm mit einem Ruck ihrer bloßen Schultern und stand nun

ganz warm, zart und müde da. Sie bückte sich tief, um die Gamaschen aufzuknöpfen, und sagte: „Weißt du, bis ich ein Auto fand, bekam ich ganz nasse Füße.“

Dascha fragte nun, den Blick immer noch auf Nikolai Iwanowitschs Galoschen gerichtet, mit strenger Miene: „Katja, wo bist du gewesen?“

„Bei einem literarischen Souper, meine Liebe, zu Ehren, — bei Gott, ich weiß selbst nicht, zu wessen Ehren. Es ist immer dasselbe. Ich bin todmüde und möchte schlafen.“

Sie trat ins Eßzimmer. Hier warf sie ihre Ledertasche aufs Tischtuch und fragte, indem sie sich das Näschen schneuzte: „Wer hat die Blumen zerpflückt? Und wo ist Nikolai Iwanowitsch, schläft er schon?“

Dascha wurde auf einmal stutzig: ihre Schwester glich in keiner Beziehung jenem verdammten Weibsbild und war ihr nicht nur nicht fremd, sondern irgendwie besonders lieb und nahe, so daß sie sie hätte streicheln mögen. Dennoch sagte sie mit größter Geistesgegenwart, indem sie das Tischtuch mit dem Nagel gerade auf jener Stelle kratzte, wo Nikolai Iwanowitsch vor einer halben Stunde die Eierspeise gegessen hatte:

„Katja!“

„Was denn, Liebling?“

„Ich weiß alles.“

„Was weißt du? Was ist geschehen, um Gottes willen?“

Jekaterina Dmitrijewna setzte sich an den Tisch, berührte mit ihren Knien Daschas Beine und betrachtete ihre Schwester neugierig von unten bis oben.

Dascha sagte: „Nikolai Iwanowitsch hat mir alles erzählt.“ Sie sah dabei nicht, was für ein Gesicht ihre Schwester machte und was mit ihr vorging.

Nach einem Schweigen, das so lang war, daß man hätte sterben mögen, sagte Jekaterina Dmitrijewna mit böser Stimme: „Was hat dir denn Nikolai Iwanowitsch so Erschütterndes über mich erzählt?“

„Katja, du weißt es.“

„Nein, ich weiß nichts.“ Die Worte „ich weiß nichts“ waren wie aus Eis.

Dascha ließ sich sofort zu ihren Füßen nieder. „Es ist also vielleicht gar nicht wahr? Katja, meine liebe, teure, schöne Schwester, sag, es ist doch nicht wahr?“ fragte sie, indem sie Katjas warme, nach Parfüm duftende, von bläulichen Aderchen durchzogene Hand mit Küssen bedeckte.

„Natürlich ist es nicht wahr,“ antwortete Jekaterina Dmitrijewna und schloß müde die Augen. „Du fängst aber gleich zu weinen an. Morgen wirst du rote Augen und eine geschwollene Nase haben.“ Sie hob Dascha zu sich hinauf und drückte ihre Lippen lange an ihr Haar.

„Hör mal, ich bin eine dumme Gans!“ flüsterte Dascha, an ihre Brust geschmiegt. In diesem Augenblick versetzte hinter der Kabinettüre Nikolai Iwanowitsch laut und vernehmlich: „Sie lügt!“

Die Schwestern wandten sich schnell um, aber die Türe war zu. Jekaterina Dmitrijewna sagte: „Geh schlafen, Kind. Ich will aber die Beziehungen klären. Ein nettes Vergnügen, wirklich! — ich kann mich kaum auf den Beinen halten.“

Sie begleitete Dascha in ihr Zimmer, bekreuzte sie, kam dann ins Eßzimmer zurück, nahm ihr Täschchen, rückte einen Haarkamm zurecht und klopfte leise mit nur einem Finger an die Kabinettüre.

„Nikolai, mach, bitte, auf.“

Darauf erfolgte keine Antwort. Erst herrschte ein unheilverkündendes Schweigen, dann schnaubte eine Nase, der Schlüssel wurde umgedreht, und Zekaterina Dmitrijewna erblickte beim Eintreten den breiten Rücken ihres Mannes, der, ohne sich nach ihr umzuwenden, zum Schreibtisch ging, sich in den Ledersessel fallen ließ, die Ellenbogen auf die Armlehnen stützte, ein Elfenbeinmesser ergriff und damit über die Seiten des aufgeschlagenen Buches — es war Wassermanns Roman „Der Mann von vierzig Jahren“ — fuhr.

Dies alles machte er so, als ob Zekaterina Dmitrijewna gar nicht im Zimmer wäre. Sie aber setzte sich aufs Sofa, zupfte den Rock an den Beinen hinunter, steckte das Taschentuch in die Ledertasche und knipfte das Schloß zu. Bei Nikolai Iwanowitsch erzitterte in diesem Augenblick das Haar auf dem Scheitel.

„Ich verstehe nur das eine nicht,“ sagte sie; „du darfst dir denken, was du willst, aber ich bitte dich, Dascha nicht in deine Launen einzuweißen.“

Er wandte sich schnell im Sessel um, reckte den Hals und den Bart und sagte, ohne die Zähne zu öffnen: „Du hast noch die Frechheit, dies eine Laune von mir zu nennen!“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Sehr gut! Du verstehst mich nicht? Dich aber wie eine Straßendirne aufzuführen, das verstehst du wohl ausgezeichnet?“

Jekaterina Dmitrijevna öffnete den Mund. Indem sie ihrem Mann ins rote, schweißbedeckte, vor Wut verzerrte Gesicht blickte, brachte sie leise hervor: „Sag bitte, seit wann sprichst du so respektlos mit mir?“

„Ich bitte ergebenst um Verzeihung! Aber in einem andern Ton verstehe ich nicht zu sprechen. Mit einem Wort, ich möchte die Einzelheiten wissen.“

„Was für Einzelheiten?“

„Lüge mir nicht ins Gesicht!“

„Ach, das meinst du also!“ Jekaterina Dmitrijevna rollte ihre großen Augen wie in höchster Erschöpfung. „Ich habe dir vorhin wirklich etwas gesagt . . . Ich hatte es ganz vergessen.“

„Ich will wissen, mit wem es geschehen ist!“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich bitte dich noch einmal, lüge nicht . . .“

„Ich lüge gar nicht. Auch ein Vergnügen, dich anzulügen. Nun, ich hab es halt gesagt. Was ich vor Ärger nicht alles sage. Ich habe es gesagt und dann vergessen.“

Während sie das sprach, war Nikolai Iwanowitschs Gesicht wie aus Stein, aber sein Herz erzitterte vor Freude: Gott sei Dank, sie hat sich selbst verleumdete! — Nun durfte er geräuschvoll und ungefährdet an nichts glauben und sein Herz ausschütten.

Er erhob sich von seinem Sessel, und fing an, im Auf- und Abgehen, die Luft mit dem Elfenbeinmesser zerschneidend, vom Verfall der Familie, vom Tiefstand der Moral und von den heiligen, heute vergessenen Pflichten der Frau, der Gattin, als Stütze des Mannes und Mutter zu sprechen. Er warf Jekaterina Dmitri-

jewna eine innere Leere und die leichtsinnige Verschwendung des Geldes vor, das er mit seinem Blut erarbeitet habe („nicht mit Blut, sondern mit der Zunge“ — korrigierte ihn Jekaterina Dmitrijewna). Nein, mit mehr als Blut: mit den Nerven. Er warf ihr den wahllosen Verkehr vor, die Unordnung im Hause, die Vorliebe für „diese Idiotin“, den Großmogul, und sogar „die abscheulichen Bilder, vor denen es mich in deinem spießbürgerlichen Salon efelt.“

Mit einem Wort, Nikolai Swanowitsch schüttete sein Herz aus.

Es war gegen vier Uhr morgens. Als der Mann heiser geworden war und verstummte, sagte Jekaterina Dmitrijewna: „Es gibt nichts Abscheulicheres als ein dickes hysterisches Mannsbild.“ Sie stand auf und begab sich ins Schlafzimmer.

Nikalai Swanowitsch nahm ihr aber jetzt diese Worte gar nicht übel. Er zog sich langsam aus, legte die Kleider über die Stuhllehne, zog die Uhr auf und stieg mit einem leisen Seufzer ins kühle Bett, das man ihm noch am Abend auf dem Ledersofa bereitet hatte.

Ja, wir leben schlecht. Man muß unser ganzes Leben umgestalten. Es ist nicht gut, es ist nicht gut! — dachte er sich, indem er das Buch aufschlug, um vor dem Einschlafen zur Beruhigung noch etwas zu lesen. Aber er ließ das Buch gleich wieder sinken und horchte. Im Hause war alles still. Jemand schneuzte sich, und vor diesem Laut fing sein Herz zu schlagen an. — Sie weint, dachte er sich, — ach, ach, mir scheint, ich habe ihr zu viel gesagt. Und als er sich des ganzen Gesprächs erinnerte und wie Katja gefessen und

ihm zugehört hatte, spürte er Mitleid mit ihr. Er stützte sich auf einen Ellenbogen, bereit aus dem Bette zu steigen, aber sein ganzer Körper war plötzlich von einer Müdigkeit wie nach einer mehrtägigen Erschöpfung erfaßt, er ließ den Kopf auf das Kissen sinken und schlief ein.

Als Dascha in ihrem sauber aufgeräumten Zimmerchen allein geblieben war, zog sie den Kamm aus den Haaren, schüttelte den Kopf, so daß alle Haarnadeln hinausflogen, warf ihre Kleider und Wäsche auf alle Stühle, schlüpfte ins weiße Bett, zog die Decke bis zum Kinn hinauf und kniff die Augen zusammen. — Mein Gott, wie schön! Nun kann ich an nichts mehr denken und schlafen. — An einem ihrer Augenwinkel schwebte eine komische Fraze vorbei. Dascha lächelte, zog die Knie hinauf und umfaßte das Kissen mit den Armen. Der dunkle, süße Schlaf deckte sie zu, und plötzlich klang in ihrer Erinnerung ganz deutlich Katjas Stimme: „Natürlich ist es nicht wahr.“ Dascha öffnete die Augen. — Ich habe doch zu Katja keinen Ton gesagt, ich habe sie nur gefragt, ob es wahr ist oder nicht wahr. Sie aber hat mir so geantwortet, als wüßte sie sehr gut, was ich meinte. — Die Erkenntnis durchfuhr sie wie eine Nadel: Katja hat mich angelogen! — Sie besann sich dann auf alle Einzelheiten des Gesprächs, auf alle Worte und Bewegungen Katjas und sah klar ein, daß sie sie wirklich angelogen hatte. Sie war erschüttert. Katja hatte ihren Mann hintergangen, hatte gesündigt, gelogen, war dadurch aber noch reizender geworden. Nur ein Blinder hätte an ihr diesen neuen eigentümlichen,

müden, zarten Hauch nicht wahrnehmen können! Sie lügt, aber zum Verrücktwerden, zum Verlieben! Und doch ist sie eine Verbrecherin. Mein Gott, ich verstehe gar nichts! —

Dascha war aufs höchste erregt und wie vor den Kopf geschlagen. Sie trank jeden Augenblick Wasser, schaltete das Licht ein und aus und wälzte sich bis zum Morgen von der einen Seite auf die andere, vom Gefühl durchdrungen, daß sie Katja weder verurteilen dürfe, noch das, was sie getan, begreifen könne.

Jekaterina Dmitrijewna konnte in dieser Nacht gleichfalls nicht einschlafen. Sie lag entkräftet auf dem Rücken, die Hände auf der seidnen Bettdecke ausgestreckt und weinte, ohne die Tränen abzuwischen, weil es ihr so trüb und elend zumute war, weil sie sich irgendwie unrein fühlte und weil sie nichts anfangen konnte, um eine andere zu werden und so feurig und streng wie Dascha zu sein. Sie weinte auch darum, weil Nikolai Swanowitsch sie eine Straßendirne genannt und gesagt hatte, daß ihr Salon spießbürgerlich sei. Am bittersten weinte sie aber darüber, daß Alexei Alexejewitsch Bessonow sie gestern um Mitternacht in einer Droschke in ein Vorstadthotel gebracht und sich ihrer, ohne sie zu kennen und zu lieben, ohne das, was ihr lieb und teuer war, zu fühlen, abscheulich und ohne Übereilung bemächtigt hatte, als wäre sie eine Puppe, eine rosa Puppe, wie sie in der Morskaja, im Pariser Modosalon der Madame Duclais ausgestellt ist.

V

In der 19. Linie der Wassiljewski-Insel, im fünften Stock eines neuen Hauses befand sich in der Wohnung des Ingenieurs Iwan Iljitsch Teljegin die sogenannte „Zentrale zum Kampfe gegen die Lebensformen“.

Teljegin hatte diese Wohnung zu einem billigen Preise als Trockenwohner für ein Jahr gemietet. Für sich behielt er nur ein Zimmer, die übrigen Räume stattete er mit eisernen Betten und Tischen und Schemeln aus ungestrichenem Fichtenholz aus, um sie an alleinstehende und unbedingt lustige Menschen zu vermieten. Solche Mieter fand ihm in kürzester Zeit sein ehemaliger Schulkollege und Freund Pjotr Petrowitsch Ssaposchkow.

Diese waren: der Student der Rechte Alexander Iwanowitsch Schirow, der Journalist und Reporter Antoschka Arnoldow, der Kunstmaler Walet und Fräulein Jelisaweta Kijewna Kastorgujewa, ein junges Mädchen, das noch keinen Lebensberuf nach seinem Geschmack gefunden hatte.

Die Mieter standen erst auf, wenn Teljegin von seiner Fabrik zum zweiten Frühstück kam, und machten sich ohne Übereilung an ihre Arbeit. Antoschka Arnoldow fuhr mit der Trambahn in ein Café auf dem Newskij, wo er die Tagesneuigkeiten erfuhr und seine Artikel schrieb. Walet malte gewöhnlich an einem Selbstbildnis. Ssaposchkow schloß sich in seinem Zimmer ein und verfaßte Reden und Aufsätze über die

neue Kunst. Schirow schlich sich zu Jelisaweta Kijerwa und besprach mit ihr mit seiner weichen Ragenstimme allerlei Lebensfragen. Er schrieb auch Verse, zeigte sie aber aus Stolz keinem Menschen. Jelisaweta Kijerwa hielt ihn für ein Genie.

Außer den Unterhaltungen mit Schirow und den andern Mietern befaßte sich Jelisaweta Kijerwa mit dem Häkeln von Quadraten aus bunter Wolle, die keine besondere Bestimmung hatten, wobei sie mit einer kräftigen und tiefen Bruststimme, doch falsch, kleinrussische Lieder sang; oder sie machte sich ungewöhnliche Frisuren. Oder sie gab das Singen auf, löste sich das Haar, legte sich mit einem Buch ins Bett und las, bis sie Kopfweg bekam. Jelisaweta Kijerwa war ein hübsches, großgewachsenes und rotbackiges Mädchen mit kurzsichtigen, wie gemalt aussehenden Augen und kleidete sich so geschmacklos, daß selbst die Teljeginschen Mieter schimpften.

Wenn im Hause ein neuer Mensch erschien, lud sie ihn zu sich ein und begann mit ihm ein schwindelndes Gespräch, das ganz auf Abgründen und Schwertspitzen aufgebaut war, wobei sie ihn ausforschte, ob er nicht eine Leidenschaft für Verbrechen habe; ob er z. B. imstande sei, aus bloßer Neugierde einen Menschen zu töten; ob er nicht zuweilen „Anfälle von Selbstprovokation“ habe. Das Letztere hielt sie für die notwendige Eigenschaft eines jeden bedeutenden Menschen.

Die Teljeginschen Mieter befestigten sogar an ihrer Türe eine Tabelle mit allen diesen Fragen; sie war ganz zufrieden damit und lachte lange darüber. Im allgemeinen war sie ein unbefriedigtes Mädchen und

wartete immer auf irgendwelche „Umwälzungen“ und „katastrophale Ereignisse“, die ihr Leben so interessant gestalten sollten, daß sie es in vollen Zügen genießen und sich nicht mehr mit aufgelösten Haaren langweilen würde.

Teljegin selbst amüsierte sich nicht wenig über seine Pensionäre; er hielt sie für vortreffliche Menschen und Sonderlinge, beteiligte sich aber aus Mangel an Zeit nur wenig an ihren Zerstreuungen.

Einmal, um die Weihnachtszeit rief Piotr Petrowitsch Saposchkow alle Mieter zusammen und verkündete ihnen folgendes: „Genossen, die Zeit zum Handeln ist gekommen. Wir sind unser Viele, aber zersplittert. Bisher sind wir nur vereinzelt und schüchtern hervorgetreten. Wir müssen eine Phalanx bilden und der bürgerlichen Gesellschaft den Dolchstoß versetzen. Zu diesem Zweck konstituieren wir uns erstens als das Komitee, das die Initiative ergreift, und erlassen sodann einen Aufruf. Hier ist er: ‚Wir sind die neuen Kolumbusse! Wir sind geniale Erreger! Wir sind die Saat der neuen Menschheit! Wir fordern von der in Fett schwimmenden bürgerlichen Gesellschaft die Beseitigung aller Vorurteile. Von nun an gibt es keine ‚Tugend‘ mehr! Familie, Anstandssitten, Ehen — werden aufgehoben. Wir verlangen es. Der Mensch — Mann wie Frau — muß nackt und frei sein. Der geschlechtliche Verkehr wird der Gesellschaft freigegeben. Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen, kommt aus euren dunklen Höhlen heraus und tretet nackt und glücklich im Reigen unter die Sonne des wilden Tieres! . . .“

Ferner erklärte Saposchkow, man müsse eine futuristische Zeitschrift unter dem Titel „Götterspeise“ herausgeben; das Geld dazu werde zum Teil Teljegin hergeben, den Rest müsse man dem Rachen der Bourgeoisie entreißen; im ganzen seien dreitausend Rubel nötig.

So entstand die „Zentrale zum Kampfe gegen die Lebensformen“; diese Bezeichnung erfand Teljegin selbst, als er, von der Fabrik heimgekehrt, sich über das Projekt Saposchkows halbkrank lachte. Man machte sich unverzüglich an die Herausgabe des ersten Heftes der „Götterspeise“. Mehrere reiche Mäcene, Rechtsanwälte und sogar der berühmte Saschka Sackelmann gaben bereitwilligst, als fürchteten sie als rückförittlich zu gelten, die verlangten dreitausend Rubel her. Man bestellte sich Briefbogen aus Packpapier mit der unverständlichen Aufschrift „Zentrifuge“ und machte sich an die Werbung von Mitarbeitern und an das Sammeln von Material. Der Maler Walet schlug vor, das Zimmer Saposchkows, in dem sich die Redaktion befand, mit unanständigen Bildern zu „verzieren“. Er malte zwölf Selbstbildnisse an die Wände. Über die Möblierung der Redaktionsstube zerbrach man sich lange den Kopf. Zulezt wurde beschlossen, aus dem Zimmer alle Möbelstücke zu entfernen und nur einen großen, mit Goldpapier beklebten Tisch zu belassen: die Gäste sollten ersucht werden zu stehen.

Nach dem Erscheinen des ersten Heftes begann man in der Stadt über die „Götterspeise“ zu sprechen. Die einen entrüsteten sich, die anderen meinten, die Sache sei doch nicht so einfach und man solle sich überlegen, ob man Puschkin nicht in der nächsten Zukunft zu

den Akten werde legen müssen. Der Kritiker Tschirwa kam ganz aus der Fassung: er war in der „Götterspeise“ ein Prolet genannt worden. Zekaterina Dmitrijevna Smokownikowa abonnierte die Zeitschrift gleich für ein ganzes Jahr und beschloß eine Abendgesellschaft mit Beteiligung von Futuristen zu veranstalten.

Die „Zentrale“ entsandte zu diesem Abend bei den Smokownikows Saposchkow. Er erschien in einem schmutzigen Rock aus grünem Barchent, den er bei einem Theaterfriseur entliehen hatte; der Rock gehörte zu „Manon Lescaut“. Saposchkow aß übertrieben viel, lachte unanständig laut, so daß er sich selbst genierte, hatte die Absicht, Tschirwa zu beleidigen, verzichtete aber darauf, durch den magnetischen Blick des Kritikers gebannt, und beschränkte sich auf eine auf die Dame des Hauses gemünzte Bemerkung: „Ihr Fisch riecht aber!“ Nach dem Essen reckelte er sich rauhend auf dem Sofa und rückte jeden Augenblick den Zwicker auf seiner feuchten Nase zurecht. Im großen ganzen hatte man viel mehr erwartet.

Nach dem Erscheinen des zweiten Hefes wurde beschlossen, Redaktionsabende unter dem Titel „Prunkvolle Blasphemien“ zu veranstalten. Zu einer dieser Blasphemien kam auch Dascha.

Sie wurde im Vorzimmer von Schirow empfangen, der sich sehr geschäftig zeigte: er half ihr aus dem Pelze und den Gummischuhen und entfernte sogar irgendein Fädchen von ihrem Tuchkleide. Dascha wunderte sich, daß es im Vorzimmer nach Sauerkohl roch und in allen Ecken Kehricht herumlag. Indem Schirow sie, seitwärts gleitend, durch den Korridor zu

der eigentlichen Stätte der Blasphemien begleitete, fragte er: „Was ist das für ein Parfüm, das Sie haben? Es duftet überaus angenehm.“

Dascha wunderte sich ferner über die augenscheinliche Primitivität dieses ganzen Unternehmens, das solches Aufsehen erregt hatte. Auf den Wänden waren allerdings Augen, Nasen, Hände, unanständige Details, stürzende Wolkenkrazzer und andere Dinge dargestellt, die das Selbstporträt des Malers Walet bildeten, der gleich daneben stand und mit Zickzacklinien und Kommas bemalte Wangen hatte. Allerdings saßen wie die Veranstalter so auch die Gäste — unter diesen befanden sich fast alle die jungen Dichter, die die Diens-tage bei den Smokownikows zu besuchen pflegten, — auf ungehobelten Brettern, die auf Holzklöcken lagen; Bretter und Klöcke waren eine Stiftung Teljegins. Man deklamierte wohl mit übertrieben leidenschaftlichen Stimmen Verse, in denen von Automobilen, die über das Himmelsgewölbe dahinkriechen, die Rede war, vom „Speichel des alten himmlischen Syphilitikers“, von jugendlichen Zähnen, mit denen der Autor die Kirchenkuppeln wie Nüsse aufknackt, und von einer Grille, die in einem Covercoatmantel, mit einem Baedecker und einem Opernglas in der Hand, aus dem Fenster aufs Straßenpflaster hüpfte und so unverständlich war, daß man Kopfweh bekam.

Dascha erschienen aber alle diese Schrecken armselig und allzu fadenscheinig. Einen wirklich guten Eindruck machte auf sie nur Teljegin. Während einer Pause ging er auf Dascha zu und fragte sie mit einem schüchternen Lächeln, ob sie nicht Tee und belegte Bröt-

chen möchte. „Der Tee und die Wurst sind bei uns normal, d. h. gut.“

Er hatte ein glattrasiertes und treuherziges sonnverbranntes Gesicht mit gutmütigen blauen Augen, die vor lauter Schüchternheit etwas schielten.

Dascha glaubte ihm ein Vergnügen zu bereiten, wenn sie seine Aufforderung annahm; sie erhob sich von ihrem Platz und ging ins Esszimmer. Dort stand auf dem Tische inmitten schmutzigen Geschirrs eine Platte mit belegten Brötchen und ein zerbeulter Samowar. Tseljegin nahm sofort alle schmutzigen Teller zusammen und stellte sie in eine Zimmerecke direkt auf den Fußboden; dann sah er sich nach einem Scheuerlappen um, fand aber keinen, wischte den Tisch mit seinem Taschentuch ab, schenkte Dascha Tee ein und wählte für sie ein „besonders delikates“ Brötchen. Dies alles tat er ohne Übereilung mit seinen großen kräftigen Händen und sprach dabei, als gäbe er sich die größte Mühe, daß Dascha sich inmitten dieses Schmutzes gemütlich fühle: „Unsere Wirtschaft ist allerdings in Unordnung, das stimmt, aber der Tee und die Wurst sind vortrefflich, von Tselissejew. Es hat auch Bonbons gegeben, aber die sind schon alle aufgeessen; übrigens“ — er preßte die Lippen zusammen und sah Dascha an; seine blauen Augen drückten erst Scheu, dann Entschlossenheit aus — „wenn ich Ihnen anbieten darf?“ Und er holte aus seiner Westentasche zwei Karamelen.

Ein Prachtmensch! dachte sich Dascha und sagte, nur um ihm etwas Angenehmes zu sagen: „Es sind gerade meine Lieblingskaramelen!“

Teljegin setzte sich darauf Dascha gegenüber an den Tisch und fing an, aufmerksam das Senffäß zu betrachten. Auf seiner hohen, breiten Stirne bildeten sich vor Anspannung Runzeln. Er holte behutsam sein Taschentuch hervor und wischte sich mit einem Zipfel die Nase.

Daschas Lippen lächelten ganz von selbst: dieser große, hübsche Mensch war dermaßen unsicher und schüchtern, daß er bereit schien, sich hinter dem Senffäß zu verstecken. Er hat wohl irgendwo in der Provinz, in Arsamas, — so glaubte sie — eine Mutter, eine reinliche Alte wohnen, die ihn in strengen Briefen ermahnt, gut auf seine Wäsche aufzupassen, damit sie bei den Petersburger Waschfrauen nicht verloren gehe, sein Geld nicht „allerlei Dummköpfen“ zu pumpen, und daß man nur durch Bescheidenheit und Fleiß Achtung bei den Menschen erringen kann. Beim Lesen dieser Briefe seufzte er wohl in der Erkenntnis, wie fern er von der Vollkommenheit sei. Dascha fühlte Zärtlichkeit für diesen Menschen.

„Wo sind Sie angestellt?“ fragte sie ihn. Teljegin hob sofort die Augen, sah sie lächeln, lächelte auch selbst, — „er hat mich verstanden“ dachte sich Dascha — und antwortete: „In den Obuchowschen Werken.“

„Ist Ihre Arbeit interessant?“

„Ich weiß nicht. Ich meine, jede Arbeit ist interessant.“

„Ich glaube, die Arbeiter müssen Sie liebhaben.“

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Aber ich meine, sie müssen mich nicht lieben. Warum sollten sie mich lieben? Ich bin streng gegen sie. Das Ver-

hältnis ist übrigens gut. Es ist ein kameradschaftliches Verhältnis.“

„Sagen Sie, gefällt Ihnen wirklich alles, was sich heute dort im anderen Zimmer abgespielt hat?“

Die Lippen Iwan Iljitschs dehnten sich zu einem breiten Lächeln, alle Runzeln verschwanden von seiner Stirn, und er lachte laut auf: „Grüne Jungens! Furchtbare Laugenichtse! Entsetzliche Schlingel! Ich bin mit meinen Pensionären zufrieden, Darja Dmitrijevna. Manchmal habe ich in meinem Beruf Unannehmlichkeiten, und wenn ich schlechter Laune heimkomme, überraschen sie mich mit irgendeinem lustigen Unsinn. . . . Selbst am nächsten Tage muß ich noch darüber lachen.“

„Mir haben aber alle diese Blasphemien gar nicht gefallen,“ sagte Dascha streng. „Es ist einfach häßlich und schmutzig.“ Er sah ihr erstaunt in die Augen, und sie bestätigte: „Ja, es hat mir gar nicht gefallen.“

„Die Schuld trifft natürlich vor allen Dingen mich selbst,“ versetzte Iwan Iljitsch nachdenklich, „denn ich habe sie dazu ermuntert. Allerdings, Gäste einzuladen und den ganzen Abend Unanständigkeiten zu sprechen. . . . Es ist schrecklich, daß dies alles Ihnen so unangenehm war.“

Dascha sah ihm lächelnd ins Gesicht. Sie hätte diesem Menschen, den sie fast gar nicht kannte, alles in der Welt sagen können.

„Mir scheint, Iwan Iljitsch, daß Ihnen ganz andere Dinge gefallen müssen. Ich glaube, Sie sind ein sehr guter Mensch. Viel besser, als Sie selbst von sich denken. Wirklich, wirklich!“

Dascha hielt das Kinn in beide Hände gestützt und spielte mit dem kleinen Finger an den Lippen. Ihre Augen lachten, erschienen ihm aber entsetzlich, — so erschütternd schön waren sie: grau, groß, kühl. Iwan Iljitsch versuchte in höchster Erregung, indem er einen Teelöffel krumm bog und wieder gerade richtete, sich selbst zu negieren.

Zu seinem Glück trat ins Eßzimmer Jelisaweta Kijewna; sie hatte sich einen türkischen Schal über die Schultern geworfen und das Haar an den Ohren zu Widderhörnern gewunden. Sie reichte Dascha ihre lange weiche Hand und stellte sich vor: „Kastorgujewa“. Dann setzte sie sich und sagte: „Schirow hat so viel von Ihnen erzählt. Ich habe heute Ihr Gesicht studiert. Die Sache war Ihnen unangenehm. Das ist schön.“

„Lisa, wollen Sie kalten Tee?“ fragte eilig Iwan Iljitsch.

„Nein, Tschegin, Sie wissen doch, daß ich niemals Tee trinke. . . . Sie fragen sich natürlich, was für ein sonderbares Geschöpf da mit Ihnen spricht? Ich bin niemand. Eine Null. Talentlos und im Umgang mit Menschen unangenehm.“

Iwan Iljitsch, der am Tische stand, wandte sich verzweifelt weg. Dascha schlug die Augen nieder. Jelisaweta Kijewna betrachtete sie mit einem Lächeln und fuhr fort: „Sie sind grazios, wohlgestaltet und hübsch. Widersprechen Sie nicht, Sie wissen es selbst. Die Männer verlieben sich in Sie natürlich duzendweise. So verlegend ist der Gedanke, daß dies alles ein höchst gewöhnliches Ende nehmen wird, — es wird irgendein

Schust kommen und Sie heiraten, Sie werden ihm Kinder gebären und dann sterben. So langweilig!“

Dascha zitterten vor Kränkung die Lippen. „Ich habe nicht die Absicht, ungewöhnlich zu sein,“ erwiderte sie, „und ich weiß nicht, warum Sie sich so über meine Zukunft aufregen.“

Jelisaweta Kijewna lächelte noch lustiger, aber ihre Augen behielten den gleichen traurigen und milden Ausdruck. „Ich habe Ihnen doch gleich gesagt, daß ich als Mensch eine Null und als Frau abscheulich bin. Nur sehr wenige können mich verdauen, und das auch nur aus Mitleid, wie z. B. Teljegin.“

„Weiß der Teufel, was Sie da sprechen, Lisa!“ murmelte er, ohne den Kopf zu heben.

„Ich verlange doch nichts von Ihnen, Teljegin, beruhigen Sie sich.“ Und sie wandte sich wieder an Dascha. „Haben Sie mal einen Sturm gesehen? Ich habe einen erlebt. Es war einmal ein Mensch, ich liebte ihn, und er haßte mich natürlich. Ich lebte damals am Schwarzen Meer. Ein Sturm zog auf. Ich sagte zu diesem Menschen: ‚Fahren wir hinaus...‘ Und er fuhr vor lauter Haß mit mir hinaus. Wir wurden ins offene Meer hinausgetrieben... Das war lustig! . . . Teuflich lustig! Ganz grün sitzt er da. Ich ziehe mein Kleid aus und sage ihm . . .“

„Hören Sie, Lisa,“ sagte Teljegin, den Mund und die Nase verziehend, „Sie lügen. Es hat sich nichts dergleichen begeben, ich weiß es.“

Jelisaweta Kijewna sah ihn mit einem rätselhaften Lächeln an und begann plötzlich zu lachen. Sie legte beide Ellenbogen auf den Tisch, barg in ihnen ihr

Gesicht und lachte so, daß ihre vollen Schultern bebten. Dascha erhob sich und sagte Telsjegin, daß sie heim wolle und zwar, wenn möglich, ohne sich zu verabschieden.

Iwan Kljitsch reichte Dascha den Pelzmantel so vorsichtig, als wäre dieser Mantel ein Teil von Daschas Wesen, ging mit ihr die dunkle Treppe hinunter, indem er ein Streichholz nach dem anderen anzündete und jammerte, daß es so dunkel, windig und glatt sei, begleitete Dascha bis zur nächsten Straßenecke und half ihr in eine Droschke; der Kutscher war ein kleiner alter Mann und das alte Pferd ganz verschneit. Er stand noch lange ohne Mantel und Mütze da und sah zu, wie der niedere Schatten mit der Silhouette des strengen jungen Mädchens sich im gelben Nebel auflöste. Dann kehrte er langsam nach Hause zurück und ging wieder ins Eßzimmer. Jelisaweta Kijerwna saß noch immer am Tisch, das Gesicht an die Ellenbogen gedrückt. Telsjegin rieb sich das Kinn und sagte mit einer Grimasse: „Lisa!“

Sie hob nun schnell, auffallend schnell den Kopf und sah ihm gerade in die Augen.

„Lisa, entschuldigen Sie, warum beginnen Sie immer solche Gespräche, daß alle Leute sich genieren müssen?“

„Er ist verliebt“, versetzte Jelisaweta Kijerwna leise und sah ihn unverwandt mit ihren kurzsichtigen, traurigen, wie gemalten Augen an. „Ich sehe es gleich. Wie langweilig!“

„Es ist nicht wahr! Dieses Gespräch ist mir höchst unangenehm.“

„Gut, also ich bitte um Verzeihung.“ Sie erhob sich träge von ihrem Stuhl und ging, den verstaubten türkischen Schal nachschleifend, hinaus.

Iwan Iljitsch ging einige Zeit nachdenklich auf und ab, trank etwas kalten Tee, nahm dann den Stuhl, auf dem Darja Dmitrijewna gegessen hatte, und trug ihn in sein Zimmer. Er sah sich um, stellte ihn in eine Ecke, griff sich dann mit allen fünf Fingern an die Nase und lachte laut auf: „Unsinn! Ist das ein Blödsinn!“

* * *

Für Dascha war diese Begegnung wie eine von vielen, — sie hatte einen sehr netten Menschen kennen gelernt, das war alles. Dascha stand noch in dem Alter, wo der Mensch sehr schlecht sieht und hört: das Gehör ist vom rauschen des Blutes betäubt, und die Augen sehen überall, selbst in jedem Menschengesicht, nur die eigene Spiegelung. In diesem Alter erregt jede Häßlichkeit die Phantasie, und hübsche Menschen, bezaubernde Landschaften und die bescheidenen Schönheiten der Kunst gelten nur als das alltägliche Gefolge der neunzehnjährigen Königin.

Anders war es mit Iwan Iljitsch. Als nach dem Besuche Daschas schon eine ganze Woche vergangen war, kam es ihm erstaunlich vor, wie sie so unbemerkt (er hatte sie sogar kein einziges Mal begrüßt) und einfach (sie war eingetreten, hatte sich hingesezt und den Muff auf den Schoß gelegt) in seiner verrückten Wohnung hatte erscheinen können, sie, dieses junge Mädchen mit der zarten, blaßrosigen Haut, im schwar-

zen Tuchkleide, mit den hoch hinaufgekämmten aschblonden Haaren und dem stolzen kindlichen Mund. Es war ihm unbegreiflich, wie er sich hatte erdreisten können, mit ihr so ruhig über die Wurst von Zelissejew zu sprechen. Er hatte auch noch die warmen Karamelen aus der Westentasche geholt und ihr angeboten! Schuft!

Iwan Iljitsch war in seinem Leben — er war vor kurzem neunundzwanzig Jahre alt geworden — an die sechs Mal verliebt gewesen: als Realschüler zu Kasan in die überreife Marußja Chwojewa, die Tochter eines Tierarztes, die schon seit langem immer im gleichen Plüschmantel und immer erfolglos um vier Uhr nachmittags auf der Hauptstraße der Stadt zu spazieren pflegte; Marußja Chwojewa war aber nicht zu Scherzen aufgelegt und wies Iwan Iljitsch ab. Er wandte sich nun ganz unvermittelt der gastierenden Schauspielerin Uda Lille zu, die auf die Bewohner von Kasan dadurch den größten Eindruck machte, daß sie in jeder Operette, ganz gleich in welcher geschichtlichen Periode diese spielte, unbedingt in einem Badeanzug auftrat, was die Direktion auch in den Plakaten betonte: „Die berühmte Uda Lille mit ihren herrlichen Beinen.“ Iwan Iljitsch ging so weit, daß er zu ihr in die Wohnung drang und ihr einen Blumenstrauß, den er im Stadtgarten gepflückt hatte, überreichte. Uda Lille warf aber die Blumen ihrem Hündchen zum Riechen vor und sagte Iwan Iljitsch, sie habe sich mit dem Kasaner Essen den Magen verdorben; er möchte einmal in die Apotheke hinüberlaufen.

Als Student in Petersburg begeisterte er sich für die Medizinerin Wilbuschewitsch und hatte mit ihr sogar mehrere Rendez-vous in der Anatomie; aber die Sache verlief irgendwie ganz von selbst im Sande, und die Wilbuschewitsch zog aus Petersburg aufs Land, wo sie einen Posten beim Semstwo bekam.

Einmal verliebte sich in Swan Iljitsch bis zur Verzweiflung, bis zu Tränen, die Warenhausverkäuferin Sinotschka, und er tat aus Verlegenheit und Herzengüte alles, was sie von ihm wollte, atmete aber erleichtert auf, als sie in die Moskauer Filiale der gleichen Firma versetzt wurde: nun war er die ständige Last irgendwelcher unerfüllter Pflichten los.

Das letzte zarte Gefühl hatte er im Juni vor zwei Jahren gehabt. Sein Zimmer ging nach dem Hofe, und im Fenster gegenüber erschien täglich vor Sonnenuntergang ein schwächtiges und blasses junges Mädchen, das das Fenster öffnete und sorgfältig immer das gleiche rotbraune Kleid schüttelte und bürstete. Darauf zog sie es an und ging in den Park hinunter, wo sie eine Zeitlang auf einer Bank saß. In diesem Park kam Swan Iljitsch mit ihr einmal ins Gespräch, und von nun an gingen sie jeden Abend zusammen spazieren, lobten die Petersburger Sonnenuntergänge und sprachen auch von anderen Dingen.

Dieses junge Mädchen, Olja Komarowa, war ganz alleinstehend, diente in einer Notariatskanzlei und hustete immerfort. Sie sprachen von diesem Husten, von ihrer Krankheit, erörterten, wie traurig es einem einsamen Menschen abends zumute sei, und sie erzählte, daß eine Bekannte von ihr, namens Kira, einen

guten Menschen kennen gelernt habe, der sie nach der Krim mitnahm. Die Gespräche waren langweilig. Olja Komarowa hatte jede Hoffnung auf das Glück so endgültig aufgegeben, daß sie Iwan Iljitsch ganz ungeniert ihre heimlichsten Gedanken anvertraute und sogar äußerte, er werde sich am Ende auch plötzlich in sie verlieben und sie in die Krim mitnehmen. Iwan Iljitsch fühlte Mitleid mit ihr und achtete sie, konnte sich aber nicht in sie verlieben, selbst wenn er sich zuweilen nach einem solchen Gespräch, abends auf dem Sofa, einredete, daß er ein Egoist und Lüstling, ein roher und schlechter Mensch sei.

Olja Komarowa erkältete sich im Herbst und mußte sich legen: es war Lungenschwindsucht. Iwan Iljitsch brachte sie ins Krankenhaus und von dort auf den Friedhof. Vor dem Tode fragte sie ihn: „Wenn ich gesund werde, werden Sie mich dann heiraten?“ — „Mein Ehrenwort, daß ich Sie heiraten werde,“ antwortete ihr Iwan Iljitsch.

Das Gefühl gegenüber Dascha war aber von all den früheren verschieden. Jelisaweta Kijewna hatte gesagt: „Er ist verliebt“. Indes kann man sich doch nur in etwas verlieben, was als erreichbar erscheint, und es ist unmöglich, sich in eine Statue oder eine Wolke zu verlieben.

Für Dascha empfand er ein eigentümliches, ihm völlig unbekanntes Gefühl, das ihm um so unverständlicher war, als auch gar kein Grund dazu vorlag: er hatte ja mit ihr nur jenes kurze Gespräch gehabt und den Stuhl in die Ecke seines Zimmers gestellt. Dieses Gefühl war nicht einmal besonders stark, aber Iwan

Iltitsch spürte das Bedürfnis, ein anderer, ein besonderer Mensch zu werden und auf sich sehr acht zu geben. Oft dachte er sich: „Bald bin ich dreißig Jahre alt, mein Leben war aber bisher ein Vegetieren. Furchtbar öde. Dieser Egoismus, diese Gleichgültigkeit gegen die Menschen! Es ist ein unsauberes Leben. Ich muß mich aufraffen, solange es noch Zeit ist.“

* * *

Ende März, an einem der voreiligen Frühlingstage, die unerwartet in die mit weißem Schnee bedeckte, warm eingemummte Stadt eindringen, wenn es schon am Morgen von allen Gesimsen und Dächern tropft, das Wasser in den Traufen rauscht und die unter diesen stehenden grünen Kübel überlaufen, wenn der Asphalt zu rauchen beginnt und stellenweise sogar trocken wird, wenn die Pelze besonders schwer auf die Schultern drücken und sich plötzlich ein junger Mann mit einem Spitzbart ganz ohne Mantel auf der Straße zeigt, und alle ihn lächelnd anblicken, wenn man über sich einen abgrundtiefen Himmel sieht, so blau, als wäre er von all den Wassern rein gewaschen, — an einem solchen Tag um halb vier Uhr nachmittags trat Iwan Iltitsch aus dem technischen Bureau Siemens & Halske auf den Newskij-Prospekt, knöpfte seinen Iltispelz auf und sagte sich: „Das Leben ist doch recht schön!“

Im gleichen Augenblick erblickte er Dascha. Sie ging in einem dunkelblauen Frühjahrmantel langsam am Rande des Trottoirs und schwang in ihrer linken

Hand ein Paketchen; auf ihrem dunkelblauen Hütchen wiegten sich weiße Margueriten; ihr Gesicht war versonnen und traurig. Sie kam von der Seite, von der auf die Pfützen, die Trambahnschienen, die Fensterscheiben, die Rücken und Beine der Passanten, die Speichen und die Messingbeschläge der Equipagen aus einem blauen Abgrund die riesengroße, zottige, in lenzlicher Wut brennende Sonne strahlte.

Dascha trat gleichsam aus dieser Bläue und diesem Licht heraus und verlor sich in der Menge. Iwan Kljitsch blickte lange in die Richtung. Sein Herz schlug langsam wie eine Faust gegen seine Brust. Die Luft war dick, würzig, und ihm schwindelte der Kopf.

Iwan Kljitsch ging langsam bis zur Ecke und blieb, die Hände im Rücken, lange vor einer Plakatsäule stehen. „Neue und interessante Abenteuer Jacks des Aufschlitzers, 2400 Meter“ las er an die sechs Mal und kam endlich zur Einsicht, daß er nichts verstehe und so glücklich sei, wie noch nie im Leben.

Als er aber von der Plakatsäule wegging, erblickte er Dascha zum zweiten Male. Sie ging zurück, mit den gleichen Margueriten auf dem Hut und dem gleichen Paketchen in der Hand, wieder auf dem Rande des Trottoirs. Er ging auf sie zu, zog den Hut und sagte: „Darja Dmitrijewna, ich störe doch nicht, wenn ich Ihnen guten Tag sage?“

Sie fuhr leicht zusammen. Dann richtete sie auf ihn ihre kühlen Augen, in denen zwei grüne Pünktchen aufleuchteten, lächelte ihm freundlich zu und reichte ihm freundschaftlich ihre Hand im weißen Lederhandschuh.

„Wie schön, daß ich Sie treffe! Ich habe heute sogar an Sie gedacht. . . . Ich habe an Sie wirklich gedacht.“ Dascha nickte mit dem Kopf, und auch die Margueriten auf ihrem Hüthen nickten.

„Darja Dmitrijevna, ich hatte eben auf dem Newskij zu tun und bin nun ganz frei. . . . Auch ist der Tag so . . .“ Iwan Iljitsch verzog die Lippen und wandte seine ganze Geistesgegenwart auf, um nicht zu lächeln.

Dascha fragte: „Iwan Iljitsch, können Sie mich nicht nach Hause begleiten?“

„Gewiß . . . ja . . .“

Sie bogen in eine Seitenstraße ein und gingen nun im Schatten.

„Iwan Iljitsch, wird es Ihnen nicht sonderbar erscheinen, wenn ich Sie etwas frage? Nein, gewiß, gerade mit Ihnen will ich davon sprechen. Antworten Sie mir aber sofort. Sprechen Sie ohne nachzudenken, antworten Sie, sobald ich Sie gefragt habe.“ Ihr Gesicht hatte einen besorgten Ausdruck, und die Brauen waren zusammengezogen. „Früher einmal stellte ich es mir so vor,“ — sie fuhr mit der Hand durch die Luft — „es gibt Diebe, Lügner, Mörder und Straßendirnen. Sie existieren ebenso wie die Schlangen, Spinnen und Mäuse, — ich fürchte die Mäuse, — doch die Menschen, alle Menschen sind zwar ein wenig komisch und haben ihre Schwächen und Eigenheiten, sind aber alle gut und rein. . . . Sehen Sie, da geht ein junges Mädchen, sie ist eben so wie sie ist. Die ganze Welt erschien mir wie mit herrlichen Farben gemalt. Verstehen Sie mich?“

„Das ist ja herrlich, Darja Dmitrijevna . . .“

„Warten Sie. Jetzt ist mir aber, als wäre ich in dieses Bild, in eine Dunkelheit und Schwüle eingestürzt. . . . Ich sehe, — der Mensch kann bezaubernd, sogar besonders rührend sein, greifbar rührend, und bei alledem sündigen, schrecklich sündigen. Glauben Sie nicht, daß er belegte Brötchen am Büfett stiehlt, ich meine die echte Sünde: die Lüge.“ Dascha wandte sich weg, und ihr Kinn zitterte. „Dieser Mensch, den ich meine, hat einen Ehebruch begangen. Es ist eine verheiratete Frau. Darf man also sündigen? Ich frage Sie, Iwan Iljitsch.“

„Nein, man darf es nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Das kann ich Ihnen nicht sofort sagen. Aber ich fühle, daß man es nicht darf.“

„Glauben Sie, daß ich es nicht auch fühle? Seit zwei Uhr irre ich in gedrückter Stimmung durch die Stadt. Der Tag ist so schön und erfrischend, mir kommt es aber immer vor, als ob sich in allen diesen Häusern, hinter den Vorhängen schwarze Menschen versteckt hielten. Und ich muß mit diesen Menschen sein, verstehen Sie mich?“

„Nein, ich verstehe Sie nicht,“ antwortete er schnell.

„Nein, ich muß es. Ich muß hin. Denn das ganze Leben ist dort, hinter den Vorhängen, und nicht hier. Ach, ich habe solchen Kummer! Folglich bin ich ganz einfach ein dummes Mädel. Diese Stadt ist aber nicht für dumme Mädel erbaut, sondern für Erwachsene.“

Dascha blieb vor ihrer Haustüre stehen und fing an, mit der Spitze ihres hohen Schuhs eine Zigarettenschachtel herumzuschieben, die jemand auf den Asphalt

geworfen hatte; eine grüne Dame, die aus dem Munde Rauch aufsteigen ließ, war darauf abgebildet. Iwan Iljitsch betrachtete die Lackkappe ihres Schuhs und fühlte, wie Dascha ihm entschwebte und sich wie ein Nebel auflöste. Er hätte sie gerne zurückgehalten, aber durch welche Gewalt? Es gibt wohl eine solche Gewalt, und er fühlte, wie sie ihm das Herz zusammenpreßte und ihn an der Kehle würgte. Aber für Dascha ist sein ganzes Gefühl wie ein Schatten an der Wand, denn er selbst ist für sie nicht mehr als nur der gute, nette Iwan Iljitsch.

„Nun, leben Sie wohl, ich danke Ihnen, Iwan Iljitsch. Sie sind ein guter und netter Mensch. Nach unserem Gespräch ist es mir zwar nicht leichter geworden, aber ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar. Sie haben mich doch verstanden? Ja, solche Sachen gibt es in der Welt. Es ist nichts zu machen, man muß erwachsen sein. Besuchen Sie uns doch einmal, wenn Sie gerade Zeit haben.“ Sie lächelte, schüttelte ihm die Hand, trat in die Haustür und verschwand in der Dunkelheit.

VI

Dascha öffnete die Türe ihres Zimmers und blieb erstaunt stehen: es roch nach frischen Blumen, und sogleich erblickte sie auf ihrem Toilettentisch einen Korb mit hohem Henkel und blauer Schleife. Sie lief heran und drückte ihr Gesicht in die Blüten. Es waren etwas zerdrückte und feuchte Parmaveilchen.

Dascha war erregt. Sie hatte sich schon seit dem frühen Morgen nach etwas Unbestimmtem gesehnt, und nun merkte sie, daß sie sich nach Parmaveilchen gesehnt hatte. Wer hat sie aber geschickt? Wer hat an sie heute so aufmerksam gedacht, daß er sogar das erraten hat, was ihr selbst unverständlich war? Nur diese Schleife ist ganz überflüssig. Indem Dascha die Schleife löste, dachte sie sich: Ein zwar unruhiges, aber gar nicht schlechtes junges Mädchen. Was für Sünden sie auch auf dem Gewissen hat, sie macht doch ihren Weg. Vielleicht glaubt ihr, daß sie die Nase zu hoch trägt? Es werden sich aber schon Menschen finden, die sie an dieser Nase packen und sie sogar zu schätzen wissen werden. —

In der Schleife steckte ein Zettel aus dickem Papier, auf dem mit einer unbekanntem, großen Schrift geschrieben war: „Lieben Sie die Liebe!“ Auf der Rückseite stand gedruckt: „Blumenhandlung Nizza.“ Jemand hatte also im Geschäft geschrieben: „Lieben Sie die Liebe!“ Dascha ging mit dem Blumenkorb in den

Händen in den Korridor und schrie: „Großmogul, wer hat mir die Blumen gebracht?“

Der Großmogul warf einen Blick auf den Korb und seufzte so, als wollte er sagen, daß er damit auch nicht das geringste zu tun habe. „Ein Junge aus dem Blumengeschäft hat sie für Zekaterina Dmitrijewna gebracht. Die Gnädige ließen sie aber in Ihr Zimmer stellen.“

„Hat er nicht gesagt, von wem?“

„Nein, er hat nur gesagt, daß die Blumen für die gnädige Frau sind.“

Dascha ging in ihr Zimmer und stellte sich, die Hände im Rücken verschränkt, ans Fenster. Das Abendrot ergoß sich von links, hinter der Backsteinmauer des Nachbarhauses über den Himmel, ging in Grün über und erlosch. In dieser grünen Leere tauchte ein Stern auf, der wie frisch gewaschen funkelte. Unten, längs der schmalen nebeligen Straße flammten gleichzeitig alle Bogenlampen auf, ihr Licht war noch nicht grell. Ganz nahe ratterte ein Auto, und man sah es durch die Straße in die Abenddämmerung rollen.

Im Zimmer war es nun ganz dunkel, und die Weilchen dufteten zart. Sie kamen von dem Menschen, mit dem Katja gesündigt hatte. Das war klar. Dascha stand da und dachte, daß sie wie eine Fliege in das feine Netz der verführerischen Sünde hineingeraten war. Die Sünde war in diesem feuchten Blumenduft, in diesen gezierten und aufregenden Worten „Lieben Sie die Liebe!“ und auch im milden Zauber des Abends.

Ihr Herz begann plötzlich heftig und schnell zu schlagen. Dascha hatte auf einmal das Gefühl, als be-

rühre sie mit den Fingern, sehe, höre und betaste etwas Verbotenes, Verborgenes, versengend Süßes. Sie „gestattete“ sich diese Freiheit mit ihrem ganzen Wesen. Es war ganz unbegreiflich, wie es gekommen war, daß sie sich in einem Nu „jenseits“ befand. Die Strenge schmolz wie eine dünne Eiskruste zu einem leichten Hauch, wie jener, der am Ende der Straße schwebte, wo das Auto mit den beiden Damen in weißen Hüten lautlos verschwunden war. Sie fühlte nur ihr Herz klopfen, den Kopf leicht schwindeln, und in ihrem ganzen Körper tönte ganz von selbst eine seltsam kühle, lustige Musik: „Ich lebe, ich liebe, das Leben, die ganze Welt sind mein, mein, mein!“

„Hören Sie, meine Liebe,“ sagte Dascha, die Augen öffnend, laut zu sich selbst, „Sie sind eine keusche Jungfrau, liebes Kind, Sie haben einfach einen schlechten Charakter.“

Sie ging in die entfernteste Ecke des Zimmers, setzte sich in einen großen, weichen Sessel, löste langsam eine Schokoladentafel aus der Umhüllung und begann sich auf alles zu besinnen, was in diesen vierzehn Tagen nach Katjas Sündenfall geschehen war.

Im Hause hatte sich nichts verändert. Katja war gegen Nikolai Iwanowitsch sogar besonders zärtlich. Er war in glänzendster Stimmung und trug sich mit der Absicht, sich in Finnland ein Landhaus zu bauen. Dascha allein erlebte stumm diese „Tragödie“ der beiden verblendeten Menschen. Sie konnte sich nicht entschließen, als erste das Gespräch darauf zu bringen, und Katja, die sonst immer so aufmerksam gegen Daschas Stimmungen war, schien diesmal nichts zu

merken. Jekaterina Dmitrijewna ließ für sich und für Dascha Frühjahrs toiletten zu Ostern machen, steckte tagelang bei Schneiderinnen und Putzmacherinnen, beteiligte sich an Wohltätigkeitsbazaren, veranstaltete auf Wunsch Nikolai Iwanowitschs eine literarische Aufführung, deren Ertrag inoffiziell für das Komitee der linken Fraktion der sozialdemokratischen Partei, der sogenannten Bolschewisten bestimmt war, die irgendwo in Paris hausten, empfing Gäste außer an Dienstagen auch noch an Donnerstagen und hatte, mit einem Worte, keine Minute freie Zeit.

Aber Sie haben vor Angst gezittert, sich zu nichts entschließen können und sich über Dinge den Kopf zerbrochen, von denen Sie so wenig wie ein Schaf verstehen und die Sie auch nie verstehen werden, bis Sie sich einmal die Flügel versengt haben, — dachte sich Dascha, leise lachend. Aus jenem dunklen See, in den die Eiskügelchen gefallen waren und von dem man nichts Gutes erwarten konnte, erhob sich, wie schon so oft in diesen Tagen, das giftige und böse Bild Bessonows. Sie duldete es, und er bemächtigte sich aller ihrer Gedanken. Dascha wurde still. Im dunkeln Zimmer tickte ihre Uhr.

Dann wurde irgendwo weit im Hause eine Türe zugeschlagen, und Dascha hörte die Stimme ihrer Schwester fragen: „Ist sie schon lange zu Hause?“

Dascha erhob sich vom Sessel und ging ins Wohnzimmer. Jekaterina Dmitrijewna fragte sie sofort: „Warum bist du so rot?“

Nikolai Iwanowitsch rieb sich die Hände und ließ einen Witz aus dem Repertoire des ersten Liebhabers

und Raisonneurs los. Dascha blickte voller Haß auf seine weichen, dicken Lippen und folgte Katja in ihr Schlafzimmer. Hier ließ sie sich am Toilettentisch nieder, der so elegant und zierlich war wie alles im Zimmer ihrer Schwester, und hörte dem Geschwätz Katjas zu. Katja berichtete von den Bekannten, die sie beim Spazierengehen getroffen hatte.

Katerina Dmitrijewna machte beim Erzählen Ordnung in ihrem Spiegelschrank, in dem Handschuhe, Spitzenreste, Schleier und seidene Pantöffelchen lagen, eine Menge von Kleinigkeiten, die nach ihrem Parfüm rochen. Sie berichtete, daß Rosa Abramowna nicht mehr bei Madame Duclais arbeiten lasse sondern im Hause schneidere und zwar sehr schlecht; daß Wedrenskij wieder einen Prozeß verloren habe und auf dem Trockenen sitze; sie habe seine Frau getroffen, und diese jammerte, daß das Leben so schwer sei; bei den Limirasews hätten die Kinder Masern; Schönberg habe sich mit seinem hysterischen Frauenzimmer wieder ausgesöhnt; und man erzähle sich, sie habe sich schon wieder in seiner Wohnung zu erschießen versucht. Ja, und der Frühling, der Frühling! Was das für ein herrlicher Tag sei! Alle Menschen irrten durch die Straßen wie verschlafene Fliegen. Ja, noch eine Neuigkeit: sie habe Akundin getroffen, und dieser habe versichert, daß in der nächsten Zeit die Revolution käme. — „Weißt du, in den Fabriken, in den Dörfern, überall gärt es. Ach, möchte es doch schneller kommen! Nikolai Swanowitsch freute sich darüber so, daß er mich zu Pivato führte und wir ohne jeden triftigen Grund eine

Flasche Champagner auf die kommende Revolution tranken.“

Dascha öffnete und schloß die Kristallflasche auf dem Toilettentisch und hörte ihrer Schwester schweigend zu.

„Katja,“ sagte sie ganz unvermittelt, „weißt du, so wie ich bin, kann mich niemand brauchen.“ Zekaterina Dmitrijewna wandte sich mit dem Seidenstrumpf, den sie über die Hand gezogen hatte, um und sah ihre Schwester aufmerksam an. „Vor allen Dingen brauche ich mich selbst nicht, so wie ich bin. Es ist, wie wenn ein Mensch beschlossen hätte, nichts als rohe gelbe Rüben zu essen, und glaubte, damit über allen andern Menschen zu stehn.“

„Ich verstehe dich nicht“, sagte Zekaterina Dmitrijewna. Dascha warf einen Blick auf ihren Rücken und seufzte.

„Alle sind schlecht, ich verurteile alle. Der eine ist dumm, der andere widerlich, der dritte schmutzig. Nur ich allein bin gut. Ich bin hier fremd, und das ist mir sehr schwer. Auch dich verurteile ich, Katja.“

„Weshwegen?“ fragte Zekaterina Dmitrijewna leise, ohne sich ihr zuzuwenden.

„Nein, begreife es nur. Ich trage die Nase hoch, — das ist mein ganzer Vorzug. Es ist einfach dumm, und ich habe es satt, fremd unter euch allen zu sein. Mit einem Worte, weißt du, mir gefällt ein gewisser Mensch.“ Dascha sagte das mit gesenktem Kopf; sie hatte einen Finger in ein Kristallfläschchen gesteckt und konnte ihn nicht wieder herausziehen.

„Nun, mein Kind, Gott sei Dank, wenn er dir ge-

fällt. Du wirst glücklich sein. Wer verdient glücklich zu sein, wenn nicht du." Zekaterina Dmitrijewna seufzte leise auf.

„Weißt du, Katja, das ist nicht so einfach. Ich glaube, daß ich ihn gar nicht liebe.“

„Wenn er dir gefällt, so wirst du ihn schon lieb gewinnen.“

„Das ist es eben, daß er mir nicht gefällt.“

Zekaterina Dmitrijewna schloß die Schranktüre und blieb neben Dascha stehen. „Du hast doch eben selbst gesagt, daß er dir gefällt . . . Du bist wirklich gut.“

„Katjuscha, nimm mich nicht gleich beim Wort. Erinnerst du dich noch an den Engländer in Sestorjezk? Der gefiel mir gut, ich war sogar verliebt in ihn. Aber damals war ich — ich selbst . . . Ich wütete, suchte die Einsamkeit, heulte ganze Nächte hindurch, und alles war dann wie weggeblasen. Aber dieser . . . Ich weiß sogar nicht, ob er es ist . . . Nein, er ist's, er ist's, er ist's . . . Er hat mich ganz verwirrt . . . Und nun bin ich eine ganz andere. Als hätte ich giftige Dämpfe eingeatmet . . . Wenn er jetzt gleich zu mir ins Zimmer tritt, rühre ich mich nicht einmal . . .“

„Mein Gott, Dascha, was sagst du?“

„Katja, das nennt man doch Sünde? . . . So fasse ich es auf.“

Zekaterina Dmitrijewna setzte sich auf den Stuhl zu ihrer Schwester, zog sie zu sich heran, ergriff ihre heiße Hand und küßte sie, aber Dascha befreite sich langsam aus ihren Armen, seufzte, stützte den Kopf und sah lange durch das dunkle Fenster auf die Sterne.

„Dascha, wie heißt er?“

„Alexej Alexejewitsch Bessonow.“

Katja setzte sich auf einen anderen Stuhl, drückte sich die Hand an die Kehle und saß unbeweglich da. Dascha konnte ihr Gesicht nicht sehen — es war ganz im Schatten —, aber sie fühlte, daß sie etwas Entsetzliches gesagt hatte. Nun, um so besser! dachte sie sich und wandte sich weg. Und vor diesem „um so besser“ wurde ihr so leicht und leer zumute.

„Sag, bitte, warum dürfen alle anderen, und nur ich allein nicht? Seit zwei Jahren höre ich von den sechshundertsechundssechzig Sünden, habe aber nur ein einziges Mal geküßt: einen Gymnasiasten in der Wärmebude auf der Eisbahn.“

Sie seufzte laut auf und verstummte. Zekaterina Dmitrijewna saß vornübergebeugt, die Hände im Schoß.

„Bessonow ist ein sehr schlechter Mensch,“ sagte sie, „er ist ein schrecklicher Mensch, Dascha. Hörst du mich?“

„Ja.“

„Er wird dich zugrunde richten!“

„Nun, was soll ich machen!“

„Ich will es nicht! Soll lieber eine andere . . . Soll lieber ich zugrunde gehen! Aber nicht du, nicht du, liebes Kind!“

„Bebe schwarzer Missetäter!“ sagte Dascha mit ostentativem Lachen. „Warum ist Bessonow so schlecht, wenn ich fragen darf?“

„Ich kann es dir nicht sagen . . . Ich weiß es nicht . . . Aber ich erschauere, wenn ich an ihn bloß denke.“

„Er hat aber doch auch dir ein wenig gefallen?“

„Niemals! . . . Ich hasse ihn! . . . Gott bewahre dich vor ihm!“

„Nun siehst du es, Katjuscha. Jetzt gerate ich todsicher in sein Netz.“

„Wovon sprichst du? . . . Wir sind beide verrückt geworden!“

Dascha fand aber gerade an diesem Gespräch Gefallen: es war ihr, als balanciere sie auf einem schmalen Brett. Es gefiel ihr, daß Katja sich aufregte. An Bessonow dachte sie fast nicht mehr, aber sie fing absichtlich an, von ihrem Gefühl ihm gegenüber zu sprechen, die Begegnungen mit ihm und sein Gesicht zu beschreiben. Sie übertrieb alles, und es klang so, als ob sie sich Nächte hindurch in sündigen Gedanken verzehrte und fast bereit wäre, auf der Stelle zu Bessonow zu laufen. Schließlich wurde es ihr selbst komisch, und sie war schon im Begriff, Katja bei den Schultern zu packen und zu küssen. — Wenn jemand von uns dumm ist, so ist es Katjuscha. — Zekaterina Dmitrijewna glitt aber plötzlich vom Stuhl auf den Teppich hinunter, umschlang Dascha, drückte das Gesicht in ihren Schoß und schrie, am ganzen Körper zitternd, so auf, daß es ganz schrecklich klang: „Vergib, vergib mir! . . . Dascha, vergib mir!“

Dascha erschrak. Sie beugte sich über die Schwester, fing vor Schreck und Mitleid selbst zu weinen an und fragte schluchzend, wovon sie spreche und was sie ihr vergeben solle. Zekaterina Dmitrijewna biß aber die Zähne aufeinander und streichelte der Schwester das Gesicht und küßte ihr die Hände.

Beim Essen sah Nikolai Iwanowitsch die beiden Schwestern an und sagte: „So, so. Darf vielleicht auch ich den Grund dieser Tränen wissen?“

„Der Grund dieser Tränen ist meine gemeine Stimmung“, antwortete ihm Dascha sofort. „Beruhige dich, bitte, ich weiß schon selbst, daß ich mitsamt dieser Gabel den kleinen Finger deiner Gattin nicht wert bin.“

Gegen Ende des Abendessens, zum Kaffee, kamen Gäste. Nikolai Iwanowitsch erklärte, man müsse infolge der in der Familie herrschenden trüben Stimmung in irgendein Vergnügungsort fahren. Kulitschok telephonierte sofort um ein Auto. Katja und Dascha mußten sich umkleiden. Als Tschirwa kam und erfuhr, daß man ausfahren wolle, wurde er ganz unerwartet böse: „Wer hat schließlich den Schaden von diesem ewigen Bummeln? Doch nur die russische Literatur!“ Aber man nötigte auch ihn mitzufahren.

Im „Nordischen Palmyra“ ging es sehr laut zu; der riesengroße niedere Saal im Souterrain war überfüllt und von dem blendend weißen Lichte der sechs Kristalllüster übergossen. Die Lüster, der Tabakrauch, der zu ihnen vom Parterre aufstieg, die eng beieinander stehenden Tische, die Männer in Fräcken, die bloßen Schultern der Frauen, die bunten — grünen, lila und grauen — Perücken, die schneeweißen Spitzen, die Edelsteine, die, an den Halsen und in den Ohren zitternd, orangegelbe, blaue und rubinrote Strahlen um sich warfen, die durch das Gedränge gleitenden Kellner, der Mann mit dem abgelebten Gesicht und der feuchten Haarsträhne an der Stirn, mit erhobenen Armen und dem Zauberstab, den er vor dem himbeer-

roten Samtvorhang schwang, das funkelnde Messing der Blasinstrumente, — dies alles wiederholte und vervielfältigte sich in den Spiegelwänden, und man hatte den Eindruck, als säße hier, in unendlichen Räumen, die ganze Menschheit, die ganze Welt.

Dascha sog den Champagner durch einen Strohhalm ein und beobachtete die anderen Tische. Da sitzt vor einem schwitzenden Champagnerkühler und der Kruste eines Hummers ein glattrasierter Mann mit gepuderten Wangen. Seine Augen sind halb geschlossen, die Lippen verächtlich aufeinandergepreßt. Er sitzt da und denkt sich offenbar, daß das elektrische Licht schließlich und endlich verlöschen und alle Menschen sterben werden. Lohnt es sich überhaupt, sich über etwas zu freuen?

Der Vorhang begann zu schwanke und ging auseinander. Auf's Podium sprang ein Japaner, so klein wie ein Kind, mit tragischen Runzeln, und in der Luft über ihm wirbelten plötzlich bunte Bälle, Teller und brennende Fackeln. Dascha sah hin und dachte sich dabei: Warum hat Katja gesagt: vergib, vergib?

Plötzlich preßte ihr etwas wie ein Reifen die Schläfen zusammen, und ihr Herz blieb stehen. — Ist es möglich? — Aber sie schüttelte den Kopf, holte tief Atem, gestattete sich nicht mal weiter darüber nachzudenken, was „möglich“ sei, und sah ihre Schwester an.

Jekaterina Dmitrijewna saß am andern Ende des Tisches so müde, traurig und schön, daß Dascha Tränen in die Augen traten. Sie führte einen Finger an die Lippen und blies ihn an. Das war ein verabredetes Zeichen. Katja sah und begriff es und lächelte langsam und zärtlich.

Gegen zwei Uhr begann man zu streiten, wohin man weiter fahren sollte. Fekaterina Dmitrijevna wollte gern nach Hause. Aber Nikolai Iwanowitsch sagte, er werde tun, was „alle“ beschließen. „Alle“ beschloffen, „weiter“ zu fahren.

In diesem Moment erblickte Dascha im Publikum, das sich ein wenig gelichtet hatte, Bessonow. Er saß, den Ellenbogen vor sich auf dem Tische weit vorgeschoben, und hörte aufmerksam Akundin zu, der mit einer halbzerkaute Zigarette im Munde, auf ihn einredete, wobei er mit dem Fingernagel auf dem Tischtuche Striche zog. Bessonow verfolgte diesen Nagel mit den Blicken. Sein Gesicht war gespannt und blaß. Dascha glaubte in dem Lärm die Worte zu unterscheiden: „Alles, alles nimmt ein Ende.“ Ein dicker tatarischer Kellner verdeckte die beiden vor ihr. Katja und Nikolai Iwanowitsch hatten sich erhoben und riefen Dascha, sie solle doch aufstehen. Und so blieb sie in dieser Stimmung: von Neugierde gepeinig, aufgeregte und verwirrt.

Als sie auf die Straße traten, umfing sie die frostige Luft mit unerwarteter, süßer Frische. Am schwarzvioletten Himmel funkelten die Gestirne. Hinter Daschas Rücken sagte jemand: „Eine verdammt schöne Nacht!“ Das Auto rollte ans Trottoir heran, und hinter ihm tauchte aus dem Benzindunst ein zerlumpeter Kerl auf, der sich die Mütze vom Kopfe riß und vor Dascha tänzelnd den Wagenschlag öffnete. Dascha sah ihn im Einsteigen an: der Mann war mager und unrasiert, hatte einen schiefen Mund und zitterte am ganzen Leibe, während er die Ellenbogen an den Kör-

per drückte. „Ich gratuliere zu dem im Tempel des Luxus und der sinnlichen Genüsse glücklich verbrachten Abend!“ rief er laut mit heiserer Stimme. Dann fing er geschickt das Zwanzigkopekenstück auf, das ihm jemand hingeworfen hatte, und salutierte mit seiner zerrissenen Mütze. Dascha fühlte sich von seinen schwarzen, haßerfüllten Augen gestochen.

Man kam sehr spät heim. Dascha lag in ihrem Bette auf dem Rücken und schlief nicht, sie war nur halb bewußtlos vor Müdigkeit, ihr ganzer Körper war wie gelähmt.

Plötzlich riß sie sich stöhnend die Decke von der Brust, setzte sich auf und öffnete die Augen. Aus dem Fenster fiel auf das Parkett Sonnenlicht . . . „Mein Gott, war das eben grauenhaft!“ Es war so grauenhaft, daß sie beinahe weinte; als sie aber zu sich kam, zeigte sich, daß sie alles schon vergessen hatte. Im Herzen blieb nur der Schmerz von einem widerlichen und grauenhaften Traum.

* * *

Dascha ging nach dem Frühstück in die Hochschule, meldete sich zum Examen an, kaufte sich Lehrbücher und führte bis zum Mittagessen ein wirklich strenges Arbeitsleben: sie büffelte das verhaßte römische Recht. Abends mußte sie aber wieder seidene Strümpfe anziehen (sie hatte am Vormittag beschlossen, nur noch baumwollene zu tragen), die Arme und die Schultern pudern und sich frisieren. — Wenn ich mir einen einfachen Knoten im Nacken machen könnte, wie schön

wäre das! Aber alle schreien: Mach dir eine moderne Frisur! Und wenn ich sie mir mache, fallen alle Haare auseinander. — Mit einem Wort, es war ein Martyrium. Das neue, blauseidene Kleid hatte aber vorne einen Fleck von Champagner.

Dieses Kleid tat Dascha plötzlich so leid, so leid tat ihr auch ihr unnütz dahingehendes Leben, daß sie sich mit dem verdorbenen Rock in der Hand hinsetzte und in Tränen ausbrach. In der Lüre erschien Nikolai Iwanowitsch, als er aber Dascha im bloßen Hemd sitzen und weinen sah, rief er seine Frau. Katja kam gelaufen, packte das Kleid und sagte: „Das werden wir gleich haben!“ Und sie rief den Großmogul, der sofort mit Benzin und heißem Wasser erschien.

Man reinigte das Kleid und zog Dascha an. Nikolai Iwanowitsch fluchte im Vorzimmer: „Es ist doch eine Premiere, meine Herrschaften, man darf nicht zu spät kommen!“ Aber man kam natürlich doch zu spät.

Dascha saß in der Loge neben Zekaterina Dmitrijevna und hörte zu, wie ein großer Mann mit aufgeklebtem Bart und unnatürlich weit aufgerissenen Augen, unter einem flachen Baume zu einem Mädchen in einem grellrosafarbenen Kleide sprach: „Sofja Iwanowna, ich liebe Sie, ich liebe Sie,“ indem er dabei ihre Hand hielt. Obwohl das Stück gar nicht traurig war, hatte Dascha die ganze Zeit Lust, zu weinen und das Mädchen im grellrosafarbenen Kleid zu bemitleiden, und es war ihr ärgerlich, daß das Stück einen ganz anderen Verlauf nahm. Es zeigte sich, daß das Mädchen ihn liebte und zugleich auch nicht liebte. Als er sie umarmen wollte, lachte sie wie

eine Nixe auf und lief zu dem Schurken, dessen weiße Hose im Hintergrunde zwischen den Baumstämmen schimmerte. Der Mann griff sich an den Kopf, sprach davon, daß er irgendein Manuskript — sein Lebenswerk — vernichten werde, und damit war der erste Akt zu Ende.

In der Loge erschienen Bekannte, und es begann die übliche, beschleunigte, etwas geschraubte Unterhaltung.

Der kleine Schönberg mit dem kahlen Schädel und dem glattrasierten, abgelebten Gesicht, das aus dem steifen Stehkragen herauspringen zu wollen schien, sagte, das Stück sei hinreißend. „Es ist wieder das Sexualproblem, aber außerordentlich scharf pointiert. Die Menschheit muß mit diesem verdammten Problem endlich einmal fertig werden.“

Der lange und mürrische Untersuchungsrichter Burow, dessen Frau um die Weihnachtszeit mit einem Rennstallbesitzer durchgebrannt war, meinte darauf: „Ich weiß nicht, wie es den anderen geht, für mich ist dieses Problem längst erledigt. Die Frau lügt schon durch die bloße Tatsache ihrer Existenz, der Mann aber lügt mit Hilfe der Kunst. Das Sexualproblem ist einfach eine Gemeinheit, und die Kunst — eine Form von Verbrechen.“

Nikolai Iwanowitsch lachte auf und sah seine Frau an. Burow fuhr düster fort: „Wenn für den Vogel die Brutzeit gekommen ist, kleidet sich das Männchen in einen bunten Schwanz. Das ist eine Lüge, denn sein Schwanz ist von Natur grau und nicht bunt. Am Baume geht eine Blüte auf, — auch das ist eine Lüge, ein Köder, denn das Wesen der Sache liegt in

den häßlichen Wurzeln unter der Erde. Am meisten lügt aber der Mensch. An ihm wachsen keine Blumen, einen Schwanz hat er nicht, also muß er es mit der Zunge machen, — die Liebe und alles, was drum und dran ist, ist eine besonders gemeine Lüge. Diese Dinge sind nur für junge Mädchen im zarten Alter problematisch,“ er schielte auf Dascha — „aber in unserer Zeit der allgemeinen Verdummung befassen sich mit diesem Unsinn die ernsthaftesten Menschen. Jawohl, das russische Reich leidet an einer Magenverstopfung.“ Er beugte sich mit einer katarrhalischen Grimasse über die Bonbonschachtel, wühlte in ihr mit dem Finger, wählte ein Schokoladenbonbon mit Rum aus, seufzte, schob es sich in den Mund und führte das große Opernglas, das er an einem Riemen um den Hals hängen hatte, an die Augen.

Das Gespräch kam auf den Stillstand in der Politik und auf die Reaktion. Kulitschok berichtete, die Brauen bewegend und aufgeregt flüsternd, vom letzten Hofskandal.

„Entsetzlich, entsetzlich!“ sagte Schönberg schnell. Nikolai Iwanowitsch schlug sich aufs Knie. „Eine Revolution, meine Herren, wir brauchen sofort eine Revolution! Sonst ersticken wir einfach. Ich habe Informationen,“ fügte er leise hinzu, „daß es in den Fabriken sehr unruhig ist.“

Alle zehn Finger Schönbergs flogen vor Erregung in die Luft. „Aber wann, wann? Man kann doch nicht ohne Ende warten!“

„Wir werden es schon erleben, Jakow Alexandrowitsch,“ versetzte Nikolai Iwanowitsch mit lustiger

Miene. „Ihnen werden wir das Portefeuille des Justizministers geben, Excellenz.“

Dascha langweilten diese Gespräche vom Sexualproblem, von der Revolution und den Portefeuilles. Sie stützte sich mit der einen Hand gegen die samtgepolsterte Brüstung der Loge, hielt mit der anderen Katja um die Taille gefaßt, blickte ins Parterre und lächelte den Bekannten zu. Dascha wußte und sah, daß sie und ihre Schwester beim Publikum Erfolg hatten, und diese Blicke, die sie in der Menge auffing, — die zärtlichen Männerblicke und die bösen Frauenblicke, — diese einzelnen Worte, die sie erhaschte, und die lächelnden Gesichter erregten sie wie berauschende Frühlingsluft. Die winterliche Stimmung war vergangen. Eine Locke Katjas kitzelte ihr die Wange am Ohr.

„Katjuscha, ich liebe dich!“ flüsterte Dascha.

„Und ich dich.“

„Freust du dich, daß ich bei dir wohne?“

„Ja, sehr.“

Dascha überlegte sich, was sie Katja noch Angenehmes sagen könnte. Und plötzlich erblickte sie unten Tseljegin. Er stand im schwarzen Gehrock, den Hut und das Programm in den Händen und schielte schon lange nach der Loge der Smokownikows. Sein sonnverbranntes, scharfgeschnittenes Gesicht stach sehr von den übrigen Gesichtern ab, die entweder allzu weiß, oder allzu abgelebt waren. Sein Haar war viel blonder als Dascha es sich vorgestellt hatte, — es war wie reifes Korn.

Als ihre Blicke sich trafen, nickte er Dascha zu, und wandte sich gleich wieder weg, dabei fiel ihm

aber der Hut aus der Hand. Als er sich bückte, um ihn aufzuheben, stieß er eine in der ersten Reihe sitzende dicke Dame an; er entschuldigte sich und schielte wieder nach der Loge; als er Dascha lachen sah, errötete er, wich zurück und trat dem Redakteur der ästhetischen Zeitschrift „Der Musenchor“ auf den Fuß; nun winkte er resigniert mit der Hand und ging dem Ausgang zu.

Dascha sagte zu ihrer Schwester: „Katja, das ist Teljegin.“

„Ich sehe ihn, er ist sehr nett.“

„So nett, daß ich ihn abküssen könnte. Wenn du nur wüßtest, wie klug er ist, Katjuscha.“

„Weißt du, Dascha . . .“

„Was?“

Die Schwester sagte aber nichts weiter. Dascha erriet, was sie meinte, und verstummte gleichfalls. Ihr Herz krampfte sich wieder zusammen, — in ihrem Schneckenhause sah es gar nicht gut aus: sie hatte sich für einen Augenblick vergessen, als sie aber hineinblickte, war es darin so unruhig, dumpf und schwül.

Als der Saal wieder im Dunkeln lag und der Vorhang sich teilte, fühlte sich Dascha wie aus dem Hause gejagt, — sie konnte sich nirgends vor sich selbst retten. Sie seufzte auf und begann aufmerksam zuzuhören.

Der Mann mit dem aufgeklebten Bart drohte noch immer, ein Manuskript zu verbrennen; das junge Mädchen saß am Klavier und machte sich über ihn lustig. Es war klar, daß es viel besser wäre, dieses Mädchen schleunigst zu verheiraten, als die Geschichte

noch durch ganze drei Akte hinzuziehen. Das Ganze war nichts anderes als Hysterie und Dummheit.

Dascha hob ihre Augen zur Saaldecke, — dort schwebte zwischen Wolken eine schöne, halbnackte Frau mit einem freudigen und heiteren Lächeln. — Mein Gott, wie die mir ähnlich sieht! dachte sich Dascha. Und im gleichen Moment sah sie sich gleichsam von der Seite: da sitzt so ein Geschöpf in der Loge, ißt Schokolade, lügt, redet Unsinn und wartet, daß mit ihr ganz von selbst etwas Ungewöhnliches geschehe. Aber es wird nichts geschehen. — Ich werde nicht leben, ehe ich nicht zu ihm gegangen bin, seine Stimme gehört und seine Nähe gefühlt habe. Alles andere ist Lüge. Man muß einfach ehrlich gegen sich selbst sein! —

* * *

Von diesem Abend an überlegte sich Dascha nicht mehr, ob sie Bessonow wirklich liebe oder sich nur in sündiger Willenlosigkeit, von einer krankhaften Neugier zu ihm hingezogen fühle. Jetzt wußte sie, daß sie ihn aufsuchen würde, und sie fürchtete diese Stunde. Eine Zeitlang war sie fest entschlossen, zu ihrem Vater nach Samara zu fahren, aber sie sagte sich, daß diese fünfzehnhundert Werst sie vor der Versuchung nicht retten könnten, und gab jeden Widerstand auf.

Ihre gesunde Jungfräulichkeit lehnte sich auf, aber was konnte sie mit jenem „andern Menschen“ anfassen, den alles in der Welt unterstützte! Schließlich war es unerträglich beleidigend, so lange zu

leiden und an diesen Bessonow zu denken, der sich um sie nicht im geringsten kümmerte, sehr vergnügt irgendwo in der Nähe des Kamennooostrowskij-Prospekts wohnte und Verse auf die Schauspielerin mit den Spitzenjupons schrieb. Dascha war aber vollständig von ihm erfüllt und lebte nur in ihm. Sie fing an, sich zu vernachlässigen. Sie scheidete sich nun das Haar ganz glatt und band es zu einem Knoten im Nacken, trug ihr altes Kleid, das sie noch als Gymnasiastin getragen und aus Samara mitgebracht hatte, büffelte düster und trozig das römische Recht, erschien nicht, wenn Gäste im Hause waren, und verzichtete auf alle Zerstreungen.

Anfang April, an einem kühlen Abend, als das Abendrot schon verglommen war und der blaßgrüne Himmel mit einem phosphorischen Scheine leuchtete, der keine Schatten erzeugte, kehrte Dascha zu Fuß von den Inseln zurück.

Zu Hause hatte sie gesagt, daß sie in die Hochschule gehe, war aber statt dessen mit der Trambahn bis zur Selagin-Brücke gefahren und den ganzen Abend durch die nackten Aaleen geirrt und hatte das Wasser, die in den orangegelben Himmel ragenden lilagrauen Aste, die Gesichter der Passanten und die hinter den moosbewachsenen Baumstämmen vorbeiziehenden Lichter der Equipagen betrachtet. Sie dachte an nichts und hatte keine Eile.

Es war ihr so ruhig zumute, und sie fühlte sich ganz von der salzigen Frühlingsluft, die vom Meere her zog, erfüllt. Sie war schon recht müde geworden, hatte aber keine Lust, nach Hause zurückzukehren,

ins Zimmer, wo sie schon so viele schwüle Gedanken gehabt hatte.

Über den breiten Kamennoostrrowskij-Prospekt fuhren im Trab Equipagen, rollten langgestreckte Automobile und bewegten sich scherzend und lachend Gruppen von Spaziergängern. Dascha bog in eine Seitenstraße ein.

Hier war es ganz still und leer. Über den Dächern leuchtete grün der Himmel. Aus fast jedem Hause tönte hinter den heruntergelassenen Vorhängen Musik. Hier wurde eine Sonate geübt, dort klang ein alter, bekannter Walzer, und dort schwebten aus einem im Abendrot glühenden Fenster im Mezzanin die vier Kristallstimmen einer Fuge. Es klang, als singe in der Stille dieses blauen Abends der Himmel selbst.

Auch Dascha war ganz von Tönen erfüllt, und alles in ihr sang und trauerte. Ihr Körper schien auf einmal so leicht und rein und makellos.

Sie bog um die Ecke, las an der Mauer die Hausnummer, lächelte, trat vor die Tür, wo über einem Löwenkopf aus Messing die Visitenkarte „A. Bessonow“ prangte, und zog kräftig an der Klingel.

VII

Un das eiserne Tor wurde geklopft. Auf dem Steinpfosten im Schatten des Torweges rührte sich ein Schafspelz, eine Hand mit klirrenden Schlüsseln fuhr hinauf, das Schloß kreischte, und das schwere Tor ging auf.

Auf die Straße traten zwei Männer, das Kinn in die aufgestellten Krügen gedrückt; es waren Bessonow und Akundin. Aus schwarzem Schafspelz heraus zeigte sich das kurzsichtige Gesicht des Nachtwächters und bat sie um ein Trinkgeld. Bessonow drückte ihm ins Ende des Ärmels ein Zwanzigkopfenstück und ging nach rechts durch die leere Straße. Akundin ging erst hinter ihm her, holte ihn dann ein und faßte ihn unter den Arm.

„Nun, Alexej Alexejewitsch, wie gefiel Ihnen unser Prophet Elisa?“

Bessonow blieb sofort stehen.

„Hören Sie, es ist ja Wahnsinn! In einem Hinterhaus mit schmutziger Treppe, in einem dumpfen Zimmer zwischen Büchern und Tabak zu sitzen und zu denken. . . . Haben Sie sein Gesicht betrachtet? . . . Kein Tropfen Blut ist darin. . . . Ein ungewöhnlich roter Mund, als sauge er jedes Wort erst mit den Lippen. Bedenken Sie nur, wenn man alles verwirklichen wollte, was er sagte. . . .“

„Das würde einen großen Spaß geben, Alexej Alexejewitsch.“

„Nein, es ist Wahnsinn! . . . Auf einem alten Sofa, in Tabakrauch den Weltbrand anfachen! . . . Was erzählen Sie mir! Jetzt regnet es und es wird bis ans Ende aller Zeiten so regnen. . . . Sie werden keinen einzigen Stein von der Stelle rücken.“

Sie standen unter einer Laterne. Bessonow sah auf die im Nebel des feinen Regens verschwindenden grünlichen Lichter. Die wenigen Passanten eilten, sich im schwarzen Asphalt spiegelnd, nach Hause, die Hände in die Taschen und die Nasen in die Mantelkrägen vergraben. Akundin sah unter seinem großen grauen Hut Bessonow von unten an, lächelte und zupfte an seinem Bärtchen.

„Wir werden in solche Posaunen von Jericho stoßen, Alexej Alexejewitsch, daß nicht nur die Mauern einstürzen werden, sondern alles von unten bis oben. Wir haben nämlich einen wunderbaren Kunstgriff. Wir kennen ein Zauberwort. Das wichtigste war, dieses Wörtchen zu finden, — Sesam, öffne dich. Unser Wörtchen hat eine besondere Eigenschaft: wo man es auch hinsetzt, fängt alles zugleich zu faulen an und zerfällt. Sie aber sagen, daß wir keinen Stein von der Stelle rücken werden. Sagen wir z. B.: im Interesse unserer Mineralschätze ist es notwendig, die Deutschen zu schlagen und ihre Städte niederzubrennen. Hurra, Kinder, für den Glauben, für den Zaren und für das Vaterland! Nun versuchen Sie einmal, hier unser Wörtchen hinzusetzen. Genossen, Russen, Deutsche usw., ihr Bettler und Ausgestoßene der Gesellschaft, man hat euch genug Blut ausgesogen, man ist auf eurem Buckel genug herumgeritten, laßt uns

jetzt die Weltgerechtigkeit errichten. Das ist es, wozu wir euch rufen. Von nun an seid ihr allein Menschen, alle andern sind Parasiten. Ja, was ist denn los? Was für Parasiten? Was für eine Weltgerechtigkeit? Merezj Merezjewitsch, verstehen Sie mich, hier braucht man eine Geste wie die, mit der Jesu Christo die Reiche der Erde gezeigt wurden. Dies muß eben wiederholt werden. Es muß anschaulich gemacht werden, was die Weltgerechtigkeit in der Vorstellung des Bauern Merezj Iwanow des Siebenten aus dem Dorfe Brjuchino im Kreise Kaschira bedeutet, der von seinem zwölften Lebensjahre an in einer Ziegelei um einen Lohn von fünfundfünfzig Kopeken pro Tag bei eigener Verpflegung arbeitet. Ein Beispiel: Seht ihr dieses steinerne Haus? Wir sehen es. In diesem Hause wohnt der Besitzer der Ziegelei und hat eine dicke Uhrkette am Bauche hängen, seht ihr ihn? Wir sehen ihn. Er hat einen Schrank voll Geld, vor den Fenstern geht aber ein Schutzmann auf und ab und paßt streng auf, seht ihr es? Wir sehen es. Nun, nach der Weltgerechtigkeit ist das alles euer, Genossen. Habt ihr es verstanden? Sie aber, Merezj Merezjewitsch, sagen, wir seien bloß Theoretiker. Wir sind wie die ersten Christen. Jene haben sich vor dem Bettler verbeugt, und auch wir verbeugen uns vor dem Erniedrigten und Beleidigten, der so heruntergekommen ist, daß er nicht mal einem Menschen ähnlich sieht, im Namen der fünf Kontinente. Jene kannten ein Wörtchen, und auch wir kennen ein Wörtchen. Jene hatten Kreuzzüge, auch wir haben Kreuzzüge."

Mundin lachte auf und versuchte, Bessonow ins

Gesicht zu blicken, das im Schatten des Hutes lag. Dann sah er auf die Uhr und hatte plötzlich Eile.

„Sie werden sich erst dagegen stemmen, werden aber dann unbedingt zu uns kommen, Alexej Alexejewitsch. Gerade solche Menschen wie Sie brauchen wir. . . . Die Zeit ist nahe, es sind die letzten Tage. . . .“ Er kicherte, bemeisterte seine Erregung, drückte Bessonow kräftig die Hand und bog um eine Ecke. Man konnte noch lange hören, wie sicher seine Absätze auf das Trottoir klopften.

Bessonow rief nach einer Droschke. Irgendwo im Nebel ließ sich erst das Schnalzen von Lippen, und dann das Klackeln eines Wagens vernehmen. Unter der Laterne blieb eine Frau stehen und blickte gleichfalls auf die im Regen verschwimmenden Lichter. Dann sagte sie, mit Mühe die Zunge bewegend: „Das verzeihe ich nie!“ Bessonow fuhr zusammen und sah sie an. Ihr runzliges, trunkenes Gesicht lachte. Der Droschkenkutscher, ein langer Bauer mit kleinem Pferd fuhr heran und rief mit hoher Stimme: „Halt!“ Als Bessonow in den feuchten Wagen stieg, erinnerte er sich, daß ihm noch ein Rendez-vous mit einer Frau bevorstand. Es wird höchstwahrscheinlich sehr dumm und banal ausfallen, — um so besser. Er sagte dem Kutscher die Adresse, stellte seinen Kragen auf, und schon schwebten die verschwommenen Umrisse der Häuser, die erleuchteten Fenster und die gelblichen Nebelwölkchen über jeder Straßenlaterne ihm entgegen.

Der Kutscher hielt vor dem ihm genannten Restaurant und sagte mit besonders lustiger Stimme, die er nur im Verkehr mit Herrschaften gebrauchte: „Sie

sind schon der vierte, den ich herbringe. Ist hier das Essen so gut? Einer trieb mich sogar die ganze Zeit an: ‚Du kriegst einen Rubel extra,‘ sagte er, ‚wenn du schneller fährst, Hundesohn!‘ Mein Pferdchen kann aber nicht schnell laufen.“

Bessonow drückte ihm ohne zu zählen einige Münzen in die Hand und lief die breite Treppe zum Restaurant hinauf. Der Portier sagte, indem er ihm aus dem Mantel half: „Alexej Alexejewitsch, Sie werden erwartet.“

„Wer ist's?“

„Eine uns unbekannte Person weiblichen Geschlechts.“

Bessonow hob hoch den Kopf und ging, mit kühlen Augen gerade vor sich blickend, in die ferne Ecke des niederen, um diese Stunde überfüllten Saales zu seinem gewohnten Tischchen. Der Maitre d'hôtel Koskutkin, ein Greis von ehrwürdigem Aussehen, teilte ihm, sich übers Tischchen beugend, mit, daß es heute ganz ausgezeichneten Hammelrücken gebe. Bessonow entgegnete: „Ich werde nichts essen. Geben Sie mir Weißwein, meine Marke.“ Er saß lange in gerader Haltung, mit strenger Miene, die Hände auf der Tischdecke da. Um diese Stunde und an diesem Orte verfiel er wie immer in den gewohnten Zustand einer düsteren Inspiration. Alle Eindrücke des Tages hatten sich ihm gleichsam zu einer harmonischen und sinnvollen Form gefügt, und in seinem Innersten, das von den Geigen des Zigeunerorchesters, den Parfums der Frauen und der Schwüle des überfüllten Saales erregt war, erstand der Schatten dieser von außen

eingedrungenen Form, und dieser Schatten war die Inspiration. Es war ihm, als erfasse er mit einem eigentümlichen blinden inneren Tastsinn den geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge und der Worte, — des lachenden und verweinten Gesichts unter der Laterne, der von Wollust erfüllten Musik, des Fieberdeliriums des Publizisten und Soziologen, zu dem ihn Afundin heute hingeführt hatte, und aller dieser seltsamen Vergleiche, Beispiele und fichernden Worte an der Ecke unter der Gaslaterne.

Bessonow hob sein Glas und trank den Wein, ohne die Zähne zu öffnen. Sein Herz schlug langsam. Es war so unsagbar angenehm, sich ganz von Tönen und Stimmen durchdrungen zu fühlen.

Am Tische gegenüber, unter dem Spiegel speisten Saposchkow, Antoschka Arnoldow — ein zappliger Mensch mit tragischen Augen — und Jelisaweta Rижewna. Sie hatte gestern Bessonow einen langen Brief geschrieben und ihn in dieses Restaurant bestellt; nun saß sie rot und aufgereggt da. Sie trug ein schwarzgelb gestreiftes Kleid und eine ebensolche Schleife im Haar. Als Bessonow ins Lokal trat, wurde ihr schwül.

„Seien Sie vorsichtig“, flüsterte ihr Arnoldow zu und lächelte, wobei er alle seine faulen und goldenen Zähne zeigte: „Er hat seiner Schauspielerin den Laufpaß gegeben, ist jetzt ohne Frau und darum so gefährlich wie ein Tiger.“

Jelisaweta Rижewna lachte, schüttelte die gestreifte Haarschleife und ging zwischen den Tischen auf Bessonow zu. Man begleitete sie lächelnd mit den Blicken, und gab ihr den Weg frei.

In der letzten Zeit hatte sich das Leben Zelisaweta Kijewnas sehr trostlos gestaltet, — ein Tag war wie der andere, ohne Beschäftigung, ohne Hoffnung auf etwas Besseres, — mit einem Worte trostlos. Tseljegin zeigte ihr ganz offen seine Abneigung; er behandelte sie zwar höflich, mied aber alle Gespräche und das Alleinsein mit ihr. Sie jedoch fühlte voller Verzweiflung, daß sie gerade ihn brauchte. Wenn im Vorzimmer seine Stimme erklang, hob Zelisaweta Kijewna den Kopf vom Buch, in dem sie las, und sah auf die Tür. Er ging durch den Korridor, wie immer, auf den Fußspitzen. Sie wartete, ihr Herz stand still, die Türe schwamm vor ihren Augen, er ging aber wieder vorbei. Wenn er doch wenigstens anklopfen und um Streichhölzer bitten wollte. Schließlich war es ja auch wahnsinnig beleidigend.

Neulich hatte sie sich, Schirow zum Trotz, der mit größter Vorsicht auf alles in der Welt schimpfte, einen Band Bessonowscher Verse gekauft, ihn mit der Brennschere aufgeschnitten, einigemal hintereinander gelesen, mit Kaffee begossen und im Bette zerknittert; schließlich erklärte sie beim Mittagessen, daß Bessonow ein Genie sei. . . . Alle Pensionäre Tseljegin's entrüsteten sich. Saposchkow nannte Bessonow einen Fäulnispilz auf dem verwesenden Körper der Bourgeoisie. Bei Schirow blähte sich eine Ader auf der Stirn. Der Maler Walet warf die Gabel auf den Tisch. Tseljegin allein blieb teilnahmslos. Nun bekam sie den sogenannten „Anfall von Selbstprovokation“, lachte auf, ging in ihr Zimmer, schrieb einen verzückten und unsinnigen Brief an Bessonow, in dem sie ein Rendez-

vous forderte, kam ins Eßzimmer zurück und schmiß den Brief auf den Tisch. Die Pensionäre lasen ihn laut vor und berieten sich längere Zeit. Teliëgin sagte: „Ein kühner Brief!“ Jelisaweta Kijewna gab den Brief der Köchin, damit sie ihn sofort in den Kasten werfe, und fühlte, daß sie in einen Abgrund stürze.

Nun ging sie auf Bessonow zu und sagte ungezwungen: „Ich habe Ihnen geschrieben. Sie sind gekommen. Danke.“

Mit diesen Worten setzte sie sich ihm gegenüber, seitwärts zum Tisch, mit übergeschlagenen Beinen, legte einen Ellenbogen auf den Tisch, stützte das Kinn in die Hand und fing an, Alexei Alexejewitsch mit ihren gleichsam gemalten Augen zu betrachten. Er schwieg. Der Maitre d'hôtel Koskutkin brachte ein zweites Glas und schenkte Jelisaweta Kijewna Wein ein. Sie begann: „Sie werden mich natürlich fragen, warum ich Sie sprechen wollte?“

„Nein, das werde ich nicht fragen. Trinken Sie Wein.“

„Sie haben recht, ich habe Ihnen nichts zu erzählen. Sie leben, Bessonow, und ich nicht. Es ist mir einfach langweilig.“

„Was treiben Sie?“

„Es wurde mir vorgeschlagen, der terroristischen Partei beizutreten, aber ich hasse jede Disziplin. Eine Kofotte werden will ich nicht: mein Reinlichkeitsgefühl sträubt sich dagegen. Was kann man jetzt anfangen, wo alles faul ist, wo alles verwest? Ich treibe gar nichts. Es ist Ihnen sonderbar? Widerlich? Also ich frage Sie: was soll ich mit mir anfangen?“

„Ich meine, daß solche Menschen wie Sie noch etwas warten müssen,“ antwortete Bessonow, indem er sein Weinglas gegen das Licht hob: „Bald, bald kommt die Zeit, wo Tausende solcher versteinertter Chimären wie Sie lebendig werden und zusammenfliegen, um die Beute zu teilen. Sie haben die Augen einer Chimäre.“ Er trank den Wein langsam durch die Zähne.

Zeliszaweta Kijewna verstand nicht ganz, was er sprach, wurde jedoch vor Vergnügen rot. Bessonow seinerseits erkannte in ihr einen dankbaren Zuhörer, außerdem war er ganz von selbst in den richtigen Stil geraten, und er gestattete sich das Vergnügen, seinen „Zauber“ wirken zu lassen — diese vor Aufmerksamkeit erstarrte Frau mit dem schwarzen Rauch seiner Phantasie zu betäuben. Er sprach davon, daß über Rußland sich die Nacht der schrecklichen Vergeltung senke. Er erkenne das an geheimen und unheil kündenden Zeichen. An den Zäunen und Hausmauern seien in Form von Geschäftsreklamen Bilder des Teufels aufgetaucht. Gestern habe z. B. die Firma „Rosmos“ ein riesengroßes Plakat ankleben lassen: ein lachender Teufel, rot wie Blut, fliegt auf einem Automobilreifen eine endlose Treppe hinunter. In der Deneschnyj-Gasse habe er an einem Zaune ein anderes Plakat gesehen: eine Hand weist aus einer Wolke mit dem Finger auf die rätselhafte Inschrift: „In der aller-nächsten Zeit.“ — „Sie verstehen, was das heißt? . . . Sie werden bald ein weites Feld vor sich haben, Zelisaweta Kijewna.“

Während er sprach, schenkte er in beide Gläser

immer wieder Wein ein. Jelisaweta Kijewna betrachtete seine eisigen Augen, seinen weiblichen Mund, seine hochgezogenen feinen Brauen und sah, wie seine Finger, die das Glas hielten, zitterten und wie durstig und langsam er trank. Sie empfand ein wohliges Schwindelgefühl. Saposchkow machte ihr aus der Ferne Zeichen. Bessonow brach plötzlich ab, wandte sich um und fragte düster: „Wer sind diese Menschen?“

„Meine Freunde.“

„Ihre Zeichen gefallen mir nicht.“

Jelisaweta Kijewna sagte ohne Überlegung: „Gehen wir doch irgendwo anders hin, wollen Sie?“

Bessonow sah sie durchdringend an. Ihre Augen schielten etwas, der Mund lächelte leise, und an ihren Schläfen waren kleine Schweißtropfen hervorgetreten. Plötzlich fühlte er ein gieriges Verlangen nach diesem kräftigen, kurzichtigen Mädchen; er ergriff ihre große, heiße Hand, die auf dem Tische lag, und sagte: „Gehen Sie entweder sofort weg . . . oder schweigen Sie . . . Kommen Sie. So muß es sein . . .“

Jelisaweta Kijewna seufzte kurz auf, und ihre Wangen erbleichten. Sie fühlte gar nicht, wie sie sich erhob, wie Bessonow sie unter den Arm nahm, wie man ihr unten in den Mantel half. Und als sie in eine Droschke stiegen, vermochte selbst der Wind nicht ihre glühenden Wangen abzukühlen. Die Droschke rasselte über das Pflaster. Bessonow hielt seinen Stock mit beiden Händen, stützte das Kinn auf den Knäuf und sprach: „Sie sagten, daß ich lebe. Ich habe gelebt. Ich bin achtunddreißig Jahre alt, aber mein Leben ist zu Ende. Die Liebe kann mich nicht mehr täuschen.“

Es gibt nichts traurigeres als die plötzliche Erkenntnis, daß das Ritterroß nur ein Holzpferd ist. Und so muß man sich noch lange, lange Zeit durch dieses Leben schleppen . . . wie eine Leiche. . . .“

Er wandte sich um und hob lächelnd die Oberlippe.

„Es scheint, daß auch ich mit Ihnen auf die Po-saune von Jericho warten muß. Schön wäre es, wenn auf diesem Friedhof plötzlich ein Trarara erschallte! Und ein Feuerschein den ganzen Himmel bedeckte. . . .“

Sie landeten in einem Vorstadthotel. Ein ver-schlafener Kellner führte sie durch einen langen Korri-dor in das einzige noch unbefetzte Zimmer. Es war klein, mit roten Tapeten voller Risse und Flecken. An der Wand stand unter einem verblichenen Baldachin ein mächtiges Bett, und am Fußende des Bettes ein blechener Waschtisch. Es roch nach dumpfer Feuchtig-keit und Tabakrauch. An der Decke brannte trüb eine verstaubte Glühbirne. In der Türe fragte Jelisaweta Kijewna kaum hörbar: „Wozu haben Sie mich her-gebracht?“

„Nein, nein, wir werden es hier schön haben,“ antwortete Bessonow eilig. Er nahm ihr Hut und Mantel ab und legte beides auf einen zerbrochenen Stuhl. Der Kellner brachte eine Flasche Champagner und einen Teller mit kleinen Äpfeln und Weintrauben, an denen Korkspäne klebten, warf einen Blick in die Waschschüssel und verschwand mit seiner finsternen Miene.

Jelisaweta schob den Fenstervorhang etwas zurück: draußen brannte inmitten eines großen unbebauten

Platzes eine Gaslaterne und fuhren mit riesengroßen Fässern beladene Wagen vorbei, auf deren Böcken in Bastdecken gehüllte Männer kauerten. Sie lächelte, trat vor den Spiegel und begann mit eigentümlichen neuen Bewegungen, die ihr selbst fremd waren, ihre Frisur in Ordnung zu bringen. — Wenn ich morgen zur Besinnung komme, werde ich verrückt! sagte sie sich ruhig, indem sie die gestreifte Haarschleife zurechtrückte.

„Wollen Sie Sekt?“ fragte Bessonow.

„Ja.“

Sie setzte sich aufs Sofa, er ließ sich auf den Teppich zu ihren Füßen nieder und sagte wie versonnen: „Sie haben seltsame Augen: wild und sanft zugleich. Es sind russische Augen. Lieben Sie mich?“

Sie verlor wieder die Fassung, sagte sich aber gleich: Nein. Das ist ja der Wahnsinn! — Dann nahm sie aus seiner Hand das volle Sektglas und trank es aus; ihr Kopf begann zu schwindeln, als fielen er zurück.

„Ich fürchte Sie und werde Sie wahrscheinlich hassen,“ sprach Jelisaweta Kijewna; mit einem Lächeln lauschte sie ihren eigenen Worten, die wie aus der Ferne klangen. „Unterstehen Sie sich nicht, mich so anzusehen, hören Sie?!“

„Sie sind ein sonderbares Mädchen.“

„Bessonow, hören Sie, Sie sind ein gefährlicher Mensch. Ich bin aus einer Sektierer-Familie und glaube an den Teufel. . . . Mein Gott, schauen Sie mich doch nicht so an. Ich weiß, wozu Sie mich brauchen. . . . Ich fürchte Sie, mein Ehrenwort. . . .“

Sie lachte laut auf, ihr ganzer Körper erzitterte

vor Lachen, und ihre Hände verschütteten den Sekt. Bessonow legte den Kopf in ihren Schoß.

„Lieben Sie mich. . . . Ich flehe Sie an, lieben Sie mich,“ bat er voller Verzweiflung, als ob sie seine einzige Rettung wäre. „Es ist mir so schwer. . . . Ich fürchte mich so. . . . Ich fürchte allein zu sein. . . . Lieben Sie mich, lieben Sie mich. . . .“

Jelisaweta Kijerwna legte ihm ihre Hände auf den Kopf und schloß die Augen. Er erzählte, daß ihn jede Nacht eine Todesangst befallte. Er müsse dicht an seiner Seite einen lebenden Menschen fühlen, der ihn bemitleide und erwärme, der sich ihm hingebte. Es sei eine Strafe, ein Martyrium. . . .“ „Ja, ja, ich weiß es, ich bin ganz erstarrt. Mein Herz schlägt nicht mehr. Erwärmen Sie mich. Ich brauche so wenig. Erbarmen Sie sich, ich gehe zugrunde. Lassen Sie mich nicht allein. Mein liebes, liebes Mädchen. . . .“

Jelisaweta Kijerwna schwieg erschrocken und erregt. Bessonow bedeckte ihre inneren Handflächen mit immer längeren Küssen. Er küßte auch ihre kräftigen, großen Füße. Sie kniff die Augen noch fester zusammen, es war ihr, als stünde ihr das Herz still, — so schämte sie sich.

Und plötzlich lief etwas wie ein Feuer durch ihren ganzen Körper, das Unruhe und Freude weckte. Bessonow erschien ihr auf einmal so lieb wie ein unglückliches und unschuldiges Kind. Sie hob seinen Kopf und küßte ihn fest und gierig auf den Mund. Dann entkleidete sie sich schnell und ohne Scham und legte sich ins Bett.

* *
* *

Als Bessonow, den Kopf an ihre bloße Schulter geschmiegt, eingeschlafen war, betrachtete Jelisaweta Kijewna mit ihren kurzsichtigen Augen noch lange sein gelblich weißes Gesicht, das voll müder Falten war: an den Schläfen, unter den Lidern und an den Mundwinkeln. Es war ein fremdes, gar nicht geliebtes, von nun an aber für immer vertrautes Gesicht.

Es war ihr so schwer, auf den Schlafenden zu schauen, daß sie zu weinen begann. Sie dachte, daß wenn Bessonow erwache und sie, die dicke und unschöne, mit den geschwollenen Augen im Bette sehe, er sich beeilen werde, sie so schnell als möglich loszuwerden; daß er sie niemals werde lieben können, daß alle sie für ein verdorbenes, dummes und gemeines Frauenzimmer halten würden und sie auch absichtlich alles tun werde, damit man von ihr so denke; daß sie nur einen Menschen liebe, sich aber einem andern hingegeben habe und daß ihr Leben immer mit Schlamm, Schmutz und schrecklichen Kränkungen angefüllt sein werde. Jelisaweta Kijewna schluchzte leise und wischte sich mit einem Zipfel des Lakens die Augen. Endlich schlief sie, ohne es selbst zu merken, in ihren Tränen ein.

* * *

Bessonow zog mit der Nase tief Luft ein, wandte sich auf den Rücken und öffnete die Augen. Sein ganzer Körper schmerzte von einem fürchterlichen Katzenjammer. Ekelhaft war ihm der Gedanke, einen neuen Tag beginnen zu müssen. Er betrachtete lange eine der Metallkugeln am Fußende des Bettes, nahm

sich dann zusammen und blickte nach links. Neben ihm lag, gleichfalls auf dem Rücken, eine Frau, ihr Gesicht war vom bloßen Ellenbogen verdeckt.

Wer ist es? — Er strengte sein trübes Gedächtnis an, konnte sich aber auf nichts besinnen. Dann holte er unter dem Kissen das Etui hervor und zündete sich eine Zigarette an. — Zum Teufel! Vollständig vergessen! So ungeschickt. . . . —

„Ich glaube, Sie sind schon wach,“ sagte er mit einschmeichelnder Stimme. „Guten Morgen!“ Sie schwieg und nahm den Ellbogen nicht vom Gesicht. „Gestern waren wir noch einander fremd, heute sind wir aber durch die geheimnisvollen Bande der Nacht verbunden.“ Er verzog das Gesicht: es klang ziemlich banal. Vor allen Dingen wußte er aber nicht, was sie gleich anfangen würde: bereuen und weinen, oder zärtlich tun? Er berührte vorsichtig ihren Ellenbogen. Sie rückte weg. Es kam ihm vor, sie heiße Valentina. Und er sagte traurig: „Valentina, sind Sie mir böse?“

Sie setzte sich in den Kissen auf, hielt das herabgleitende Hemd mit der Hand an der Brust fest und sah ihn mit ihren hervorstehenden kurzlichtigen Augen an. Ihre Lider waren geschwollen, der volle Mund war zu einem Lächeln verzerrt. Nun besann er sich auf alles und wurde sofort von einer brüderlichen Zärtlichkeit zu ihr ergriffen.

„Ich heiße nicht Valentina, sondern Zelisaweta Kizewna,“ sagte sie. „Ich hasse Sie. Stehen Sie auf.“

Bessonow stieg sogleich aus dem Bett, kleidete sich neben dem übelriechenden Waschtisch schnell an, zog

dann den Fenstervorhang hinauf und drehte das Licht aus.

„Es gibt Minuten, die man nicht vergißt,“ sagte er. Jelisaweta Kijewna beobachtete ihn immer noch mit ihren dunkeln Augen. Als er sich mit einer Zigarette im Munde aufs Sofa setzte, sagte sie: „Wenn ich nach Hause komme, nehme ich Gift.“

„Ich kann Ihre Stimmung nicht begreifen, Jelisaweta Kijewna.“

„Gut, begreifen Sie sie nicht. Gehen Sie weg, ich will mich anziehen.“

Bessonow trat in den Korridor, wo es entsetzlich zog und nach Kohlendunst roch. Er mußte lange warten. Er saß auf der Fensterbank und rauchte. Dann ging er ans Ende des Korridors, wo aus einer kleinen Küche die gedämpften Stimmen des Kellners und zweier Zimmermädchen klangen; sie tranken Tee, und der Kellner sprach: „Du kommst mir wieder mit deinem Dorfe. Was weißt du von Rußland! Geh mal nachts hier durch die Zimmer, — dann hast du dein Rußland. Alle sind Schweinehunde! Schweinehunde und Schmutzkerle.“

„Drücken Sie sich doch etwas delikater aus, Kusjma Iwanjtsch.“

„Wenn ich hier in diesem Hotel seit achtzehn Jahren angestellt bin, darf ich mich wohl so ausdrücken.“

Bessonow ging zurück. Die Tür stand offen, das Zimmer war leer. Auf dem Boden lag sein Hut.

Nun, um so besser, sagte er sich. Dann gähnte er und reckte die Glieder.

So fing der neue Tag an. Er unterschied sich vom gestrigen dadurch, daß ein starker Wind gegen zehn Uhr morgens die Regenwolken zerriß, die Fäden nach Norden trieb und dort zu großen weißen Ballen häufte. Die nasse Stadt war von frischen Strömen von Sonnenlicht übergossen. In diesem Lichte wandten sich in Krämpfen und verendeten die schleimigen, dem Auge unsichtbaren Ungeheuer: Schnupfen, Husten, bössartige Erkältungen und melancholische Tuberkelbazillen; selbst die halbmystischen Mikroben der schwarzen Neurasthenie verkrochen sich in die Portieren, ins Halbdunkel der Zimmer und der feuchten Keller. Durch die Straßen wehte ein warmer Wind. Hausknechte in farbigen Hemden fährten und besprengten das Pflaster. Auf dem Newskij boten lasterhafte kleine Mädchen mit grünen Gesichtern den Passanten Sträußchen von Schneeglöckchen an, die nach billigem Eau de Cologne rochen. In den Läden räumte man in aller Eile die Wintersachen weg, und in den Schaufenstern erschienen gleich den ersten Blumen Frühlingshüte, leichte Stoffe, Bücher pikanten Inhalts und lustige Krawatten.

Die Dreiuhrblätter erschienen sämtlich mit der Überschrift: „Hoch der russische Frühling!“ Manche von den veröffentlichten Versen waren ziemlich doppelsinnig. Mit einem Worte, der Zensur wurde eine Nase gedreht.

Schließlich zogen durch die Stadt unter dem Gepfeife und Gejohle von Straßenjungen die Futuristen von der „Zentrale“. Es waren ihrer drei: Schirow, der Maler Walet und der damals noch völlig unbekanntes Arkadij Semiswjetow, ein baumlanger Kerl

mit einem Pferdegesicht und auffallend sehnigen Händen. Die Futuristen trugen kurze gürtellose Jacken aus orangegelbem Samt mit schwarzen Zickzacklinien, Zylinderhüte und Monokel mit Schnüren. Ein jeder hatte auf der Wange einen Fisch, einen Pfeil und ein „P“ gemalt. Gegen fünf Uhr wurden sie von der Polizei sistiert und zur Feststellung der Personalien in einer Droschke aufs Polizeirevier gebracht.

Die ganze Stadt war auf den Straßen. Auf der Morskaja, auf den Kais und dem Ramennoostrowskij-Prospekt bewegten sich glänzende Equipagen und Ströme von Menschen. Viele, sehr viele hatten den Eindruck, daß heute etwas Ungewöhnliches und Erfreuliches geschehen müsse: entweder werde im Winterpalais irgendein Manifest unterschrieben, oder der Ministerrat mittels einer Bombe in die Luft gesprengt werden; es werde überhaupt irgendwo irgendwas „losgehen“.

Über der Stadt senkte sich aber die blaue Dämmerung, längs der Kanäle und Straßen leuchteten Flammen auf, die sich als zitternde Nadeln im schwarzen Wasser spiegelten, und von den Newa-Brücken wurde hinter den Schornsteinen der Werften ein riesengroßes, rauchiges und bewölktes Abendrot sichtbar. Und es geschah nichts. Die Nadel der Peter-Pauls-Festung leuchtet zum letztenmal auf, und der Tag ging zu Ende.

Bessonow hatte an diesem Tage viel und mit Erfolg gearbeitet. Vom Nachmittagschläfchen erfrischt, las er lange Goethe, und die Lektüre hatte ihn wie immer erregt.

Er ging in seinem Zimmer mit den Bücherschränken auf und ab, rauchte und sprach mit sich selbst; ab

und zu setzte er sich an den Schreibtisch und notierte die Worte und Zeilen; um sich noch mehr anzuregen, ließ er sich schwarzen Kaffee geben, und seine ehemalige Kinderfrau, die seine kleine Junggesellenwirtschaft versah, brachte auf einem Tablett eine nach Mokka duftende Porzellanfanne.

Bessonow schrieb, daß über Rußland sich die Nacht senke, daß der Vorhang der Tragödie aufgehe und daß das Gotträger-Volk sich so wunderbar wie der Kosak in Gogols „Schreckliche Rache“ in einen Bekämpfer Gottes verwandle und eine furchtbare Larve aufsehe. Es werde eine schwarze Messe vor dem ganzen Volke abgehalten werden. Der Abgrund habe sich aufgetan. Es gebe keine Rettung mehr. Man müsse die Sünde auf sich nehmen.

Er schloß die Augen und stellte sich leere Felder vor, Kreuze auf Grabhügeln, vom Winde zerstörte Dächer und am Horizont hinter den Hügeln den Widerschein von Feuersbrünsten. Er umfaßte den Kopf mit beiden Händen und dachte sich, daß er dieses Land, das er bloß aus Büchern und Bildern kannte, nur in dieser Gestalt lieben könne. Auf seiner Stirne bildeten sich tiefe Furchen, sein Herz war von schrecklichen Ahnungen erfüllt. Dann bedeckte er, eine rauchende Zigarette zwischen den Fingern, ein knisterndes Quartblatt nach dem andern mit seinen großen Schriftzügen.

In der Abenddämmerung legte sich Bessonow, ohne Licht zu machen, aufs Sofa; er war immer noch erregt und hatte einen heißen Kopf und feuchte Hände. Damit war sein Arbeitstag zu Ende.

Sein Herz fing allmählich an, ruhiger und gleich-

mäßiger zu schlagen. Nun mußte er nachdenken, wie der Abend und die Nacht zuzubringen wären. Brrr! Niemand hatte telephoniert, niemand hatte ihn aufgesucht. Also mußte er versuchen, ganz allein mit dem Dämon der Langweile fertig zu werden. Oben, bei der englischen Familie wurde Klavier gespielt, und die Töne dieser Musik weckten unbestimmte und unmögliche Wünsche.

Plötzlich schrillte durch die Stille des Hauses die Türklingel. Die Kinderfrau schlürfte in ihren Pantoffeln vorbei. Eine laute weibliche Stimme sagte: „Ich will ihn sprechen.“

Dann — leichte, stürmische Schritte, die vor seiner Tür erstarren. Bessonow lächelte, ohne sich zu regen. Die Tür ging, ohne daß man zuvor angeknöpft hätte, auf, und ins Zimmer trat, von rückwärts, aus dem Vorzimmer beleuchtet, ein großes schlankes junges Mädchen in großem Hut mit einem Busch steil ragender Margueriten. Sie konnte im Halbdunkel nichts unterscheiden und blieb mitten im Zimmer stehen; und als Bessonow sich schweigend vom Sofa erhob, wick sie erst zurück, schüttelte aber dann trotzig den Kopf und sagte mit der gleichen hohen, herausfordernden Stimme: „Ich komme zu Ihnen in einer sehr wichtigen Angelegenheit.“

Bessonow trat an den Tisch und schaltete das Licht ein. Zwischen den Büchern und Manuskripten leuchtete ein blauer Lampenschirm auf, der das ganze Zimmer mit ruhig gedämpftem Lichte füllte.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Alexej Alexejewitsch; er bot der Besucherin einen Stuhl an, setzte

sich selbst ruhig in seinen Arbeitsstuhl und legte seine schwachen Hände auf die Armlehnen. Sein Gesicht war durchsichtig blaß, mit blauen Flecken unter den Augen. Er richtete seinen Blick langsam auf das junge Mädchen und fuhr plötzlich zusammen; seine Finger zitterten. „Darja Dmitrijewna!“ sagte er leise. „Ich habe Sie im ersten Augenblick nicht erkannt.“

Ebenso entschlossen, wie sie eingetreten war, setzte sich Dascha auf den Stuhl. Sie faltete ihre mit Glacéhandschuhen bekleideten Hände im Schoße und runzelte böse die Stirn.

„Darja Dmitrijewna, ich bin glücklich, daß Sie mich aufgesucht haben. Das ist ein großes Geschenk.“

Dascha entgegnete, ohne ihm zuzuhören: „Glauben Sie, bitte, nicht, daß ich eine Verehrerin von Ihnen bin. Einige Ihrer Verse gefallen mir, andere gefallen mir nicht, — ich verstehe sie nicht, ich liebe sie einfach nicht. Ich bin nicht hergekommen, um über Verse zu sprechen. . . . Ich bin gekommen, weil sie mich müde gequält haben. . . .“

Sie neigte tief den Kopf, und Bessonow sah, daß ihr Hals und ihre Arme zwischen den Handschuhen und den Ärmeln des schwarzen Kleides rot geworden waren. Er schwieg und rührte sich nicht.

„Ich bin Ihnen natürlich ganz gleichgültig; ich wünschte, daß Sie mir auch gleichgültig wären. Aber wie Sie sehen, gibt es höchst unangenehme Augenblicke. . . .“

Sie hob schnell den Kopf und sah ihm mit ihren strengen, klaren Augen in die seinen. Bessonow senkte langsam die Wimpern.

„Ich kann mit mir nicht fertig werden, verstehen Sie es? Sie sind in mich wie eine Krankheit eingedrungen. Ich ertappe mich jeden Augenblick darauf, daß ich an Sie denke. Das ging schließlich über meine Kraft. Es war besser, herzukommen und alles auszusprechen, als in dieser Schwüle zu leben. Heute habe ich mich dazu entschlossen. Nun, sehen Sie: ich habe Ihnen eine Liebeserklärung gemacht. . . .“

Ihre Lippen zitterten. Sie wandte sich hastig um und blickte auf die Wand, wo die von unten beleuchtete, um jene Zeit bei den Dichtern beliebte Maske Peters des Großen mit dem geschlossenen Munde und den gesenkten Lidern zu lächeln schien. Oben, beim englischen Pastor sangen die vier Stimmen der Fuge: „Wir werden sterben.“ — „Nein, wir fliegen fort.“ — „In den Kristallhellen Himmel.“ — „In die ewige, ewige, ewige Freude.“

„Wenn Sie mich zu versichern anfangen, daß Sie gegen mich die gleichen Gefühle hegen, so gehe ich augenblicklich,“ fuhr Dascha hastig und erregt fort. „Sie können mich nicht einmal achten, — das ist klar. Eine Frau handelt sonst nicht so. Aber ich will von Ihnen nichts und bitte Sie um nichts. Ich mußte Ihnen nur sagen, daß ich Sie schmerzvoll und leidenschaftlich geliebt habe. . . . Dieses Gefühl hat mich ganz ruiniert. . . . Ich habe sogar keinen Stolz. . . .“ Dabei dachte sie sich: Jetzt aufstehen, hochmütig mit dem Kopf nicken und weggehen. — Aber sie blieb sitzen, den Blick auf die lächelnde Maske geheftet. Ihrer hatte sich eine solche Schwäche bemächtigt, daß sie keine Hand heben konnte, und sie fühlte nun ihren

ganzen Körper, seine Schwere und Wärme. — Antworte doch, antworte! dachte sie wie im Traume.

Bessonow bedeckte sein Gesicht mit einer Hand und begann so leise und gedämpft, wie man in der Kirche zu sprechen pflegt: „Ich kann Ihnen nur mit meinem ganzen Geiste für dieses Gefühl danken. Solche Minuten, solchen Duft, wie der, mit dem Sie mich angehaucht haben, vergißt man niemals. . . .“

„Es wird von Ihnen gar nicht verlangt, daß Sie es nie vergessen,“ murmelte Dascha durch die Zähne.

Bessonow schwieg eine Weile, stand dann auf und lehnte sich mit dem Rücken an den Bücherschrank.

„Darja Dmitrijewna, ich kann mich vor Ihnen nur tief verbeugen. Ich war unwürdig, Ihnen zuzuhören. Vielleicht habe ich mich noch niemals so verdammt, wie in diesen Minuten. Ich habe mich ganz verausgabt und verschwendet. Womit kann ich Ihnen antworten? Mit einer Einladung in ein Vorstadthotel? Darja Dmitrijewna, ich bin gegen Sie ehrlich. Ich habe nichts, womit ich lieben könnte. Vor einigen Jahren hätte ich noch geglaubt, daß ich von der ewigen Jugend trinken kann. Ich würde Sie nicht fortgelassen haben. Ich hätte von diesem Kelch getrunken. . . .“

Dascha war es, als bohrte er feine Nadeln in sie ein. In seinen Worten war ein berauschender Schmerz.

„Jetzt verschütte ich nur den kostbaren Wein. Sie müssen begreifen, was es mich kostet. Die Hand ausstrecken und nehmen. . . .“

„Nein, nein,“ flüsterte Dascha schnell.

„Nein: ja . . . Und Sie fühlen es selbst. Es gibt

Keine süßere Sünde als Verschwenden, Verschütten. Dazu sind Sie zu mir gekommen. Sonst hätten Sie die Ihnen von Gott gegebene Schale mit Honig in alle Ewigkeit hinter weißen Vorhängen bewahrt. Sie haben sie mir gebracht. . . ." Er schloß langsam die Augen. Dascha blickte entsetzt, ohne zu atmen, ihm ins Gesicht. „Darja Dmitrijewna, gestatten Sie mir aufrichtig zu sein. Sie sehen so Ihrer Schwester ähnlich, daß ich im ersten Augenblick . . ."

„Was?“ rief Dascha. „Was haben Sie gesagt?“ Dascha sprang auf und stellte sich vor ihn. Bessonow hatte ihre Aufregung mißverstanden. Er fühlte, daß er den Kopf verlor. Seine Nüstern atmeten ihr Parfüm ein und den betäubenden und für jeden verschiedenen weiblichen Duft.

„Das ist Wahnsinn. . . . Ich weiß es. . . . Ich kann nicht. . . ." flüsterte er und tastete nach ihrer Hand. Dascha riß sich aber los und lief davon. An der Schwelle sah sie sich noch einmal mit wilden Augen um und verschwand. Die Haustür fiel krachend in Schloß. Bessonow trat langsam an den Tisch und entnahm der Kristalldose mit zitternden Fingern eine Zigarette. Dann drückte er sich die Hand auf die Augen und fühlte mit seiner ganzen erschütternden Einbildungskraft, wie der Weiße Orden sich zum entscheidenden Kampfe rüstete und ihm dieses feurige, zarte und verführerische junge Mädchen gesandt habe, um ihn zu fesseln, zu bekehren und zu retten. Er aber war unrettbar den Schwarzen verfallen. So langsam, wie Gift sich im Blute verbreitet, verzehrten ihn unbefriedigte Gier und Reue.

VIII

„Dascha, bist du es? Du darfst herein.“
Zekaterina Dmitrijevna stand vor dem Spiegelschrank und schnürte sich das Korsett. Sie lächelte Dascha freundlich zu und fuhr fort, sich geschäftig hin und her zu drehen; sie tänzelte mit den engen Pantöffelchen auf dem Teppich. Sie hatte leichte, mit Bändern und Spitzen verzierte Wäsche an, ihre hübschen Arme und Schultern waren gepudert und die Haare zu einer üppigen Krone frisiert. Neben ihr stand auf einem niederen Tischchen eine Schüssel mit heißem Wasser; überall lagen Nagelscheren, Feilen, Schminke-
stifte und Puderquasten herum. Der heutige Abend war frei, und Zekaterina Dmitrijevna „putzte sich die Federchen“, wie man es im Hause zu nennen pflegte.

„Weißt du,“ sagte sie, indem sie das Strumpfband befestigte, „heute trägt man nicht mehr die Korsetten mit der geraden Planchette. Schau, das da ist neu, von Madame Duclais. Der Leib ist viel freier und sogar ein wenig betont. Gefällt es dir?“

„Nein, es gefällt mir nicht,“ antwortete Dascha. Sie stand, die Hände im Rücken, an der Wand. Zekaterina Dmitrijevna hob erstaunt die Brauen: „Es gefällt dir wirklich nicht? Wie schade. Es ist doch so bequem.“

„Was ist bequem, Katja?“

„Vielleicht gefallen dir auch die Spitzen nicht? Man kann ja auch andere annähen. Aber es ist doch merkwürdig: warum gefällt es dir nicht?“

Sie wandte sich erst mit der rechten, dann mit der linken Hüfte zum Spiegel. Dascha sagte: „Frag mich bitte nicht, wie mir deine Korsetten gefallen.“

„Nun, Nikolai Iwanowitsch versteht doch nichts von solchen Sachen.“

„Nikolai Iwanowitsch hat damit auch nichts zu tun.“

„Dascha, was hast du?“

Jekaterina Dmitrijewna riß vor Erstaunen sogar den Mund auf. Jetzt erst merkte sie, daß Dascha sich nur mit Mühe beherrschte, durch die Zähne sprach und rote Flecken auf den Wangen hatte.

„Ich glaube, Katja, du solltest doch aufhören, dich vor dem Spiegel zu drehen.“

„Aber ich muß mich doch ordentlich machen!“

„Für wen?“

„Was hast du nur? . . . Für mich selbst“

„Du lügst!“

Beide Schwestern schwiegen darauf eine längere Weile. Jekaterina Dmitrijewna nahm von der Stuhllehne einen blaugefütterten Morgenrock aus Kamelhaar, zog ihn an und band langsam den Gürtel zu einer Schleife. Dascha verfolgte aufmerksam alle ihre Bewegungen und sagte dann: „Geh zu Nikolai Iwanowitsch und sag ihm ehrlich alles.“

Jekaterina Dmitrijewna stand da und nestelte an ihrem Gürtel. Man sah, wie sie etwas am Halse würgte, als hätte sie sich verschluckt.

„Dascha, hast du etwas erfahren?“ fragte sie leise.

„Ich war eben bei Bessonow.“ Jekaterina Dmitrijewna blickte sie schnell mit Augen an, die nichts zu sehen schienen, wurde plötzlich entsetzlich blaß und

hob die Schultern. „Du kannst unbesorgt sein, es ist mir dort nichts geschehen. Er hat es mir noch zur rechten Zeit gesagt. . . .“

Dascha trat von einem Fuß auf den anderen. „Ich habe schon lange geahnt, daß du dich gerade mit ihm . . . Aber das war mir viel zu ekelhaft, als daß ich daran glauben mochte. . . . Du warst feige, hast gelogen und hast dich dabei anscheinend ganz beruhigt. . . . Nun will ich in diesem Schmutz nicht länger leben. . . . Geh bitte zu deinem Mann, sag ihm alles und sieh selbst zu, wie du dich aus der Affäre ziehst. . . .“

Dascha konnte nicht länger sprechen, — die Schwester stand vor ihr, den Kopf tief geneigt. Dascha hätte alles erwartet, nur nicht dieses schuldbewußt und demütig gesenkten Haupt.

„Soll ich jetzt gleich hingehen?“ fragte Katja.

„Ja. Augenblicklich. . . . Ich verlange es. . . . Du mußt selbst begreifen. . . .“

Jekaterina Dmitrijewna seufzte kurz auf und ging zur Tür. Dort verweilte sie noch einen Augenblick und sagte: „Ich kann nicht, Dascha.“ Aber Dascha schwieg. „Gut, ich werde es sagen.“

* * *

Nikolai Iwanowitsch saß im Salon und las, mit dem Elfenbeinmesser im Barte wühlend, den Aufsatz Akundins in dem soeben gekommenen Heft der „Russischen Annalen“.

Der Aufsatz war dem Todestage Bakunins gewid-

met. Nikolai Iwanowitsch genoß ihn in vollen Zügen. Als seine Frau eintrat, rief er ihr zu: „Katjuscha, setz dich mal her. Hör, was er schreibt, hier diese Stelle. . . . „Der Zauber dieses Menschen — d. h. Bakunins — liegt nicht nur in seiner Gesinnung und in der grenzenlosen Hingabe an sein Werk, sondern in dem Pathos der ins reale Leben umgewandelten Ideen, von dem jede seiner Regungen erfüllt war: — die nächtlichen Gespräche mit Proudhon, der Mut, mit dem er sich in den brennendsten Kampf stürzte und selbst die romantische Geste, mit der er im Vorbeifahren die Kanonen der österreichischen Aufständischen richtete, ohne genau zu wissen, gegen wen und weswegen sie kämpften. Das Pathos Bakunins ist das Urbild der gewaltigen Kraft, mit der die neuen Klassen in den Kampf treten werden. Die Materialisation der Ideen ist die Aufgabe des beginnenden Jahrhunderts. Es ist nicht das Herausziehen dieser Ideen unter dem Haufen von Tatsachen, die dem blinden Beharrungsvermögen des Lebens untertan sind, nicht das Versetzen dieser Ideen in eine ideale Welt, sondern ein umgekehrter Prozeß: die Eroberung der physischen Welt durch die Welt der Ideen. Die Realität ist ein Haufen von Brennmaterial, die Ideen sind Funken. Diese beiden getrennten und einander feindlichen Welten müssen sich in der Flamme der Weltrevolution verbinden. . . .“ Nein, bedenke nur, Katjuscha. . . . Das steht hier schwarz auf weiß und bedeutet nichts anderes als: es lebe die Revolution! Ein Prachtkerl dieser Akundin! Wir leben tatsächlich ohne große Ideen und ohne große Gefühle. Die Regierung läßt

sich nur durch die wahnsinnige Angst vor der Zukunft leiten. Die Intelligenz frißt und sauft, — es ist Zeit, die Fenster zu öffnen. Wir tun nichts als schwagen, Katjuscha, und stecken bis an die Ohren im Sumpf. Das Volk verwest bei lebendigem Leibe. Ganz Rußland ist von Syphilis und Schnaps vergiftet. Rußland ist verfäult; wenn man es nur anbläst, zerfällt es zu Staub. Man kann nicht so leben. . . . Wir brauchen irgendeine Selbstverbrennung, eine Läuterung im Feuer. . . .“

Nikolai Iwanowitsch sprach mit erregter, sammetweicher Stimme, seine Augen waren ganz rund, das Papiermesser fuhr nur so durch die Luft. Zekaterina Dmitrijewna stand neben ihm und hielt sich an der Stuhllehne fest. Als er alles ausgesprochen hatte und von neuem anfang, die Zeitschrift aufzuschneiden, kam sie näher und legte ihm ihre Hand aufs Haar.

„Kolja, was ich dir sagen will, wird dir sehr weh tun. Ich wollte es vor dir verheimlichen, aber es kam so, daß ich es sagen muß. . . .“

Nikolai Iwanowitsch zog den Kopf unter ihrer Hand fort und sah sie aufmerksam an. „Ja, ich höre, Katja.“

„Erinnerst du dich noch, wie wir uns einmal stritten, und ich dir aus Ärger sagte, du dürfest meinetwegen nicht allzu ruhig sein. . . . Später leugnete ich es. . . .“

„Ja, ich erinnere mich.“ Er legte das Buch weg und wandte sich ganz zu ihr um. Als seine Augen den einfachen und ruhigen Blick Katjas trafen, fingen sie ängstlich zu zwinkern an.

„Also . . . ich habe damals gelogen. . . . Ich bin dir untreu gewesen. . . .“

Er versuchte zu lächeln und verzog das Gesicht zu einer schmerzvollen Grimasse. Sein Mund war wie ausgetrocknet. Als es unmöglich war, noch länger zu schweigen, sagte er mit dumpfer Stimme: „Es ist gut, daß du es mir gesagt hast. . . . Ich danke dir, Katja.“

Sie ergriff nun seine Hand, berührte sie mit den Lippen und drückte sie an ihre Brust. Seine Hand entglitt aber der ihrigen, und sie hielt sie auch selbst nicht zurück. Jekaterina Dmitrijewna ließ sich nun leise auf den Teppich sinken und drückte ihren Kopf an die Lehne des Ledersessels.

„Brauche ich dir sonst nichts mehr zu sagen?“

„Nein. Geh, Katja.“

Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. In der Eßzimmertüre fiel ganz unerwartet Dascha über sie her; sie erdrückte Katja schier in ihren Armen und flüsterte, ihr das Haar, den Hals und die Ohren küssend: „Verzeih, verzeih! . . . Du bist herrlich, du bist wunderbar! . . . Ich habe alles gehört. . . . Wirfst du mir jetzt verzeihen, wirst du mir verzeihen, Katja? . . . Katja! . . .“

Jekaterina Dmitrijewna befreite sich vorsichtig aus ihren Armen, trat an den Tisch, strich die Tischdecke glatt und sprach: „Ich habe getan, was du mir befohlen hast, Dascha.“

„Katja, wirst du mir jemals verzeihen?“

„Du hattest recht, Dascha. So ist es besser.“

„Ich hatte gar nicht recht! Ich habe dir aus bloßem Ärger allerlei Gemeinheiten gesagt, das ist alles. . . . Jetzt sehe ich aber, daß niemand dich verurteilen darf. Mögen wir alle leiden, mögen wir uns alle quälen,

aber du hast recht, ich fühle es, du hast in allen Dingen recht. Verzeih mir, Katja.“ Große Tränen liefen Daschas Wangen hinab. Sie stand einen Schritt hinter ihrer Schwester und flüsterte laut: „Wenn du mir nicht verzeihst, will ich nicht länger leben. Ich weiß überhaupt nicht, wie ich jetzt leben soll. . . . Und wenn auch du noch so zu mir bist. . . .“

Jekaterina Dmitrijewna wandte sich rasch um: „Wie bin ich zu dir, Dascha? Was willst du noch von mir? Du willst wohl, daß alles wieder gut und herzlich sei? . . . Nun will ich es dir sagen. . . . Ich habe nur darum gelogen und geschwiegen, weil es die einzige Möglichkeit war, mein Zusammenleben mit Nikolai Iwanowitsch noch eine Weile aufrechtzuerhalten. . . . Jetzt ist es aber zu Ende. Hast du es verstanden? Ich liebe Nikolai Iwanowitsch schon seit langem nicht mehr und bin ihm längst untreu. Ob Nikolai Iwanowitsch mich liebt oder nicht, das weiß ich nicht, aber er ist mein Mann. Hast du es verstanden? Vielleicht hat er noch eine andere Familie, oder vielleicht braucht er überhaupt keine Frau, oder er leidet an akuter Neurasthenie, — das weiß ich alles nicht. Hast du es verstanden? Du versteckst wie ein Fink den Kopf im Gefieder, um die schrecklichen Dinge nicht zu sehen. Ich habe sie aber gesehen und gekannt, und wenn ich in diesem Schmutz noch weiterlebte, so nur darum, weil ich eine schwache Frau bin. Ich sah, wie auch dich dieses Leben hineinzieht. Ich versuchte, dich davor zu retten, ich untersagte Bessonow, zu uns zu kommen. . . . Das war noch bevor er . . . Nun, es ist ja ganz gleich. . . . Jetzt ist aber alles zu Ende. . . .“

Katerina Dmitrijewna hob plötzlich den Kopf und horchte. Dascha überließ es kalt. In der Lüre trat seitwärts hinter der Portiere Nikolai Iwanowitsch hervor. Er hielt die Hände im Rücken. „Bessonow?“ fragte er und schüttelte lächelnd den Kopf. Dann machte er einen Schritt ins Eßzimmer. Katerina Dmitrijewna antwortete nicht. An ihren Wangen waren rote Flecken hervorgetreten, die Augen waren trocken. Sie preßte die Lippen zusammen.

„Du glaubst wohl, Katja, daß unser Gespräch schon zu Ende ist? Du bist im Irrtum.“

Er fuhr fort zu lächeln. „Dascha, laß uns, bitte, beide allein.“

„Nein, ich gehe nicht.“ Dascha stellte sich neben ihre Schwester.

„Nein, du wirst gehen. Wenn ich dich darum bitte.“

„Nein, ich gehe nicht.“

„In diesem Falle muß ich dieses Haus verlassen.“

„Verlasse es,“ erwiderte ihm Dascha mit einem Blicke voll Haß.

Nikolai Iwanowitsch wurde blaurot, aber gleich darauf leuchtete in seinen Augen der frühere Ausdruck von lustigem Wahnsinn.

„Um so besser. Bleib nur hier. Es handelt sich um folgendes, Katja. . . . Ich saß eben dort, wo du mich zurückgelassen hast, und habe in diesen wenigen Minuten das überstanden, was man im Grunde genommen nicht überstehen kann. . . . Ich kam zu dem Schluß, daß ich dich töten muß. . . . Ja, ja.“

Dascha schmiegte sich bei diesen Worten an ihre Schwester und umschlang sie mit beiden Armen. Je-

Katerina Dmitrijewnas Lippen zitterten verächtlich. „Du hast einen hysterischen Anfall. . . . Du solltest Baldrian nehmen, Nikolai Swanowitsch. . . .“

„Nein, Katja, diesmal ist es keine Hysterie. . . .“

„Dann tue das, weswegen du gekommen bist,“ rief sie aus; sie stieß Dascha zurück und ging ganz nahe auf Nikolai Swanowitsch zu. „Nun, los! Ich sage es dir ins Gesicht: ich liebe dich nicht!“

Er wich zurück, legte den Revolver, den er im Rücken gehalten hatte, auf das Tischtuch, steckte die Fingerspitzen in den Mund, biß hinein, drehte sich um und ging zur Tür. Katja blickte ihm durchdringend nach.

„Es tut so weh!“ sagte er, ohne sich umzuwenden.

„Es tut so weh! . . .“

Nun stürzte sie zu ihm hin, packte ihn bei den Schultern und wandte sein Gesicht zu sich um: „Du lügst! . . . Du lügst doch! . . . Du lügst auch jetzt! . . .“ Er schüttelte aber den Kopf und ging.

Jekaterina Dmitrijewna setzte sich an den Tisch und sagte: „Das war eben eine Szene aus dem dritten Akt mit einem Revolverschuß, Dascha. Stell dir nur selbst vor, was aus einer Frau in diesem Schmutz werden muß. . . . Ich ziehe von ihm fort.“

„Katjuscha! . . . Gott, was fällt dir ein!“

„Ich ziehe fort, ich will nicht so leben. In fünf Jahren bin ich eine alte Frau, dann ist es zu spät. Ich kann nicht länger so leben. . . . Ekelhaft, ekelhaft!“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und ließ es auf den Tisch sinken. Dascha setzte sich neben sie und küßte schnell und vorsichtig ihre Schulter. Jekaterina Dmitrijewna hob den Kopf: „Glaubst du viel-

leicht, er tut mir nicht leid? Er tat mir immer leid. Aber bedenke nur: wenn ich jetzt gleich zu ihm gehe, so wird es zwischen uns ein unendlich langes, durch und durch verlogenes Gespräch geben. . . . Es ist, als mische sich immer irgendein Teufel ein und verdrehe unsere Worte. . . . Mit Nikolai Iwanowitsch zu sprechen ist dasselbe, wie auf einem verstimmtten Klavier zu spielen. . . . Nein, ich zieh von ihm fort! . . . Ach, Dascha, wenn du nur wüßtest, wie ich mich quäle! Mit meiner ganzen Seele, mit jedem Härchen will ich lieben. Ich will mit allen meinen Gedanken, mit meinem ganzen Körper lieben, lieben. . . . So wie ich jetzt bin, hasse ich mich aber, — ich habe Ekel vor mir selbst.“

Spät am Abend ging Fekaterina Dmitrijewna dennoch ins Kabinett. Das Gespräch mit dem Manne dauerte lange, beide sprachen leise und bedrückt, bemühten sich, ehrlich zu sein und einander nicht zu schonen, und doch gingen sie mit dem Gefühl auseinander, als wäre durch diese Unterredung nichts erreicht, nichts geklärt, nichts gewonnen.

Nikolai Iwanowitsch saß dann bis zum Tagesanbruch am Tisch und seufzte. In diesen Stunden hatte er, wie Katja später erfuhr, sein ganzes Leben durchdacht und überprüft. Das Resultat war ein langer Brief an seine Frau mit folgendem Schluß: „Ja, Katja, wir befanden uns in einer moralischen Sackgasse. Während der letzten fünf Jahre habe ich kein einziges starkes Gefühl, keine einzige starke Regung gehabt. Selbst meine Liebe zu dir und die Heirat mit dir spielten sich irgendwie in großer Eile ab. Es war

eine feichte und halbhysterische Existenz unter ständiger Narkose. Es gibt nur zwei Auswege: entweder Selbstmord zu begehen oder diesen schwülen Vorhang, der alle meine Gedanken und Gefühle, mein ganzes Bewußtsein verhüllt, zu zerreißen. Ich bin aber nicht imstande, das eine oder das andere zu tun. . . .“

* * *

Das Unglück war so plötzlich gekommen und der häusliche Friede so leicht und endgültig zusammenge-
stürzt, daß Dascha wie betäubt war und gar nicht im-
stande, an sich selbst zu denken; was für einen Wert
hatten noch alle ihre Jungmädchenstimmungen, —
Unsinn, die schreckliche Ziege an der Wand, wie sie ihr
und Katja einst die Kinderfrau Luferja vorzumachen
pflegte, indem sie eine Kerze anzündete und die Hände
entsprechend zusammenlegte, und die Ziege an der
Wand fraß Kohl und bewegte die Hörner.

Dascha trat einigemal am Tage vor Katjas Türe
und kratzte daran mit dem Finger. Katja bat: „Dascha,
wenn es geht, laß mich, bitte, allein.“

Nikolai Iwanowitsch mußte in diesen Tagen im Ge-
richt auftreten. Er ging früh aus dem Hause, aß im
Restaurant und kehrte erst nachts zurück. Seine Rede
zur Verteidigung der Frau des Akzisebeamten Ladni-
kow, Soja Iwanowna, die in der Gorochowaja-Straße
ihren Geliebten, den Studenten Schlippe, Sohn eines
Petersburger Hausbesizers, im Schlafe ermordet hatte,
erschütterte die Richter und den ganzen Saal. Die Damen
schluchzten. Die Angeklagte, Soja Iwanowna, schlug sich
den Kopf an die Wand und wurde freigesprochen.

Als Nikolai Swanowitsch blaß, mit eingefallenen Augen das Gerichtsgebäude verließ, umringte ihn eine Menge von Frauen, die ihm Blumen zuwarfen und schluchzend die Hände küßten. Aus dem Gericht fuhr er nach Hause und sprach wieder mit Katja in vollkommener seelischer Auflösung.

Jekaterina Dmitrijewna hatte schon ihre Koffer gepackt. Er gab ihr den gutgemeinten Rat, nach Südfrankreich zu fahren, und bewilligte ihr zu diesem Zweck zwölftausend Rubel. Er selbst beschloß während dieses selben Gesprächs, die laufenden Geschäfte seinem Gehilfen zu übergeben und in die Krim zu fahren, um auszuruhen und seine Gedanken zu sammeln.

Eigentlich war es ganz unklar und ungewiß, ob sie sich nur für eine Zeitlang oder für immer trennten und wer wen verließ. Diese akuten Fragen wurden sorgfältig durch die Hast und Unruhe der Abreise verdeckt. An Dascha dachten sie beide überhaupt nicht. Jekaterina Dmitrijewna erinnerte sich ihrer nur im allerletzten Moment, als sie, in grauem Reisekleid und elegantem Hütchen, abgemagert, traurig und niedlich Dascha auf einem Koffer im Vorzimmer sitzen sah. Dascha baumelte mit den Beinen und aß Brot mit Marmelade, da man an diesem Tage vergessen hatte, zu Mittag zu kochen.

„Dascha, liebes Kind,“ sagte Jekaterina Dmitrijewna, sie durch den Schleier küßend, „was geschieht nur mit dir? Willst du mit mir gehn?“

Dascha antwortete aber, sie wolle in der Wohnung allein mit dem Großmogul bleiben, ihre Prüfungen machen und Ende Mai für den ganzen Sommer zum Vater reisen.

IX

Dascha blieb allein im Hause. Die großen Zimmer kamen ihr jetzt ungemütlich und alle Gegenstände in ihnen überflüssig vor. Selbst die kubistischen Bildnisse im Salon sahen nach der Abreise ihrer Besitzerin nicht mehr so schrecklich aus und waren gleichsam verblichen. Die Portieren hingen in toten Falten herab. Auf den Bezügen der Sessel und Sofas, auf den noch nicht weggeräumten Teppichen und den Tapeten traten in langweiliger Eintönigkeit die leblosen Arabesken hervor. Der Großmogul ging zwar jeden Morgen stumm wie ein Gespenst durch die Zimmer und wischte mit einem Wedel aus Hahnenfedern den Staub, aber irgendein anderer, unsichtbarer Staub legte sich immer dichter auf alle Dinge.

Jetzt hatte Dascha inmitten dieser Anhäufung überflüssiger und, niemand wußte, zu welchem Zweck angeschaffter Sachen und Säckelchen zum ersten Mal den Eindruck, daß ihre Schwester und ihr Schwager sich durch diese Gegenstände an das Leben klammerten, mit ihnen alles Leere füllten, während sie selbst keine Kraft und keine Ausdauer hatten, sich festzuhalten.

Im Zimmer der Schwester konnte man wie in einem Buche lesen, wovon Zekaterina Dmitrijewna gelebt hatte. Da stand in der Ecke eine kleine Staffelei aus gedrechseltem Holz mit einem angefangenen Bildchen, das ein weißbekröntes junges Mädchen mit Augen so groß wie das halbe Gesicht darstellte. Ze-

Katerina Dmitrijewna hatte sich einmal an diese Staf-
 felei gehalten, um irgendwie dem verrückten Trubel
 zu entrinnen, aber natürlich nicht die Ausdauer ge-
 habt, bei der Malerei zu bleiben. Da war ein an-
 tikes Nähtischchen, vollgestopft mit angefangenen
 Handarbeiten, aufgetrennten Hüten, bunten Fetzen,
 alles unvollendet und beiseite gelegt, — auch so ein
 Versuch. Die gleiche Unordnung herrschte im Schrank,
 — man sah, daß sie einmal versucht hatte, darin Ord-
 nung zu schaffen, es dann aber wieder aufgab. Über-
 all lagen halbaufgeschnittene Bücher herum, Logik-
 lehre, populäre Broschüren über Antroposophie, Ge-
 dichte, Romane. Wieviel Versuche und fruchtlose An-
 strengungen, ein neues, besseres Leben zu beginnen!
 Auf dem Toilettentisch fand Dascha einen kleinen sil-
 bernen Notizblock, auf dem geschrieben stand: „Hem-
 den 24, Untertaillen 8, Untertaillen mit Spitzen . . .
 Für die Wedrinskijs Karten zu ‚Onkel Wanja‘ . . .“
 Darunter stand mit großen kindlichen Buchstaben:
 „Eine Apfeltorte für Dascha.“

Dascha erinnerte sich, daß diese Apfeltorte niemals
 gekauft worden war. Die Schwester tat ihr so leid,
 daß sie hätte weinen können. Die Gute, Freundliche,
 für dieses Leben viel zu Zarte klammerte sich immer
 an Sachen und Säckelchen, bemühte sich, Halt zu
 finden, sich vor Zersplitterung und Zerfall zu retten,
 hatte aber niemand und nichts, was ihr hätte helfen können.

Dascha stand nun früh morgens auf, setzte sich an
 die Arbeit und bestand eine Prüfung nach der andern,
 — fast alle mit der Note Eins. Zum Telephon, das
 im Kabinett ununterbrochen schrillte, schickte sie immer

den Großmogul, der jedesmal die gleiche Antwort gab: „Die Herrschaften sind verreist, das gnädige Fräulein können nicht kommen.“

Abends spielte Dascha Klavier. Die Musik erregte sie nicht mehr so wie früher und weckte in ihr keine unbestimmten Wünsche, und das Herz erstarb nicht mehr in süßem Träumen. Wenn sie jetzt streng und ruhig vor dem Notenhefte, zwischen zwei brennenden Kerzen saß, war es ihr, als läuterte sie sich durch diese feierlichen Töne, die das ganze sündige Haus bis in die letzte Ecke füllten.

Manchmal tauchten mitten in der Musik ihre kleinen Feinde auf — ungerufene Erinnerungen. Dascha ließ dann die Hände sinken und runzelte die Stirn. Dann wurde es im Hause so still, daß man die Kerzen knistern hörte. Dascha seufzte laut auf, und ihre Finger berührten wieder mit aller Kraft die kalten Tasten, während die kleinen Feinde, wie vom Winde getriebener Staub, aus dem großen Zimmer in den finsternen Korridor, hinter die Schränke und Pappschachteln flogen. . . . Jene Dascha, die an Bessonows Türe geläutet und der schutzlosen Katja böse Worte gesagt hatte, war für immer erledigt. Das verrückte Mädchel hätte beinahe etwas sehr Schlimmes angestellt. Merkwürdig! Als ob alle diese verliebten Stimmungen das einzige Licht im Leben wären. . . . Es war ja auch gar keine Liebe dabei, sondern nur eine von diesem ganzen Trubel gereizte Neugier.

Gegen elf Uhr pflegte Dascha das Klavier zu schließen, die Kerzen auszublasen und schlafen zu gehen; dies alles machte sie sehr sachlich, ohne zu

schwanken. Während dieser Zeit faßte sie den Entschluß, ein selbständiges Leben zu beginnen, sich selbst den Lebensunterhalt zu verdienen, Katja zu sich zu nehmen und sie mit solcher Sorge, solcher Liebe zu umgeben, daß die Schwester nie mehr vor Kummer weinen solle.

* * *

Ende Mai war Dascha mit allen Prüfungen fertig und fuhr zu ihrem Vater über Rybinsk, die Wolga hinunter. Abends stieg sie direkt aus dem Eisenbahnzug in das weiße, hell beleuchtete Dampfschiff, packte in der sauberen Kajüte ihre Sachen aus, flocht sich das Haar zu einem Zopf, dachte sich noch, daß das selbständige Leben gar nicht so übel anfange, schob den Ellenbogen unter die Wange und schlief, unter dem gleichmäßigen Stampfen der Maschine, vor Glück lächelnd, ein.

Sie wurde von schweren Schritten und Trampeln auf dem Deck geweckt. Durch die Jalousie strömte Sonnenlicht herein und spielte in flüssigen Reflexen auf dem Mahagoniholz des Waschtisches. Der leichte Wind blähte den Leinenvorhang und brachte den Duft von Feldblumen und Wermut herein. Sie öffnete die Jalousie. Das Schiff hielt an einem öden Ufer, an dessen Abhang, wo wohl vor kurzem ein Erdsturz geschehen war, zwischen den Erdschollen und Baumwurzeln Wagen mit Kisten aus Fichtenholz standen. Ein braunes Füllen stand, die mageren Beine mit den dicken Knien gespreizt, am Wasser und soff. Oben auf dem Abhang ragte als großes rotes Kreuz eine Signalstange.

Dascha sprang aus dem Bett, entfaltete auf dem Boden den Tub, nahm den Schwamm voll Wasser und preßte ihn über sich aus. Es war so kühl und kitzlig, daß sie ihre Knie lachend an den Leib drückte. Dann zog sie die noch am Abend bereitgelegten weißen Strümpfe an, das weiße Kleid und das weiße Hütchen — alles stand ihr gut und verlieh ihr ein ungemein korrektes Aussehen — und trat, mit dem Gefühl von Unabhängigkeit, reserviert, doch unsagbar glücklich, auf das Deck.

Auf dem ganzen weißen Schiffe spielten die flüssigen Sonnenreflexe, der Fluß glänzte so, daß es den Augen weh tat, hinzusehen. Auf dem fernen, hügeligen und bewaldeten Ufer schimmerte, bis zum Gürtel von Birken verdeckt, ein alter weißer Glockenturm.

Das Dampfschiff stieß vom Ufer, beschrieb einen Halbkreis und eilte stromabwärts, während ihm die beiden Ufer langsam entgegenliefen: das eine flach und kahl, das andere hügelig, von Gehölz und grünen und steinichten Lichtungen bedeckt. Hinter den Hügeln lugten hie und da die dunklen Strohdächer der Bauernhäuser hervor. Am Himmel standen Lämmerwolken mit bläulichen Rändern und warfen in den gelblichen Abgrund des Flusses weiße Schatten.

Dascha saß in einem Rohrsessel, ein Bein auf das andere gelegt, das Knie mit den Händen umschlungen, und fühlte, wie die strahlenden Bindungen des Flusses, die Wolken und ihre weißen Spiegelungen, die birkenbewachsenen Hügel, die Wiesen und die bald nach Sumpfg Gras, bald nach trockener Ackererde, Honigklee und Bermanut duftenden Luftströmungen durch sie hin-

durch zogen und wie ihr Herz sich im stillen Entzücken dehnte.

Da kam irgendein Mensch langsam näher, blieb etwas seitwärts am Geländer stehen und sah sie, wie ihr schien, ab und zu an. Dascha hatte ihn schon einigemal vergessen, er stand aber noch immer da. Nun faßte sie den festen Entschluß, sich nicht mehr umzuwenden, aber sie hatte doch einen viel zu hitzigen Charakter, um sich ruhig anstarren zu lassen. Sie errötete und wandte sich schnell, mit zorniger Gebärde um. Vor ihr stand, eine Hand am Geländer, Teljegin und wagte weder auf sie zuzugehen, noch sie anzusprechen, noch zu verschwinden. Dascha lachte plötzlich auf, — er rief ihr etwas Unbestimmtes, doch Lustiges und Gutes, in Erinnerung. Der ganze Swan Klitsch in seinem weiten, weißen Anzug, stark und schüchtern, erschien ihr sogar als notwendige Ergänzung dieser stillen Flußfahrt. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Teljegin begrüßte sie und sagte: „Ich sah, wie Sie aufs Schiff stiegen. Eigentlich sind wir beide schon von Petersburg im gleichen Wagen gefahren. Ich wollte aber nicht auf Sie zugehen, Sie schienen sehr besorgt. . . . Ich störe doch nicht?“

„Setzen Sie sich!“ Sie schob ihm einen Rohrstuhl hin. „Ich fahre zu meinem Vater, wohin fahren Sie?“

„Das weiß ich eigentlich noch nicht. Zuerst nach Kineschma, zu Verwandten.“

Teljegin setzte sich neben sie und nahm den Hut ab. Seine Brauen rückten zusammen, auf der Stirne bildeten sich Runzeln. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen auf das Wasser, in dem das Schiff eine

schäumende Spur zurückließ. Aber ihr schwärmten wie die Rücken Seeschwalben mit spitzen Flügeln; sie ließen sich auf das Wasser fallen, flogen mit heiseren, klagenden Schreien hinauf, blieben zurück und kämpften um eine schwimmende Brotrinde.

„Ein schöner Tag, Darja Dmitrijewna!“ sagte Telenjgin.

„Ja, ein herrlicher Tag, Iwan Iljitsch! Ich sitze da und habe das Gefühl, als wäre ich aus der Hölle entkommen, mein Ehrenwort! Erinnern Sie sich noch an unser Gespräch auf der Straße?“

„Ich erinnere mich an jedes Wort, Darja Dmitrijewna.“

„Nachher kamen Geschichten, daß Gott erbarm! Ich werde es Ihnen später einmal erzählen.“ Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. „Sie waren der einzige Mensch, der in Petersburg nicht verrückt geworden war, so scheint mir wenigstens. Darum ist mir Ihre Gesellschaft angenehm.“ Sie lächelte zärtlich und legte ihm ihre Hand auf den Armel. Iwan Iljitsch zuckte erschrocken mit den Lidern und drückte die Lippen zusammen. „Ich habe großes Vertrauen zu Ihnen, Iwan Iljitsch. Sie sind doch sehr stark? Nicht wahr?“

„Ach, ich und stark!“

„Stark und treu.“ Dascha fühlte, daß Iwan Iljitsch die gleichen guten, heiteren, liebevollen, treuen und starken Gedanken hatte wie sie. Und es lag eine besondere Freude darin, mit ihm zu sprechen und diese heiteren Wellen der Gefühle, die an ihr Herz strömten, in Worte zu kleiden. „Mir scheint, Iwan

Iljitsch: wenn Sie jemand lieben, so lieben Sie tapfer, sanft und sicher. Und wenn Sie etwas wollen, so geben Sie es nie auf.“

Iwan Iljitsch steckte, ohne ihr zu antworten, die Hand in die Tasche, holte ein Stück Brot heraus und fing an, die Vögel zu füttern. Ein ganzer Schwarm weißer Seeschwalben stürzte sich mit unruhigen Schreien über die Krümel. Dascha und Iwan Iljitsch traten an die Keling.

„Werfen Sie doch diesem da etwas zu,“ sagte Dascha, „schauen Sie, wie hungrig er ist.“

Teljegin schleuderte den ganzen Rest des Brotes hoch in die Luft. Eine fette Seeschwalbe mit dickem Kopf glitt auf unbeweglichen, wie Messer flachen Flügeln herab und verfehlte das Ziel; an die zehn andere Seeschwalben folgten dem fallenden Stück Brot bis ans Wasser, das als warmer Schaum unter der Keling sprudelte. Dascha sagte: „Wissen Sie, was für eine Frau ich sein möchte? Eine, die sich ihrer selbst wegen nie aufregt. So leben, wie man morgens barfuß im Tau herumläuft. Im nächsten Jahre bin ich mit dem Studium fertig, werde viel Geld verdienen, Katja zu mir nehmen und ein ganz neuer Mensch werden. Sie werden sehen, Iwan Iljitsch, was aus mir noch wird. Dann werden Sie mich nicht mehr verachten.“

Während sie das sprach, schnitt Teljegin Grimassen und versuchte sich zu beherrschen; schließlich öffnete er den Mund mit den kräftigen, weißen Zähnen und lachte so, daß seine Wimpern naß wurden. Dascha errötete, fühlte sich gekränkt, aber ihr Kinn begann zu

zittern, und sie lachte, obwohl sie es gar nicht wollte, ebenso wie Teljegin, sie wußte selbst nicht worüber.

„Darja Dmitrijewna,“ sagte er endlich, „Sie sind wunderbar . . . anfangs hatte ich eine Todesangst vor Ihnen. . . . Aber Sie sind einfach wunderbar!“

„Was Ihnen nicht einfällt. Kommen Sie frühstücken“, versetzte Dascha zornig.

„Mit Vergnügen.“

Iwan Klitsch ließ ein Tischchen aufs Deck hinaustragen. Während er die Speisekarte studierte, rieb er sich das sauber rasierte Kinn mit den Fingern.

„Darja Dmitrijewna, was halten Sie von einer Flasche leichten Weißwein?“

„Ein wenig werde ich mit Vergnügen trinken.“

„Chablis oder Barsak?“

Dascha antwortete ebenso sachlich: „Entweder das eine oder das andere.“

„In diesem Falle nehmen wir Schaumwein.“

Sie fuhren an einem hügeligen Ufer mit grün atlassenen Streifen von Weizen, grünblauen von Roggen und rosa von blühendem Buchweizen vorbei. Hinter einer Windung des Flusses standen auf einem lehmi gen Abhang, inmitten von Misthaufen, niedere strohgedeckte Bauernhäuser mit funkelnden Fensterscheiben. Etwas weiter ragten an die zehn Kreuze des Dorffriedhofs und eine wie ein Spielzeug aussehende Windmühle mit sechs Flügeln und einem Loch in der einen Wand. Mehrere Bauernjungen liefen dem Dampfschiff am Ufer nach und warfen Steine, die selbst das Wasser kaum erreichten. Das Schiff machte eine Wendung, und man sah wieder das öde

Ufer mit niederem Gebüsch und darüber kreisenden Geiern.

Ein warmer Wind zog unter die weiße Tischdecke und unter Daschas Kleid. Der goldene Wein in den großen geschliffenen Gläsern erschien als eine Gabe Gottes. Dascha sagte, daß sie Iwan Iljitsch beneide: er habe seine Arbeit und sei seiner selbst sicher, sie müsse aber noch anderthalb Jahre über den Büchern schwitzen und habe dabei noch das Unglück, eine Frau zu sein. Tseljegin erwiderte lachend: „Mich aber hat man aus den Obuchowschen Werken herausgeschmissen. In vierundzwanzig Stunden mußte ich das Lokal verlassen. Sonst wäre ich ja nicht auf dieses Schiff gekommen. Haben Sie denn nicht gehört, was es bei uns für Geschichten gibt?“

„Nein, nein.“

„Ich bin noch gut davongekommen. Ja . . .“ Er legte die Ellenbogen aufs Tisch Tuch und schwieg eine Weile. „Ja, sehen Sie, wie furchtbar dumm und talentlos bei uns alles gemacht wird. Dabei haben wir Russen, weiß der Teufel was für ein Renommee. Man muß sich einfach schämen. Es heißt: ein begabtes Volk und ein reiches Land, aber was sehen wir in Wirklichkeit? In Wirklichkeit sehen wir nur eine freche, breite Schreiberfrage. Statt des Lebens haben wir Tinte und Papier. Sie können sich gar nicht vorstellen, wieviel Tinte und Papier bei uns verbraucht wird. Wir haben mit diesen Schreibereien unter Peter dem Großen begonnen und können noch immer nicht aufhören. Nun zeigt es sich, daß die Tinte eine höchst blutige Sache ist, ja, denken Sie sich nur!“

Iwan Iljitsch schob sein Weinglas weg und zündete sich eine Zigarette an. Es war ihm offenbar unangenehm, das weitere zu erzählen.

„Ach, was soll ich noch davon reden. Man soll besser daran denken, daß auch wir es einmal gut haben werden, nicht schlimmer als die andern.“

* * *

Dascha und Iwan Iljitsch verbrachten diesen ganzen Tag auf dem Deck. Einem unbeteiligten Beobachter wäre es vorgekommen, als redeten sie lauter Unsinn, aber das kam daher, weil sie in Chiffren sprachen. Die gewöhnlichsten Worte hatten einen geheimnisvollen Nebensinn, und wenn Dascha mit dem Blick auf ein dickes junges Mädchen mit erstaunten runden Augen, hinter dessen Rücken ein rosafarbener Schal flatterte, und auf den mit ernster Miene neben ihr einher-schreitenden zweiten Gehilfen des Kapitäns zeigte und dabei sagte: „Schauen Sie nur, Iwan Iljitsch, aus der Sache scheint was zu werden,“ — so waren diese Worte so aufzufassen: „Wenn zwischen uns beiden etwas geschieht, so wird es sich doch ganz anders abspielen.“ Keines von ihnen konnte sich später an ein einziges Wort dieser Unterhaltung erinnern, aber Iwan Iljitsch hatte den Eindruck, daß Dascha viel klüger und feiner sei und einen schärferen Blick habe als er, während Dascha glaubte, Iwan Iljitsch sei tausendmal besser, gütiger und klüger als sie.

Dascha nahm sich einige Male zusammen, um ihm über Bessonow zu erzählen, aber sie hatte Bedenken; die Sonne brannte auf ihre Knie, der Wind berührte

ihr Wange, Schultern und Hals wie mit ründlichen, freundlichen Fingern; die klatschende Schiffsflagge, die Strickleiter an der Reling, der graue, glänzende Fußboden, — dies alles schwamm zugleich mit ihr und mit Iwan Iljitsch langsam zwischen den Wolken, an niedrigen, sanften Ufern dahin. Dascha dachte sich: Nein, ich will es ihm lieber morgen erzählen. Morgen wird es regnen, und dann erzähl ich es ihm. —

Dascha, die, wie alle Frauen, gut und gerne beobachtete, wußte am Ende des Tages beiläufig alle Details über alle Fahrgäste des Schiffes. Iwan Iljitsch erschien es fast als ein Wunder. Über den Rektor der Petersburger Universität, einem mürrischen Herrn mit rauchgrauer Brille und im Havelock, hatte Dascha aus irgendeinem Grunde beschlossen, daß er ein gewerbsmäßiger Falschspieler sei, einer von denen, die auf den Wolgadampfern operieren. Iwan Iljitsch wußte zwar, daß es der Rektor war, aber auch ihm kam plötzlich der Verdacht, ob es nicht doch ein Falschspieler sei. Alle seine Vorstellungen von der Wirklichkeit waren an diesem Tage überhaupt ins Schwanken gekommen. Es war ihm, als schwindelte ihm der Kopf oder als schlafe er im Wachen, und er hatte fast nicht mehr die Kraft, die von Zeit zu Zeit an sein Herz heranrollende Welle der Liebe zu allem, was er sah und hörte, abzuwehren; wie gut wäre es z. B., diesem kleinen Mädchen mit den kurzgeschorenen Haaren ins Wasser nachzustürzen, falls es über Bord fiel. . .

Gegen ein Uhr nachts fühlte sich Dascha von einer so plötzlichen und süßen Schläfrigkeit ergriffen, daß sie nur mit Mühe ihre Kabine erreichte; in der Türe

verabschiedete sie sich von ihm und sagte gähmend: „Gute Nacht. Passen Sie, bitte, doch auf den Falschspieler auf.“

Iwan Fljitsch begab sich sofort in die Gesellschaftskajüte erster Klasse, wo der Rektor, der an Schlaflosigkeit litt, ein Buch vom älteren Dumas las; er beobachtete ihn eine Zeitlang, sagte sich, daß er, wenn auch ein Falschspieler, doch ein vortrefflicher Mensch sei, kehrte dann in den hell beleuchteten Korridor zurück, wo es nach der Maschine, lackiertem Holz und dem Parfüm Daschas roch, und ging auf den Fußspitzen an ihrer Tür vorbei in seine Kabine. Als er schon auf dem Rücken im Bette lag und die Augen schloß, fühlte er sich ganz erschüttert und von Tönen, Düften, Sonnenglut und einer brennenden, dies alles dämpfenden, unbegreiflichen Trauer erfüllt.

Um die siebente Morgenstunde weckte ihn das Brüllen des Dampfers. Das Schiff näherte sich Kineschma. Iwan Fljitsch zog sich schnell an und sah in den Korridor hinaus. Alle Türen waren zu, alle Leute schliefen noch. Auch Dascha schlief. — Ich muß hier unbedingt aussteigen, sonst wird es furchtbar dumm aussehen! sagte sich Iwan Fljitsch. Er stieg aufs Deck und blickte auf dieses ihm so ungelegen gekommene Kineschma auf dem steilen und hohen Ufer mit den hölzernen Stiegen, den hölzernen, unordentlich zusammengewürfelten Häuschen, Dächern und Bretterzäunen, mit den im Morgenlichte gelbgrünen Linden des Stadtparkes und der unbeweglich schwebenden Staubwolke über den den Abhang hinunterfahrenden Wagen. Ein Matrose mit breitem Gesicht brachte,

mit bloßen Füßen sicher über das Deck schreitend, den braunroten Handkoffer Teljegins. . . .

„Nein, nein, ich habe es mir überlegt, tragen Sie ihn zurück,“ sagte Swan Iljitsch erregt. „Wissen Sie, ich habe mich entschlossen, bis Nischnij mitzufahren. In Kineschma habe ich eigentlich nichts zu tun. Stellen Sie ihn, bitte, hierher, unter das Bett. Ich danke, mein Freund.“

Swan Iljitsch blieb nun in seiner Kabine an die drei Stunden sitzen und überlegte sich, wie er Dascha sein für seine Begriffe dummes und zudringliches Benehmen erklären sollte; es war ihm klar, daß er es weder erklären, noch lügen, noch die Wahrheit sagen konnte.

Gegen elf Uhr erschien er, von Reue gepeinigt, voller Haß und Verachtung gegen sich selbst auf dem Deck, — die Hände im Rücken, die Haltung unsicher, der Gesichtsausdruck verlogen, mit einem Worte, der typische Schwerenöter. Als er aber eine Kunde um das Deck gemacht und Dascha nirgends gefunden hatte, wurde er unruhig und begann überall herumzusehen. Dascha war nicht zu finden. Es wurde ihm trocken im Munde. Offenbar war etwas passiert. Und plötzlich stieß er direkt auf sie. Dascha saß auf ihrem gestrigen Platz, im Rohrsessel, traurig und still. Sie hatte im Schoß ein Buch und eine Birne liegen. Sie wandte den Kopf langsam Swan Iljitsch zu, riß die Augen wie erschrocken auf, erstrahlte und errötete vor Freude, und die Birne rollte von ihrem Schoß auf das Deck.

„Sie sind hier? Sie sind nicht ausgestiegen?“ fragte sie leise.

Iwan Iljitsch verschluckte seine Erregung, setzte sich neben sie und erwiderte mit dumpfer Stimme: „Ich weiß nicht, wie Sie meine Handlungsweise beurteilen werden, aber ich bin in Kineschma absichtlich nicht ausgestiegen.“

„Wie ich Ihre Handlungsweise beurteile? Nun, das sage ich Ihnen nicht.“ Dascha lachte und legte ihre Hand so unerwartet, daß Iwan Iljitsch wieder für den ganzen Tag Kopfschwindel bekam, einfach und zärtlich auf die seine.

X

In den Obuchowschen Werken hatte sich folgendes abgespielt. An einem regnerischen Abend, als der Wind den phosphoreszierenden Himmel in Wolken gehüllt hatte, erschien in der engen, stinkenden Gasse — sie war von jenem besonderen Eisen- und Kohlen- schmutz erfüllt, der alle Straßen und Gassen in der Nähe der großen Werke und Fabriken auszeichnet — in der Menge der nach dem Pfeifensignal heim- kehrenden Arbeiter ein unbekannter Mann in Gummimantel, mit einer Kapuze über dem Kopf.

Eine Zeitlang ging er hinter den anderen her, blieb dann stehen und begann nach rechts und links Flug- blätter zu verteilen, wobei er mit heiserer Stimme sprach: „Vom Zentralkomitee. Lesen Sie es, Genosse.“

Die Arbeiter nahmen ihm im Gehen die Blätter ab und steckten sie in die Taschen und unter die Mützen. In der letzten Zeit drangen in die finstere und er- boste, von den Behörden eifrig überwachte Arbeiter- masse durch alle Ritzen immer häufiger solche von unsichtbaren Freunden gesandte junge Leute ein. Sie erschienen in der Verkleidung von Fabrikangestellten, Tagelöhnern, Hausierern oder auch so wie dieser: in Gummimänteln mit Kapuzen. Sie verteilten Flug- blätter und Bücher, verbreiteten Gerüchte, stellten die Mißbräuche der Verwaltung an den Pranger und wiederholten alle dasselbe: „Wenn ihr Menschen und kein Vieh sein wollt, so lernt diejenigen hassen, für

die ihr arbeitet.“ Die Arbeiter fühlten und sahen, daß der Zarengewalt, die sie zwölf Stunden am Tage zu arbeiten zwang, die sie vom reichen und lustigen Leben der Stadt durch schmutzige Gassen und eine Kette von Wächtern abgesperrt hatte, die die Arbeiter nötigte, schlecht zu essen, sich schmutzig zu kleiden, mit schmutzigen und früh alternden Frauen zu leben, ihre Töchter auf die Straße und ihre Söhne in die Fronarbeit der Fabriken zu schicken, — daß dieser Gewalt ein Gegner erstanden war, — das Zentralkomitee der Arbeiterpartei. Es war unsichtbar und unauffindbar. Die Arbeiter haßten die Regierung mit gußeiserner Trägheit, das Zentralkomitee haßte sie tätig und giftig. Es ward nicht müde zu wiederholen: Fordert, schreit, empört euch! Man hat euch gelehrt, gut zu sein, — das ist eine Provokation! Die Tugend des Proletariers ist Haß. Man hat euch gesagt: duldet und verzeiht, — das ist eine Verhöhnung! Ihr seid keine Sklaven. Haßt und organisiert euch. Man hat euch gepredigt: liebt euren Nächsten. Der Nächste braucht aber diese Liebe, um sie ins Joch zu spannen. Man hat euch beschwindelt. Es gibt nur eine Liebe, die des Menschen würdig ist: die Liebe zur Freiheit. Wisset: Rußland ist von euren Händen erbaut worden. Ihr allein seid die rechtmäßigen Herren des russischen Staates.

Als der Mann im Gummimantel fast alle seine Blätter verteilt hatte, erschien neben ihm der Nachtwächter, der sich durch die Menge gedrängt hatte, und packte ihn mit den Worten „Wart mal!“ von hinten am Mantel. Aber der nasse und aalglatte Mensch ent-

wand sich seinen Händen und lief vornübergebeugt davon. Schon schrillte eine Pfeife, und in der Ferne antwortete ihr eine andere. Durch die sich verziehende Menge ging ein dumpfes Raunen. Aber die Sache war gemacht, und der Mann im Gummimantel verschwunden.

Nach zwei Tagen traten, ganz unerwartet für die Verwaltung der Obuchowschen Werke, die Dreher am frühen Morgen in den Streik und stellten nicht sehr hohe, aber unterschiedene Forderungen auf.

Durch die langgestreckten, trüb durch die schmutzigen Fenster und die verrauchten Glasdächer beleuchteten Gebäude flogen wie Funken zweideutige Bemerkungen und giftige Worte. Die Arbeiter standen an ihren Werkbänken, verfolgten die vorbeigehenden Vorgesetzten mit sonderbaren Blicken und warteten mit verhaltener Aufregung auf irgendwelche Instruktionen.

Dem Obermeister Pawlow, einem Angeber und Ohrenbläser, ließ man, als er an der hydraulischen Presse herumstand, aus Versehen eine glühende Eisenstange auf den Fuß fallen. Er schrie entsetzlich auf, und alsbald verbreitete sich über das ganze Werk das Gerücht, es sei einer ermordet worden. Um neun Uhr raste das riesengroße schwarze Auto des Generalingenieurs wie ein Sturm in den Hof.

Iwan Iljitsch Teljegin kam um die gewohnte Stunde in die Gießerei, eine zirkusähnliche Riesenhalle mit hie und da eingeschlagenen Scheiben, mit Laufkränen, von denen Ketten herabhingen, und Schmelzöfen an den Wänden und mit irdenem Fußboden, blieb in der Türe stehen, zuckte vor der morgendlichen Kühle mit den Achseln und reichte vergnügt

dem Borarbeiter Punjko, der auf ihn zuging, die Hand.

Die Gießerei hatte eine dringende Bestellung auf Motorpostamente bekommen, und Iwan Fljitsch beriet sich mit Punjko sachlich und ausführlich über Dinge, die für sie beide außer jedem Zweifel standen. Diese kleine List hatte den Erfolg, daß Punjko, der in die Gießerei vor fünfzehn Jahren als einfacher Handlanger gekommen, dann Borarbeiter geworden war und seine Kenntnisse und Erfahrungen außerordentlich hoch schätzte, von dieser Unterredung durchaus befriedigt blieb; sein Ehrgeiz war gestillt, und Teljegin war überzeugt, daß, wenn Punjko zufrieden sei, die Arbeit schnell und glatt vor sich gehen würde.

Iwan Fljitsch machte eine Runde durch die ganze Gießerei und sprach mit den Gießern und Formern in jenem halb scherzhaften, kameradschaftlichen Ton, der ihre gegenseitigen Beziehungen vollkommen charakterisierte: wir sind beide an der gleichen Arbeit beteiligt und folglich Kameraden; doch ich bin Ingenieur, ihr seid Arbeiter, und darum sind wir eigentlich Feinde; aber da wir einander lieben und achten, so bleibt uns nichts anderes übrig, als uns übereinander lustig zu machen.

An einen der Schmelzöfen rollte, mit der herunterhängenden Kette rasselnd, ein Laufkrah'n heran. Philipp Schubin und Iwan Drjeschnikow, zwei muskulöse und großgewachsene Arbeiter, der eine dem Rebellen Pugatschow ähnlich, schwarzhaarig, angegraut, mit runder Brille, der andere mit lockigem Bart und hellen, von einem Riemen an der Stirne zusammen-

gehaltenen Haaren, blauäugig und stark wie ein Athlet, ein Liebling Iwan Ilijitschs, machten sich an die Arbeit: der eine riß mit einer Eisenstange die Platte von der Vorderseite des Schmelzofens weg, der andere richtete die Greifzange auf den weißglühenden Ziegel. Die Kette dröhnte, der Ziegel gab nach und schwebte, zischend und schlackige Krusten um sich werfend, durch die Luft in die Mitte der Gießerei.

„Stopp,“ sagte Drjeschnikow, „herunterlassen!“

Die Winde rasselte wieder, der Ziegel senkte sich, und ein blendender Strom von Bronze ergoß sich, indem grüne Sterne aufstiegen und die Zeltdecke der Gießerei mit orangegelbem Feuer beleuchtet war, unter die Erde. Es roch unangenehm süßlich nach gebranntem Kupfer.

In diesem Augenblick ging die Doppeltüre auf, die in eine andere Halle führte, und in die Gießerei trat schnell und entschlossen ein junger Arbeiter mit blassem, bösem Gesicht.

„Schluß gemacht! . . . Aufhören!“ rief er mit rauher Stimme und schielte auf Teljegin. „Habt ihr es gehört oder nicht?“

„Wir haben es gehört, haben es gehört,“ antwortete Drjeschnikow ruhig und hob den Kopf zur Winde. „Dmitrij, schlaf nicht, laß die Kette los!“

„Nun, wenn ihrs gehört habt, so wißt ihr auch, was ihr zu tun habt. Zum zweitenmal werden wir euch nicht bitten,“ versetzte der Arbeiter. Dann steckte er die Hände in die Taschen, wandte sich schnell um und ging hinaus.

Iwan Nlitsch hockte sich vor das frische Gußstück und stocherte vorsichtig mit einem Drahtende in der Erde. Punjko, der auf einem hohen Schemel vor dem Schreibpult an der Türe saß, streichelte schnell sein graues Ziegenbärtchen, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Ob man will oder nicht, — man muß die Arbeit liegen lassen. Womit man aber seine Kinder füttern soll, wenn man hier herausgeschmissen wird, daran denken diese Burschen wohl gar nicht!“

„Von diesen Dingen solltest du lieber nicht sprechen, Wassilij Stepanytsch,“ erwiderte Drjeschnikow mit tiefer Stimme.

„Ja, warum soll ich es nicht?“

„Weil es unsere Sache ist. Deine Kinder werden nicht vor Hunger krepieren. . . . Du wirst schon zu der Obrigkeit laufen und den Vorgesetzten in die Augen blicken. Darum schweige lieber.“

„Weswegen wird gestreift?“ fragte endlich Teljegin.

„Was für Forderungen habt ihr aufgestellt? . . .“

Drjeschnikow, den er anblickte, sah weg. Punjko gab Antwort: „Die Schlosser sind in den Streik getreten. In der vorigen Woche hat man bei ihnen sechzig Werkbänke auf Akkordarbeit gesetzt, zur Probe. Sie verdienen so zu wenig und müssen Überstunden machen. In der Halle 6 ist eine ganze Liste an die Türe angeschlagen, es sind verschiedene, nicht zu hohe Forderungen.“ Er tauchte wütend die Feder in die Tintenflasche und beeilte sich, den Tagesbericht fertig zu machen.

Teljegin ging, die Hände im Rücken, an den Schmelzöfen vorbei, blickte durch eine runde Öffnung auf die im blendend weißen Feuer Kochende und tan-

zende flüssige Bronze und sagte: „Drjeschnikow, daß uns das Zeug nur nicht überkocht, wie?“

Drjeschnikow legte ohne ein Wort der Erwiderung den Lederschurz ab, hängte ihn an einen Nagel, setzte seine Lammfellmütze auf, zog seinen langen, soliden Rock an und sagte mit tiefem Haß, der die ganze Gießerei füllte: „Schluß gemacht, Genossen! Wer will, komme in die Halle 6, zu der Mitteltür.“ Und er wandte sich zum Ausgang. Die Arbeiter legten schweigend ihre Werkzeuge weg, der eine stieg von der Winde herunter, der andere aus einem Loch im Fußboden herauf, und alle folgten Drjeschnikow.

Plötzlich kreischte in der Tür wie wahnsinnig eine Stimme: „Du schreibst? . . . Du schreibst, Hundesohn! Nun, schreib doch mich auf! . . . Zeig mich bei der Obrigkeit an! . . .“ So schrie der Former Alexej Rossow auf Punjko ein; sein ausgemergeltes, seit langem nicht rasiertes Gesicht mit den eingefallenen, trüben Augen zitterte wie im Krampfe, an seinem mageren Hals blähte sich eine Ader; er schlug mit seiner schwarzen Faust auf das Pult und schrie: „Blutsauger! . . . Peiniger! . . . Wir werden auch für euch ein Messerchen finden! . . .“

Drjeschnikow packte Rossow um die Hüften, riß ihn geschickt vom Pult weg und führte ihn zur Tür. Da wurde er sofort still. Die Gießerei leerte sich.

Um die Mittagstunde streifte schon das ganze Werk. Es ging das Gerücht, auch auf dem Baltischen Werke und der Newa-Werft sei es nicht ganz ruhig. Die Arbeiter standen in großen Gruppen auf dem Hofe des Werkes und warteten auf das Resultat der Ver-

handlungen der Direktion mit dem Streikkomitee, das, wie sich erwies, schon seit langem bestand. Der Streik war ja auch von ihm inszeniert worden.

Die Verhandlungen fanden im Bureau statt. Die Direktion ging auf fast alle Forderungen ein. Es drehte sich nur noch um eine kleine Pforte im Bretterzaun, auf deren Öffnung die Arbeiter bestanden, weil sie sonst einen Umweg von einer Viertelwerst durch den Schmutz machen mußten. Die Sache war im Grunde gleichgültig, aber es handelte sich jetzt um das Prinzip, die Direktion wollte nicht nachgeben, und es begannen lange Debatten. Das Streikkomitee erhob den Fall zu einer sozialen Hauptaktion. In diesem Augenblick kam vom Ministerium des Innern der telephonische Befehl, alle Forderungen des Streikkomitees zurückzuweisen und die Verhandlungen bis zum Eintreffen neuer Instruktionen abubrechen. Dieser Befehl verdarb die Sache so gründlich, daß der General-Ingenieur sofort ins Ministerium fuhr, um sich darüber auseinanderzusetzen. Die Arbeiter wurden stutzig, ihre Stimmung war aber noch fast friedfertig. Einige Ingenieure kamen heraus und besprachen sich mit ihnen. Hier und da wurde sogar gelacht. Niemand glaubte daran, daß wegen einer dummen Pforte das ganze Werk stillgelegt werden sollte. Schließlich trat aus dem Bureau der große, dicke, grauhaarige Ingenieur Bulbin und schrie in den Hof, es seien alle Verhandlungen auf morgen verschoben.

Iwan Klitsch blieb in der Gießerei bis zum Abend; als er sah, daß die Schmelzöfen sowieso ausgingen, gab er die Sache auf und fuhr nach Hause. Im Efz-

zimmer saßen die Futuristen; sie bekundeten für die Vorgänge auf dem Werke lebhaftes Interesse. Iwan Iljitsch erzählte ihnen aber nichts, aß nachdenklich die belegten Brötchen auf, die ihm Jelisaweta Kijewna hingeschoben hatte, ging auf sein Zimmer, schloß sich ein und legte sich zu Bett. Als er am andern Tag ins Werk fuhr, sah er schon aus der Ferne, daß die Sache nicht gut stand. Die ganze Gasse war voll von Arbeitern, die sich in Gruppen berieten. Vor dem Tore stand eine große Menge von einigen hundert Arbeitern und summtete wie ein aufgeschwechter Bienenschwarm.

Iwan Iljitsch hatte Zivilkleider an und einen weichen Hut auf, und niemand schenkte ihm Beachtung; er horchte bei den einzelnen Gruppen und erfuhr, daß während der Nacht das ganze Streikkomitee verhaftet worden sei, daß auch jetzt noch Verhaftungen unter den Arbeitern vorgenommen würden, daß man ein neues Komitee gewählt habe, das heimlich in irgendeiner Bierhalle tage, daß die neuen Forderungen der Arbeiter ausgesprochen politisch seien, daß im Hofe des Werkes Kosaken stehen, die angeblich den Befehl hatten, die Menge auseinanderzutreiben, sich aber weigerten, es zu tun; schließlich, daß auch das Baltische und das Französische Werk, die Newa-Werft und noch einige kleinere Werke in den Streik getreten seien.

Dies alles klang so unwahrscheinlich, daß Iwan Iljitsch beschloß, ins Bureau vorzudringen, um dort Sicheres zu erfahren; er hatte aber große Mühe, auch nur bis zum Tore zu gelangen. Neben dem ihm bekannten Torwart Babkin, einem mürrischen Menschen

in dickem Schafpelz, standen zwei große Kosaken mit schief aufs Ohr geschobenen schirmlosen Mützen und blonden, zweigeteilten Vollbärten. Sie blickten lustig und herausfordernd auf die ungesund, übernachtigen Gesichter der Arbeiter; sie beide hatten rote Backen, waren sauber gekleidet und schienen Meister im Raufen und Spötteln.

Diese Bauern werden wohl nicht viel Federlesens machen, dachte sich Iwan Iljitsch. Er wollte schon in den Hof treten, doch der Kosak, der ihm am nächsten stand, versperrte ihm den Weg, blickte ihm mit seinen lustigen, vergnügten Augen gerade ins Gesicht und sagte: „Wohin? Zurück!“

„Ich muß ins Bureau, ich bin Ingenieur.“

„Zurück, sagt man dir!“

Aus der Menge rief es: „Christusverkäufer! Henker!“ — Ihr wollt wohl unser Blut vergießen!“ — „Satte Teufel! Gutsbesitzer!“

In diesem Augenblick drängte sich durch die vordersten Reihen ein kleiner Bursche mit Pickeln im Gesicht und einer großen, krummen Nase; er trug in einem viel zu weiten Mantel und trug ungeschickt eine hohe rotbraune Mütze auf den krausen Haaren. Indem er mit seinen noch kindlichen, sehr weißen Händen fuchtelte, rief er mit fremdem Akzent: „Genossen Kosaken! Sind wir denn nicht alle Russen? Gegen wen erhebt ihr eure Waffen? Gegen eure eigenen Brüder? Sind wir eure Feinde, daß ihr auf uns schießt? Was wollen wir denn? Wir wollen Glück für alle Russen. Wir wollen, daß jeder Mensch frei sei. Wir wollen die Willkür abschaffen. . . .“

Der eine Kosak preßte die Lippen zusammen, musterte den jungen Mann verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, wandte sich um und schritt zum Tore. Der andere versetzte nachdrücklich die offenbar angelernten Worte: „Wir können keinen Aufruhr zulassen, denn wir haben den Treueid geschworen.“

Inzwischen hatte sich auch der erste Kosak eine Antwort zurechtgelegt und rief dem kraushaarigen Jüngling zu: „Ja, ‚Brüder, Brüder‘ . . . Zieh doch deine Hose hinauf, sonst fällt sie dir runter!“

Und beide Kosaken lachten.

Iwan Iljitsch rückte vom Tore weg; die Menge drängte ihn zur Seite, zum Zaun, wo verrostete gußeiserne Zahnräder lagen. Er wollte schon auf die Zahnräder steigen, da erblickte er Drjeschnikow, der, seine Lammfellmütze im Nacken, ruhig an einem Stück Brot kaute. Er winkte Tseljegin mit den Augen und sagte im Bass: „Nette Geschichten, Iwan Iljitsch!“

„Guten Tag, Drjeschnikow. Wie wird das alles enden?“

„Wir werden erst eine Weile schreien und dann die Mützen ziehen. Das ist der ganze Aufruhr. Kosaken haben sie hergeschickt. Womit sollen wir gegen sie kämpfen? Vielleicht soll ich diese Zwiebel schmeißen und mit ihr ein paar unschädlich machen? Es ist zum Lachen!“

Durch die Menge lief ein Murren, das sich gleich wieder legte. Vom Tore her drang eine abgerissene Kommandostimme durch die Stille: „Meine Herrschaften, ich bitte, nach Hause zu gehen. Eure For-

derungen sollen geprüft werden. Ich bitte, ruhig auseinanderzugehen.“

Der Haufen geriet in Bewegung und wich zurück und auf die Seite. Einzelne gingen zurück, andere drängten sich vor. Das Stimmengewirr wurde lauter. Drjeschnikow sagte: „Er bittet schon zum dritten Male.“

„Wer hat eben gesprochen?“

„Der Kosakenhauptmann.“

Genossen, Genossen, geht nicht auseinander!“ rief eine erregte Stimme. Auf die Zahnräder hinter Iwan Klitsch sprang ein blasser, aufgeregter Mensch mit großem Hut und zerzaustem schwarzem Vollbart; sein eleganter Rock war am Halse mit einer Sicherheitsnadel zusammengesteckt. „Genossen, ihr dürft in keinem Fall auseinandergehen,“ schrie er weiter und streckte die geballten Fäuste vor: „Es ist uns als sicher bekannt, daß die Kosaken sich weigern, auf euch zu schießen. Die Direktion verhandelt durch Mittelspersonen mit dem Streikkomitee. Und noch mehr als das: die Eisenbahner erwägen einen Generalstreik. In der Regierung herrscht Panik.“

„Bravo!“ brüllte einer. Die Menge begann zu schreien und rückte vor. Der Redner tauchte in ihr unter und verschwand. Man sah durch die Gasse neue Menschen herbeilaufen.

Iwan Klitsch suchte mit den Blicken Drjeschnikow, dieser war aber schon weit vom Tore weg. Einigemal schlug das Wort „Revolution“ an sein Ohr. Iwan Klitsch fühlte, wie in ihm alles vor freudiger Erregung zitterte. Er war auf die Zahnräder gestiegen und blickte auf die Menge, die inzwischen noch angewachsen

war. Plötzlich sah er zwei Schritte vor sich am Zaune Akundin stehen; er trug eine Brille, eine Mütze mit großem Schirm und einen schwarzen Umhang. Mit gesenktem Kopfe stand er da und nagte trozig am Nagel seines Daumens. Ein Herr im steifen Hut mit zitternden Lippen drängte sich zu ihm vor. Tseljegin hörte, wie er Akundin zurief: „Kommen Sie, Iwan Alwaksimowitsch, man wartet auf Sie.“

„Ich werde nicht kommen.“ Akundin biß den Nagel ab und musterte den Herrn im steifen Hut mit haßerfüllten Augen.

„Das ganze Komitee ist versammelt. Ohne Sie, Iwan Alwaksimowitsch, will man keinen Beschluß fassen.“

„Ich bleibe bei meiner Meinung, das ist allen bekannt.“

„Sie sind verrückt. Sie sehen doch, was vorgeht. Ich sage Ihnen, daß sie jeden Augenblick schießen werden. . . .“ Dem Herrn im steifen Hut zitterten die Lippen.

„Erstens, schreien Sie nicht so,“ versetzte Akundin. „Gehen Sie nur hin und entschließen Sie sich mit den andern zu einem Kompromiß. Ich nehme mein Votum nicht zurück. . . .“

„Das ist, weiß der Teufel, Wahnsinn!“ sagte der Herr im steifen Hut und verschwand in der Menge. Jetzt trat auf Akundin der Arbeiter zu, der gestern die Leute aus der Gießerei geholt hatte. Akundin sagte ihm etwas, jener nickte und verschwand. Dasselbe, ein kurzer Satz und ein Kopfnicken, wiederholte sich dann mit einem andern Arbeiter, den Tseljegin nicht

kannte. In der Menge jenseits des Tores ertönten wieder Schreie. Plötzlich fielen drei kurze, trockene Schüsse hintereinander. Sofort wurde es still. Jemand schrie, als ob man ihn würgte: „ah—ah—ah!“ Die Menge drängte zurück. Auf dem zerstampften schmutzigen Boden lag, die Knie an den Bauch gezogen, auf dem Rücken ein Kosak. Sofort lief ein Schrei durch die ganze Menge: „Halt, nicht schießen!“ Das Tor wurde geöffnet. Trotzdem fiel von der Seite ein vierter Revolverschuß und mehrere Steine flogen gegen das Tor. Tseljegin erblickte im gleichen Augenblick Drjeschnikow, der ganz allein, ohne Mühe, mit offenem Munde vor der in Unordnung fliehenden Menge stand. Er schien vor Entsetzen mit seinen schweren Stiefeln an die Erde angewurzelt. In diesem Augenblick knallten, wie Peitschenschläge die Luft spaltend, Gewehrschüsse, einer, zwei, eine ganze Salve, und Drjeschnikow sank langsam in die Knie und fiel auf den Rücken.

Nach acht Tagen war die Untersuchung über die Vorgänge auf dem Dbuchowschen Werke abgeschlossen. Iwan Iljitsch kam auf die Liste derjenigen, die man der Sympathie mit den Arbeitern verdächtigte. Auf's Bureau zitiert, warf er ganz unerwartet der Direktion einige Grobheiten an den Kopf und wurde veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen.

XI

Doktor Dmitrij Stepanowitsch Bulawin, Daschas Vater, saß im Eßzimmer am großen, zerbeulten, dampfenden Samowar und las das „Samaraner Tageblatt“. Wenn seine Zigarette bis zum Mundstück hinuntergebrannt war, entnahm er seinem dick gefüllten Etui eine neue, entzündete sie am Stummel der vorhergehenden, hustete, wobei sein Gesicht blaurot wurde, und kratzte seine behaarte Brust unter dem aufgeknöpften Hemde. Das gestärkte Vorhemd und die Halsbinde lagen vor ihm auf dem Tisch. Seine lockigen, grauen Haare waren nicht gekämmt; während des Lesens trank er aus der Untertasse dünnen Tee und überschüttete die Zeitung, das Hemd und das Tischtuch mit Asche.

Als hinter der Thür ein Bett knarrte, Schritte hörbar wurden und Dascha, den weißen Morgenrock übers Hemd geworfen, noch ganz rosig und verschlafen im Eßzimmer erschien, sah Dmitrij Stepanowitsch die Tochter über den gesprungenen Kneifer mit seinen etwas spöttischen und wie bei Dascha grauen und kalten Augen an und reichte ihr die Wange zum Kuß. Dascha küßte ihn, setzte sich ihm gegenüber und zog das Brot und die Butter zu sich heran.

„Wieder dieser Wind, so langweilig!“ sagte sie. Es wehte seit zwei Tagen ein heftiger, heißer Wind. Der Kalkstaub hing als Wolke über der Stadt und verdeckte die Sonne. Dichte, stechende Wolken dieses

Staubes flogen stoßweise auch durch die Straßen, und man sah, wie die wenigen Passanten den Rücken kehrten und schmerzvoll das Gesicht verzogen. Der Staub drang durch alle Ritzen und Spalten, legte sich als dünne Schicht auf die Fensterbänke und knirschte in den Zähnen. Vor dem Winde klirrten die Scheiben und dröhnte das Eisendach. Dabei war es heiß und schwül, und selbst in den Zimmern roch es nach der Straße.

„Eine Epidemie von Augenkrankheiten, nicht schlecht!“ bemerkte Dmitrij Stepanowitsch. Dascha erwiderte nichts und seufzte nur.

Dascha hatte sich vor zwei Wochen auf dem Dampfersteg von Tseljegin verabschiedet, der sie schließlich doch bis Samara begleitet hatte; nun lebte sie beschäftigungslos bei ihrem Vater in dieser neuen, ihr unbekanntem, leeren Wohnung, wo im Salon vom Winter her unausgepackte Bücherkisten standen, die Vorhänge noch fehlten, wo man nichts finden konnte und es so ungemütlich war wie in einer Dorfherberge.

Dascha rührte den Tee um und sah gelangweilt durchs Fenster auf die aufsteigenden grauen Staubwirbel. Es war ihr, als wären die zwei Jahre wie ein Traum vergangen; sie sei wieder zu Hause, und von allen Hoffnungen, Aufregungen und den vielen Menschen, vom lärmenden Petersburg seien nur noch diese Staubwolken geblieben.

„Man hat einen Erzherzog ermordet“, sagte Dmitrij Stepanowitsch, indem er das Zeitungsblatt umwandte.

„Was für einen?“

„Wieso, was für einen? Einen österreichischen Erzherzog in Serajewo.“

„War er jung?“

„Ich weiß es nicht. Gieß mir noch Tee ein.“

Dmitrij Stepanowitsch nahm ein kleines Stück Zucker in den Mund — er pflegte den Tee immer auf diese Weise zu trinken — und sah Dascha von der Seite an.

„Sag mir bitte: hat Jekaterina ihren Mann endgültig verlassen?“ fragte er spöttisch.

„Ich hab es dir doch schon erzählt, Papa.“

„Na ja. . .“

Und er vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Dascha trat ans Fenster. Diese Langweile! Und sie dachte an das weiße Dampfschiff zurück, vor allem an die Sonne, die alles überflutete, an den blauen Himmel, den Fluß, das saubere Deck, alles voller Sonnenlicht, Kühle und Frische. Damals schien es ihr, daß dieser strahlende Weg, der breite, sich langsam windende Fluß, zum Glücke führe: diese weite Wasserstraße mit dem Dampfschiff „Fiodor Dostojewskij“ ergoß sich mit Dascha und Teljegin in das blaue, uferlose Meer von Licht und Freude.

Als das Schiff sich damals Samara näherte, wurde Iwan Flitsch düster, hörte zu scherzen auf und redete wirres Zeug. Dascha dachte sich: Wir schwimmen dem Glück entgegen, — und fühlte auf sich seinen Blick, der auf sie den Eindruck machte, als hätte man einen gesunden, lustigen Menschen überfahren. Iwan Flitsch tat ihr leid, aber was sollte sie tun, wie konnte sie ihn, auch nur für eine Weile, noch näher zu sich heranlassen? Sie sagte sich, daß dann sogleich das beginnen würde, was erst am Ende

der Fahrt kommen sollte. So würden sie das Glück nicht erreichen, sondern auf halbem Wege voreilig und unklug verschwenden. Darum war sie zu Iwan Iljitsch nur so zärtlich wie eine Schwester. Er aber glaubte, er würde Dascha furchtbar beleidigen, wenn er auch nur mit einem Wort darauf anspielte, warum er schon seit drei Nächten nicht schlafen konnte; er fühlte sich in einer eigentümlichen, halb durchsichtigen Welt, wo alles Außerliche vorbeiglitt wie ein Schatten im blauen Nebel, wo die grauen Augen Daschas drohend und unruhig leuchteten, wo nur die Düfte, das Sonnenlicht und das unaufhörliche Herzweh die einzige Wirklichkeit waren.

Iwan Iljitsch stieg in Ssamara auf ein anderes Schiff um und fuhr zurück. Und Daschas leuchtendes Meer, in das sie so ruhig segelte, war verschwunden, zerfallen und hatte sich in die Staubwolken hinter den flirrenden Fensterscheiben aufgelöst.

„Die Oesterreicher werden aber diesen Serben ordentlich einheizen!“ sagte wieder Dmitrij Stepanowitsch. Er nahm seinen Zwicker von der Nase und warf ihn auf die Zeitung. „Nun, und was denkst du über die Slawenfrage, Käzchen?“

„Papa, wirst du zum Essen heimkommen?“ fragte Dascha, zum Tisch zurückkehrend.

„Ausgeschlossen! Ich muß aufs Land: bei den Postnikows ist Scharlach.“

„Um bei diesem Staub hinauszufahren, muß man wirklich verrückt sein.“

Dmitrij Stepanowitsch befestigte ohne Übereilung das Borhemd, knöpfte seine rohseidene Jacke zu, unter-

suchte alle Taschen, ob er alles bei sich habe, und kämmte sich das graue Haar mit einem zerbrochenen Kamm in die Stirne.

„Was denkst du doch über die Slawenfrage, Käzchen?“

„Bei Gott, ich weiß es nicht, Papa. Was willst du eigentlich von mir?!“

„Ich habe darüber eine eigene Meinung, Darja Dmitrijevna!“ Er hatte offenbar wenig Lust, zu den Postnikows hinauszufahren, und liebte es überhaupt, morgens beim Samowar über Politik zu sprechen.

„Die Slawenfrage — hörst du mir zu? — die Slawenfrage ist der Angelpunkt der Weltpolitik. An dieser Frage werden sich viele Leute den Hals brechen. Darum ist das Ursprungsland der Slawen, das Balkangebiet, nichts anderes als der Blinddarm Europas. Du wirst mich wohl fragen, warum? Das will ich dir gerne sagen.“ Er begann an seinen dicken Fingern abzuzählen. „Erstens gibt es mehr als zweihundert Millionen Slawen, und sie vermehren sich wie die Karnickel. Zweitens ist es den Slawen gelungen, einen so mächtigen Militärstaat zu schaffen wie das Russische Kaiserreich. Drittens organisieren sich die kleineren slawischen Gruppen, trotz der Assimilation, zu selbständigen Einheiten und tendieren zum sogenannten Allslawischen Bunde. Viertens, und das ist das Wichtigste, stellen die Slawen in moralischer Hinsicht einen durchaus neuen und für die europäische Zivilisation in gewissem Sinne außerordentlich gefährlichen Typus dar: den des Gottsuchers. Das Gottsuchertum — du hörst mir doch zu? — ist aber die

Verneinung und Zerstörung der ganzen modernen Zivilisation. Ich suche Gott, d. h. die Wahrheit in mir selbst. Dazu muß ich frei sein, und ich zerstöre die moralischen Grundlagen, die mich erdrücken, zerstöre den Staat, der mich in Ketten hält, und ich frage: warum darf man nicht lügen? warum nicht stehlen? nicht morden? Antworte mir doch, warum! Du glaubst wohl, die Wahrheit liege im Guten allein?"

„Papachen, fahr doch zu den Postnikows!“ sagte Dascha gelangweilt.

„Nein, such mal die Wahrheit dort!“ Dmitrij Stepanowitsch tippte mit dem Finger, als weise er auf ein unterirdisches Verließ; plötzlich verstummte er und wandte sich zur Tür. Im Vorzimmer hatte es geklingelt.

„Dascha, geh mal hin und mach auf.“

„Ich kann nicht, ich bin nicht angezogen.“

„Matrjona!“ schrie Dmitrij Stepanowitsch. „Ach, dieses verdammte Weibsbild, ich werde ihr noch einmal den Kopf abreißen.“ Er ging selbst und kam gleich mit einem Brief in der Hand zurück. „Von Katjuscha,“ sagte er, „wart, reiße ihn mir nicht aus der Hand, ich will erst zu Ende sprechen. . . . Das Gottsuchertum beginnt also immer mit der Zerstörung, und diese Periode ist sehr gefährlich und ansteckend. Diese Krankheitsphase macht Rußland gerade jetzt durch. . . . Versuch mal abends in die Hauptstraße zu gehen: du wirst nichts anderes hören als: ‚Zur Hilfe!‘ In der Straße treiben sich die sogenannten ‚Senfpflaster‘ herum, die Burschen aus den Vorstädten und Fabriken, und verüben solchen Unfug,

daß die Polizei nichts dagegen ausrichten kann. Diese gänzlich amoralischen Hooligans, diese Senfpflaster sind eben auch Gottsucher. Hast du es verstanden? Heute treiben sie ihren Unfug in der Hauptstraße von Samara, morgen werden sie es im ganzen Russischen Staate tun. Sie machen Skandal im Namen der Zerstörung. Das ist alles. Ein anderes bewußtes Ziel haben sie nicht. Das Volk als Ganzes macht eben die erste Phase des Gottsuchertums durch — die Zerstörung aller Grundstücken.“

Dimitrij Stepanowitsch schnaubte mit der Nase und zündete sich eine Zigarette an. Dascha entriß ihm Katjas Brief und ging auf ihr Zimmer. Er aber redete noch eine Zeitlang, ging, die Lüren zuschlagend, durch die halbleere verstaubte Wohnung mit den gestrichenen Fußböden und fuhr dann zu den Postnikows.

* * *

„Liebe Dascha,“ schrieb Katja, „ich weiß noch immer nichts über mich und Nikolai. Ich lebe in Paris. Jetzt ist hier die Hochsaison. Man trägt die Kleider unten sehr eng, und die große Mode ist Chiffon. Wohin ich Ende Juni fahren werde, weiß ich noch nicht. Paris ist sehr schön. Und alles ohne Ausnahme — das hättest du sehen sollen — ganz Paris tanzt Tango. Beim Mittagessen stehen sie zwischen den einzelnen Gängen auf und tanzen; ebenso um fünf Uhr und beim Abendessen, und so geht es bis zum frühen Morgen. Ich kann mich nirgends vor dieser Musik retten, sie ist so traurig, peinigend

und süß. Es ist mir immer, als ob ich meine Jugend begrabe, etwas Unwiederbringliches verliere, wenn ich diese Frauen mit den tiefausgeschnittenen Kleidern und den blaugeschminkten Augen sehe, und ihre Kavaliere, die so elegant sind, daß es manchmal schrecklich und traurig ist, sie anzuschauen. Im großen Ganzen ist meine Stimmung gedrückt. Ich glaube immer, es müsse jemand sterben. Ich habe große Angst wegen Papa. Er ist ja nicht mehr jung. Hier gibt es eine Menge Russen, lauter Bekannte; wir versammeln uns täglich irgendwo, — es ist mir, als hätte ich Petersburg gar nicht verlassen. Übrigens hörte ich hier von jemand, daß Nikolai mit irgendeiner Frau intim gewesen sei. Sie sei Witwe und habe drei Kinder, das jüngste sei noch ganz klein. Verstehst du es? Es tat mir anfangs sehr weh. Dann spürte ich aber Mitleid mit dem Kleinen. . . . Was kann es dafür? . . . Ach, Dascha, ich möchte so gern ein Kind haben. Aber das kann man doch nur von einem geliebten Menschen. Wenn du mal heiratest, so sieh zu, daß du ein Kind kriegst, hörst du, Dascha? . . .“

Dascha las diesen Brief mehrere Male und vergoß einige Tränen, besonders über das kleine Kind, das nichts dafür konnte. Dann setzte sie sich hin, um Katja zu antworten, und schrieb den ganzen Vormittag. Zu Mittag aß sie ganz allein, sie kostete eigentlich nur von den Speisen, ging dann ins Kabinett und begann in den alten Zeitschriften zu wühlen. Hier fand sie einen unendlich langen Roman mit dem Titel „Sie hat verziehen“, legte sich aufs Sofa zwischen den herumliegenden Büchern und las bis zum Abend.

Endlich kam der Vater, verstaubt und müde; sie aßen zu Abend, und er beantwortete alle Fragen mit unartikulierten Lauten. Dascha gelang es schließlich doch, von ihm zu erfahren, daß der dreijährige Junge des Magistratssekretärs an Scharlach gestorben war. Nachdem Dmitrij Stepanowitsch dies mitgeteilt hatte, schnaubte er mit der Nase, steckte seinen Zwickel ins Etui und ging schlafen. Auch Dascha legte sich ins Bett, zog das Laken über den Kopf und weinte nach Herzenslust über allerlei traurige Dinge.

Es vergingen zwei Tage. Der Staubsturm endete mit einem Gewitter und Regenguß, der die ganze Nacht auf das Dach trommelte; der Sonntagmorgen war still und feucht, wie gewaschen.

Früh am Morgen, als Dascha kaum aufgestanden war, besuchte sie ihr alter Bekannter, der beim Semstwo angestellte Statistiker Ssemjon Ssemjonowitsch Gowjadin, ein hagerer, immer blasser Mensch mit blondem Bart und hinter die Ohren gekämmten Haaren. Er roch nach saurem Rahm; er lehnte den Genuß von Alkohol, Tabak und Fleisch ab und war bei der Polizei übel angeschrieben. Nachdem er Dascha begrüßt hatte, sagte er ihr in einem unbegreiflich spöttischen Ton: „Ich komme Sie abholen, Weib. Fahren wir doch auf die Wolga hinaus.“

Dascha dachte sich: Alles endet also mit dem Semstwo-Statistiker Gowjadin! Sie nahm ihren weißen Sonnenschirm und ging mit Ssemjon Ssemjonowitsch zur Wolga hinunter, wo die Mietsboote standen.

Zwischen den langen, aus Brettern gezimmerten Getreidebarken, Stapeln von Balken und ganzen Ber-

gen von Woll- und Baumwollballen gingen die Lastträger und Hafenarbeiter hin und her, Männer und Burschen mit breiten Schultern und breiter Brust barfuß, ohne Mützen und mit bloßen Hälsen. Manche spielten „Kopf oder Adler“, andere schiefen auf Säcken und Brettern; etwas weiter liefen an die dreißig Mann mit Kisten auf dem Rücken über schwankende Stege. Zwischen den Wagen stand ein betrunkenener Mann, über und über mit Schmutz und Staub bedeckt, mit blutender Wange; er hielt seine Hose mit beiden Händen fest und fluchte träge und unflätig.

„Dieses Element kennt weder Feiertage noch Ruhe“, bemerkte Ssemjon Ssemjonowitsch belehrend. „Aber wir kluge, intelligente Menschen fahren um diese selbe Zeit aus, um müßig die Natur zu genießen. Der Grund dieser Ungerechtigkeit liegt allein in der sozialen Ordnung.“

Er sagte: „Entschuldigen Sie, bitte,“ und schritt über die großen, bloßen Beine eines breitbrüstigen und dicklippigen Burschen, der auf dem Rücken lag; ein anderer Bursche saß auf einem Balken und kaute an einem Weißbrot. Dascha hörte den Liegenden sagen: „Philipp, wenn wir doch eine solche haben könnten!“ Der andere antwortete mit vollem Mund: „Die ist zu sauber. Die macht zu viel Scherereien.“

Über den spiegelglatten, mehr als eine Werst breiten, gelblichen Strom mit den zitternden langen Sonnenlichtreflexen zogen die dunkeln Silhouetten von Ruderbooten, die auf das andere sandige Ufer zu steuerten. Gowjadin mietete ein solches Boot; er bat Dascha, sich ans Steuer zu setzen, ergriff selbst die

Ruder und begann gegen die Strömung zu fahren. Bald trat ihm in sein blaßes Gesicht der Schweiß. „Der Sport ist eine große Sache,“ meinte Ssemjon Ssemjonowitsch und begann seinen Rock auszuziehen; er knöpfte verschämt die Hosenträger ab und steckte sie unter die Bank. Er hatte magere, schwache, langbehaarte Arme, die sich in den Gummimanschetten wie Würmer bewegten. Dascha spannte den Sonnenschirm auf und blickte mit zusammengekniffenen Augen aufs Wasser.

„Verzeihen Sie die indiscrete Frage, Darja Dmitrijewna: in der Stadt erzählt man sich, daß Sie heiraten. Ist es wahr?“

„Nein, es ist nicht wahr.“

Er verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen, was sich auf seinem intelligenten, besorgten Gesicht etwas sonderbar ausnahm, versuchte mit seiner dünnen Stimme ein Wolgalied anzustimmen, hielt aber verschämt inne und holte aus aller Kraft mit den Rudern aus.

Ein Boot voller Menschen fuhr ihnen entgegen. Drei Kleinbürgerinnen in grünen und grellroten Wollkleidern knackten darin Sonnenblumenkerne und spuckten sich die Hülsen in den Schoß. Ihnen gegenüber saß ein völlig betrunkenes „Senfpflaster“, ein Kerl mit krausem Haar und kleinem schwarzen Schnurrbart; er rollte die Augen wie ein Sterbender und spielte auf seiner Ziehharmonika eine Polka. Ein anderer ruderte mit kräftigen Schlägen und ließ das Boot schaukeln; der Dritte fuchtelte mit dem Steueruder und rief Ssemjon Ssemjonowitsch zu: „Bahn

frei, du mit dem Hut!“ Er setzte einen unflätigen Fluch hinzu, und die Gesellschaft fuhr schreiend und schimpfend ganz nahe vorbei, so daß es fast zu einem Zusammenstoß kam.

Das Boot streifte endlich den sandigen Grund. Dascha sprang ans Ufer. Ssemjon Ssemjonowitsch zog Rock und Hosenträger wieder an. „Ich bin zwar Städter, habe aber eine aufrichtige Liebe zur Natur,“ sagte er und kniff die Augen zusammen. „Besonders, wenn sie von der Gestalt eines jungen Mädchens belebt wird; dann sehe ich darin etwas Turgenjew'sches. Wollen wir doch in den Wald.“

Sie gingen durch den heißen Sand, in dem die Füße versanken. Gowjadin blieb jeden Augenblick stehen, wischte sich das Gesicht mit dem Taschentuche ab und sagte: „Nein, schauen Sie nur, was für ein entzückendes Fleckchen!“

Der Sand war endlich zu Ende, und sie erstiegen eine kleine Anhöhe, wo Wiesenland begann; das Gras war stellenweise abgemäht und lag welkend da. Es duftete heiß nach Honigblüten. Am Rande eines schmalen Grabens voller Wasser wuchsen lockige Haselbüsche. Im saftigen Gras rauschte ein Bach, der in einen kleinen runden See mündete. Am Ufer des Sees standen zwei alte Linden und eine knorrige Fichte, bei der ein Ast wie ein ausgestreckter Arm abstand. Weiter blühten weiße Heckenrosen. An dieser Stelle hielten sich während der Strichzeit mit Vorliebe die Waldschnepfen auf. Dascha und Ssemjon Ssemjonowitsch setzten sich ins Gras. Zu ihren Füßen leuchtete in den windungsreichen Gräben das Wasser, hier

himmelblau, dort laubgrün. Nicht weit von Dascha hüpfen im Gebüsch, eintönig pfeifend, zwei kleine graue Vögel. Mit der ganzen Trauer einer verlassenen Geliebten gurrte irgendwo im Dickicht unermüdlich eine Wildtaube. Dascha saß mit ausgestreckten Beinen, die Hände im Schoß gefaltet, und hörte, wie der verlassene Liebhaber mit zärtlicher Stimme im Gebüsch murmelte: „Darja Dmitrijevna, Darja Dmitrijevna, was ist mit Ihnen eigentlich los? Ich verstehe nicht, warum Sie so traurig sind und weinen wollen. Es ist doch nichts geschehen, Sie sind aber so traurig, als wäre das Leben schon zu Ende. Sie sind einfach von Natur zum Weinen aufgelegt.“

„Ich will mit Ihnen ganz aufrichtig sein, Darja Dmitrijevna,“ sagte Gowjadin. „Wollen Sie mir gestatten, alle Konventionen, sozusagen, beiseite zu lassen? . . .“

„Sprechen Sie nur, es ist mir ganz gleich,“ antwortete Dascha. Sie verschränkte die Hände im Nacken und legte sich auf den Rücken, um den Himmel und nicht die unruhigen Augen Ssemjon Ssemjonowitschs zu sehen, der heimlich ihre weißen Strümpfe betrachtete.

„Sie sind ein stolzes, tapferes Mädchen. Sie sind jung, hübsch, voll schäumenden Lebens. . . .“

„Gut, nehmen wir an,“ sagte Dascha.

„Haben Sie denn niemals den Wunsch, diese konventionelle Moral zu zerstören, die Ihnen durch Erziehung und Umgebung eingepflegt worden ist? Müssen Sie denn im Namen dieser von allen Autoritäten längst verworfenen Moral Ihre schönen Instinkte zurückhalten?“

„Nehmen wir an, daß ich meine Instinkte wirklich nicht zurückhalten will, — was dann?“ fragte Dascha und wartete mit gelassener Neugier auf seine Antwort. Sie war in der Sonne ganz warm geworden, und es war ihr so angenehm, in den Himmel, in den Sonnenstaub, der diesen ganzen blauen Abgrund füllte, zu schauen, daß sie gar keine Lust hatte, über etwas nachzudenken oder sich auch nur zu rühren.

Ssemjon Ssemjonowitsch schwiug und wühlte mit dem Finger in der Erde. Dascha wußte, daß er mit der Hebamme Marja Dawydowna verheiratet war. Marja Dawydowna nahm an die zweimal im Jahre ihre drei Kinder und zog vom Gatten zu ihrer Mutter, die auf der andern Seite der gleichen Straße wohnte. Ssemjon Ssemjonowitsch erklärte seinen Amtskollegen in der Semstwo-Verwaltung diese Familienerwürfnisse mit dem sinnlichen und unruhigen Charakter Marja Dawydownas. Sie wiederum erklärte sie im Semstwo-Krankenhaus damit, daß ihr Mann jeden Augenblick im Stande sei, ihr mit jeder ersten besten die Treue zu brechen, daß er überhaupt nur daran denke und ihr nur aus Feigheit und Trägheit treu bleibe, was ja furchtbar beleidigend sei; außerdem könne sie sein langes vegetarisches Gesicht nicht länger sehen. Ssemjon Ssemjonowitsch ging während solcher Zerwürfnisse mehreremal am Tage ohne Mühe über die Straße. Die Gatten versöhnten sich dann wieder und Marja Dawydowna kehrte mit Kindern und Bettkissen in ihr Haus zurück.

„Wenn eine Frau mit einem Manne allein ist, erwacht in ihr der einzige Wunsch, ihm zu gehören,

und in ihm — sich ihres Körpers zu bemächtigen,“ erklärte endlich Ssemjon Ssemjonowitsch hüstelnd. „Ich fordere Sie auf, aufrichtig und ehrlich zu sein. Wenn Sie tiefer in sich hineinblicken, so werden Sie sehen, daß in Ihnen inmitten all der Vorurteile und Lügen ein starkes und natürliches Bedürfnis nach Sinnlichkeit brennt.“

„Und wenn in mir augenblicklich gar kein Bedürfnis brennt, — was mag das bedeuten?“ fragte Dascha. Sie war so faul und zum Lachen aufgelegt. Über ihrem Kopfe machte sich im gelben Blütenstaub einer weißen Heckenrose eine Biene zu schaffen. Der verlassene Liebhaber gurrte aber immer noch im Espenbüsch: „Darja Dmitrijewna, Darja Dmitrijewna, sind Sie nicht am Ende verliebt? Sie sind verliebt, Sie sind verliebt, mein Ehrenwort, — darum grämen Sie sich auch so.“ Dascha hörte ihm zu und mußte leise lachen.

„Mir scheint, Sie haben Sand im Schuh. Gestatten Sie, daß ich ihn ausschüttle,“ sagte Ssemjon Ssemjonowitsch mit einer eigentümlich dumpfen Stimme und zog an ihrem Absatz. Dascha setzte sich schnell auf, entriß ihm den Schuh und klatschte Ssemjon Ssemjonowitsch damit auf die Backe.

„Sie sind ein gemeiner Kerl,“ sagte sie, „ich hätte mir niemals gedacht, daß Sie so widerlich sind.“ Sie zog den Schuh an, stand auf, nahm den Sonnenschirm und ging, ohne Gowjadin anzublicken, zum Fluß.

Was bin ich doch für eine dumme Gans, ich habe ihn nicht mal gefragt, wohin ich schreiben soll, dachte sie sich, als sie den Abhang hinunter ging: Ob nach

Rineschma oder nach Nischnij. Nun muß ich mit diesem Gowjadin dasitzen. Ach, mein Gott! . . . — Sie wandte sich um. Ssemjon Ssemjonowitsch folgte ihr den Abhang hinunter, indem er die Beine wie ein Kranich hob und zur Seite blickte.

Ich will Katja schreiben: ‚Denk dir nur, mir scheint, ich bin verliebt.‘ Sie lauschte aufmerksam und wiederholte leise vor sich hin: „Der liebe, liebe, liebe Iwan Iljitsch. . . .“

In diesem Augenblick rief es nicht weit von ihr: „Ich geh nicht hinein, ich geh nicht hinein, laß mich, du zerreißt mir den Rock!“ Am Ufer lief bis zu den Knien im Wasser ein nicht mehr junger nackter Mann mit gelben Rippen, einem Kreuz an schwarzer Schnur auf der eingefallenen Brust und kurzem Bart. Er sah widerlich aus und zerrte mit stummer Wut ein trübsinniges Weib ins Wasser. Sie schrie immer wieder: „Laß, du zerreißt mir den Rock!“

Dascha lief nun so schnell sie konnte längs dem Ufer zum Boot, — Abscheu und Scham schnürten ihr die Kehle zusammen; es war ihr, als könne sie es gar nicht überleben. Während sie das Boot ins Wasser stieß, kam atemlos Gowjadin herbeigelaufen. Dascha setzte sich, ohne seine Fragen zu beantworten und ohne ihn anzublicken, ans Steuer, schützte sich mit dem Sonnenschirm und sprach während der ganzen Heimfahrt kein Wort.

* * *

Nach diesem Ausflug erwachte in Dascha, sie wußte selbst nicht, wieso, eine Animosität gegen Tseljegin, als wäre er verantwortlich für diesen ganzen Trüb-

sinn der staubigen, in der Sonne glühenden Provinzstadt mit den stinkenden Bretterzäunen, den widerlichen Torwegen, den kleinen Kastenförmigen Backsteinhäusern, den Telephon- und Telegraphenstangen an Stelle von Bäumen und der drückenden Glut um die Mittagsstunde, wo sich durch die grauweiße schattenlose Straße eine vor Hitze blödsinnig gewordene Händlerin mit Bündeln gedörrter Fische an einem Tragjoch schleppte und, zu den verstaubten Fenstern hinaufschauend, schrie: „Dörrfische, Dörrfische!“ und das einzige Wesen, das vor ihr stehen blieb und ihre Fische beschnüffelte, ein vor Hitze gleichfalls blödsinnig und sogar halb toll gewordener Köter war; wo aus einem fernen Hofe die tötliche Donauwellenlangeweile eines Leierkastens tönte.

Teljegin war schuld, daß Dascha diese ganze sie umgebende, träge, prosaische Ruhe, besonders peinlich empfand, — diese Ruhe, die offenbar gar nicht daran dachte, sich vom Fleck zu rühren, selbst wenn man in die Straße liefe und mit wilder Stimme schrie: „Ich will leben, leben!“

Teljegin hatte die Schuld, daß er allzu bescheiden und schüchtern war: es ging doch wirklich nicht, daß Dascha als erste sagte: „Wissen Sie, daß ich Sie liebe?“ Er hatte die Schuld, daß er kein Lebenszeichen von sich gab, als wäre er in die Erde versunken; vielleicht dachte er überhaupt nicht mehr an jene Dampferfahrt.

Zur Vervollständigung dieses ganzen Trübsinns hatte Dascha in einer der schwülen, rußschwarzen Nächte einen Traum; es war derselbe Traum wie damals in

Petersburg, als sie in Tränen erwachte, und er entschwand wie damals ihrem Gedächtnis gleich der Trübung auf einem angehauchten Glase. Aber sie hatte das Gefühl, daß dieser qualvolle und schreckliche Traum ein Unglück verhiesse. Dmitrij Stepanowitsch empfahl Dascha Arsenikeinspritzungen.

Dann kam ein zweiter Brief von Katja. Sie schrieb: „Liebe Dascha, ich sehne mich so furchtbar nach dir, nach all den Meinigen und nach Rußland. Ich gewinne immer mehr den Eindruck, daß ich den Bruch mit Nikolai und noch etwas viel Wichtigeres selbst verschuldet habe. Ich erwache jeden Morgen mit einem Schuldgefühl und lebe damit den ganzen Tag wie in stickiger Luft. Zudem — ich weiß nicht mehr, ob ich dir darüber schon geschrieben habe — verfolgt mich seit einiger Zeit ein Mensch. Wenn ich aus dem Hause trete, kommt er mir schon entgegen. Wenn ich in einem Warenhause mit dem Lift hinauffahre, steigt er unterwegs zu mir ein. Gestern war ich im Louvre-Museum; ich war müde geworden und setzte mich auf eine Bank; plötzlich habe ich das Gefühl, als fahre mir jemand mit der Hand über den Rücken. Ich wende mich um; nicht weit von mir sitzt er. Hager, schwarzhaarig, stark angegraut, der Bart sieht wie angeklebt aus. Er hält die Hände auf dem Stockgriff, blickt düster drein, seine Augen liegen tief in ihren Höhlen. Ich fand nur mit Mühe den Ausgang. Er spricht mich nie an und belästigt mich auch in keiner Weise, aber ich fürchte ihn. Es ist mir, als ziehe er seine Kreise um mich. . . .“ Dascha zeigte den Brief dem Vater.

Dmitrij Stepanowitsch sagte am nächsten Morgen bei der Zeitungslektüre u. a.: „Kätzchen, fahr doch in die Krim.“

„Wozu?“

„Such dort diesen Nikolai Iwanowitsch auf und sag ihm, daß er ein Waschlappen ist. Er soll sofort nach Paris zu seiner Frau fahren. Übrigens, wie er will. . . . Das ist seine und Katjas Privatsache. . . .“

Dmitrij Stepanowitsch war wütend und erregt, obwohl er es sonst verabscheute, seine Gefühle zu zeigen. Dascha sah ein, daß sie fahren mußte, und fühlte sich plötzlich von einer Freude ergriffen: die Krim erschien ihr als etwas Blaues, Wellenrauschendes, Herrliches und Freies. Der lange Schatten einer schlanken Pappel, eine Steinbank, ein um den Kopf flatternder Schleier und ein unruhiges Augenpaar, das von ihr keinen Blick wendet. . . .

Sie machte sich schnell fertig und fuhr nach Jewpatoria, wo Nikolai Iwanowitsch seine Sommerferien verbrachte.

XII

In diesem Sommer herrschte in der Krim ein ungewöhnlicher Zulauf von Fremden aus dem Norden. Längs des ganzen Strandes irrten die stacheligen Petersburger mit abblätternden Nasen und Magen- und Bronchialkatarrhen, die lauten, zerzausten Moskauer mit ihrer trägen und singenden Redeweise, die schwarzäugigen Kiewer, die zwischen den Vokalen „o“ und „a“ nicht unterschieden, und die dieses ganze europäisch-russische Getue verachtenden Sibirier. Junge Frauen und langbeinige Jünglinge, Geistliche, Beamte und ehrwürdige Familienväter ließen sich hier in der Sonne rösten und lebten dabei alle so, wie damals ganz Rußland lebte: ein zerfahrenes und lendenlahmes Leben.

Im Hochsommer verloren alle diese Menschen vor dem Salzwasser, der Hitze und dem Sonnenbrand jedes Schamgefühl; die Stadtkleider schienen ihnen plötzlich trivial, und am Strande zeigten sich Damen, die ihre Blöße notdürftig mit tatarischen Handtüchern bedeckten, und Männer, die an die Darstellungen auf etruskischen Vasen erinnerten.

In dieser ungewöhnlichen Kombination der blauen Wellen, des heißen Sandes und der überall wimmelnden nackten Körper kamen alle Stützen des Familienlebens ins Wanken. Alles erschien hier leicht und erreichbar. Was aber die spätere Abrechnung im Norden betraf, in der langweiligen Wohnung, wenn es draußen regnet, im Vorzimmer das Telephon

schrillt und alle sich gegen jemand verpflichtet fühlen, — wer dachte an diese Abrechnung! Das Meerwasser rollte mit leisem Rauschen an den Strand, berührte die Füße, den ganzen im Sande ausgestreckten Körper, die im Nacken verschränkten Hände und die geschlossenen Lider, — es war so leicht, heiß und süß. Alles, alles, selbst das Gefährliche war leicht und süß.

In diesem Sommer gingen aber der Leichtsinn und die Prinzipienlosigkeit der Fremden über alle Grenzen: als wäre an einem Junimorgen eine gigantische Pro tuberanz aus der Sonnenkugel herausgeschleudert worden und hätte diesen Hunderttausenden von Stadtbewohnern die Vernunft und das Gedächtnis aus den Köpfen geschlagen.

Den ganzen Strand entlang gab es kein einziges Haus, wo alles in Ordnung war. Die dauerhaftesten Bande wurden plötzlich zerrissen. Die ganze Luft schien von Liebesgeflüster, zärtlichem Lachen und jenem unbeschreiblichen Blödsinn erfüllt, der auf dieser heißen, von Trümmern uralter Städte und Gebeinen ausgestorbener Völker übersäten Erde zusammengeredet wurde. Es war, als bereite sich für die Zeit der Herbstregen eine allgemeine Abrechnung unter bitteren Tränen vor.

* * *

Dascha näherte sich Zempatoria am Nachmittag. Nicht weit vor der Stadt erblickte sie von der stau bigen Landstraße, die sich als weißes Band durch die flache Steppe, inmitten von Salzlachen, Strohhaufen und vereinzelt langgestreckten Bauten zog, ein gro-

ßes hölzernes Schiff, das sich gegen die Sonne abhob. Es bewegte sich langsam, eine halbe Werst von ihr entfernt, über die Steppe, durch Wermutfelder und war von oben bis unten mit schwarzen, seitwärts gestellten Segeln bedeckt. Das war so erstaunlich, daß Dascha förmlich aufschrie. Ein alter Armenier, der neben ihr im Postauto saß, erklärte ihr lachend: „Gleich wirst du das Meer sehen.“

Das Auto fuhr an den quadratischen Teichen der Salzsiedereien vorbei eine sandige Anhöhe hinauf, und nun wurde das Meer sichtbar. Es lag höher als die Erde, dunkelblau, von weißen langen Schaumstrümpfen bedeckt. Ein lustiger Wind pfiff um die Ohren. Dascha drückte ihr ledernes Köfferchen auf den Knien zusammen und dachte sich: Da ist es. Nun geht es los!

Nikolai Iwanowitsch Smokornikow saß um diese Zeit im Pavillon, der auf Pfählen ins Wasser ragte, und trank mit dem ersten Liebhaber und Räsonneur Kaffee. Die Badegäste, die nach dem Essen schon ausgeruht hatten, kamen einzeln herbei, begrüßten einander und sprachen vom Nutzen der Jodkur, von den Seebädern und von Frauen. Im Pavillon war es kühl. Der Wind spielte mit den weißen Tischtüchern und den Schleiern der Damen. Eine Nacht mit einem Segel zog vorbei, und aus ihr rief jemand: „Sagen Sie Kjolja, daß wir sie erwarten.“ Es erschien eine große Gesellschaft von Moskauern, lauter Weltberühmtheiten, die sich an einem langen Tische niederließen. Als der erste Liebhaber und Räsonneur sie sah, verzog er das Gesicht und fuhr fort, den Inhalt des Dramas, das er schreiben wollte, zu erzählen.

„Wenn nicht dieser verdammte Kognak wäre, hätte ich den ersten Akt schon längst fertig,“ sagte er und sah Nikolai Zwanowitsch mit einem edlen Denkerblick ins Gesicht. „Du bist ein heller Kopf, Kolja, und wirst meine Idee verstehen: eine schöne, junge Frau verzehrt sich in Sehnsucht, ihre Umgebung ist abgeschmact und trivial. Es sind zwar gute Menschen, aber das Leben hat sie verkrüppelt, — morsche Gefühle und Trunksucht. . . . Mit einem Worte, du verstehst mich. . . . Und plötzlich sagt sie: ‚Ich muß fort, ich muß diesem Leben ein Ende machen, ich muß dorthin, wo das Licht strahlt. . . .‘ Nun hat sie aber einen Mann und einen Freund . . . Beide leiden. . . . Kolja, begreife doch, das Leben hat sie verkrüppelt . . . Sie geht weg, ich sage nicht zu wem, — sie hat keinen Geliebten, es handelt sich hier nur um die Stimmung. . . . Zwei Männer sitzen in einer Kneipe, schweigen und trinken. . . . Sie schlucken die Tränen zugleich mit dem Kognak . . . Und der Wind im Kamin heult und singt ihnen die Totenmesse . . . Traurig . . . Leer . . . Finster . . .“

„Willst du mein Urteil hören?“ fragte Nikolai Zwanowitsch.

„Ja. Wenn du mir bloß sagst: ‚Mitscha, gib das Schreiben auf,‘ so geb ich es sofort auf.“

„Dein Stück ist wunderbar. Es ist das Leben selbst.“ Nikolai Zwanowitsch schloß die Augen und schüttelte den Kopf. „Ja, Mitscha, wir haben unser Glück nicht zu schätzen verstanden und haben es verloren; nun sitzen wir ohne Hoffnung, ohne Willen da und trinken. Und der Wind heult über unsern Grä-

bern. . . . Dein Stück regt mich außerordentlich auf. . . .“

Dem ersten Liebhaber und Räsonneur zitterten die großen Säcke unter den Augen; er beugte sich vor, küßte Nikolai Iwanowitsch auf den Mund, drückte ihm die Hand und schenkte sich und ihm neuen Kognak ein. Sie stießen an, legten die Ellenbogen auf den Tisch und fuhren in ihren Herzensergüssen fort.

„Kolja,“ sagte der erste Liebhaber und Räsonneur, den schweren Blick auf sein Gegenüber gerichtet: „weißt du auch, daß ich deine Frau wie einen Gott geliebt habe?“

„Ja, ich hatte den Eindruck.“

„Ich quälte mich, Kolja, aber du warst mein Freund. . . . Wie oft hatte ich dein Haus geflohen und mir geschworen, nie wieder über deine Schwelle zu treten. . . . Aber ich kam wieder und spielte den Hanswurst. . . . Du darfst sie nicht anklagen, Nikolai!“ Er streckte die Lippen vor und legte sie zu einer wütenden Grimasse zusammen.

„Mitscha, sie hat an mir grausam gehandelt.“

„Möglich. . . . Aber wir sind alle schuldig gegen sie. . . . Ach, Kolja, eines nur kann ich an dir nicht begreifen: wie kamst du dazu, als du mit einer solchen Frau zusammenlebstest, mit der man nur kniend sprechen konnte, nimm es mir nicht übel, dich mit einer Witwe Tschimirjasewa einzulassen. Warum?“

„Das ist eine komplizierte Frage.“

„Du lügst. Ich hab sie doch gesehen. Eine ganz gewöhnliche Henne.“

„Siehst du, Mitscha, dies gehört jetzt schon der Verz-

gangenheit an und ist längst erledigt. . . . Sofja Iwanowna Tschimirjasewa war einfach ein guter Mensch. Sie gab mir Augenblicke der Freude und verlangte von mir nichts. Zu Hause war aber alles viel zu kompliziert, schwer und vertieft. . . . Für Jekaterina Dmitrijewna reichten meine Seelenkräfte nicht aus!!“

„Kolja, wie ist es nun: wenn wir nach Petersburg zurückkehren, werde ich dann am Dienstag nach der Vorstellung nicht mehr zu euch kommen? . . . Wie soll ich leben? . . . Hör . . . Wo ist deine Frau jetzt?“

„In Paris.“

„Korrespondierst du mit ihr?“

„Nein.“

„Fahr nach Paris. Fahren wir zusammen hin.“

„Hat keinen Zweck. . . .“

„Kolja, trinken wir auf ihr Wohl.“

„Meinetwegen.“

Im Pavillon erschien zwischen den Tischen die Schauspielerin Tscharodejewa in einem durchsichtigen, grünen Kleid und großem Hut, mager wie eine Schlange, mit blauen Schatten unter den Augen. Ihr Rückgrat schien wenig Halt zu haben: sie wand sich und schwankte in einem fort. Der Redakteur der ästhetischen Zeitschrift „Der Musenchor“ stand vor ihr auf, ergriff ihre Hand und küßte sie bedächtig auf den Ellenbogen.

„Ein wunderbares Weib“, sagte Nikolai Iwanowitsch durch die Zähne.

„Nein, Kolja, nein. Die Tscharodejewa ist einfach

ein Nas. Was ist denn an ihr? . . . Sie hat drei Monate mit Bessonow gelebt und bei literarischen Abenden hypermoderne Gedichte gemiaut: das ist alles . . . Sieh nur, sieh, — der Mund geht bis zu den Ohren, am Halse sind alle Adern zu sehen. Man sollte sie mit einem Besen von der Bühne jagen, das sage ich schon längst. . . .“

Als aber die Tscharodejewa, mit dem Hut nach rechts und links nickend und mit ihrem großen Mund mit den rosa Zähnen lächelnd, sich ihrem Tische näherte, stand der erste Liebhaber und Räsonneur, wie überwältigt, langsam auf, schlug die Hände zusammen, faltete sie dann unter dem Kinn und stammelte: „Liebe . . . Ninotschka . . . Diese Toilette! . . . Ich will nicht, ich will nicht. . . . Mir ist absolute Ruhe verordnet, Liebste. . . .“

Die Tscharodejewa nahm ihn mit ihrer Enochigen Hand am Kinn, rümpfte die Nase und fragte: „Was hast du gestern im Restaurant über mich geschwätzt?“

„Ich hätte gestern im Restaurant auf dich geschimpft? Aber Ninotschka!“

„Und wie!“

„Mein Ehrenwort, man hat mich verleumdet.“

Die Tscharodejewa legte ihm lachend ihre Hand auf den Mund: du weißt doch, daß ich dir nicht lange zürnen kann. Dann wandte sie sich mit einer veränderten Stimme, als spiele sie in einem Salonstück, an Nikolai Iwanowitsch: „Ich ging soeben an Ihrem Zimmer vorbei: Sie haben Besuch bekommen, ich glaube es ist eine Verwandte von Ihnen, — ein entzückendes Geschöpf.“

Nikolai Iwanowitsch warf seinem Freund einen schnellen Blick zu, nahm dann von der Untertasse seinen Zigarrenstummel und sog so eifrig daran, daß sein ganzer Bart zu rauchen anfang.

„So unerwartet,“ sagte er, „was mag das sein? . . . Ich laufe hin.“ Er warf die Zigarre ins Meer und stieg, seinen Stock mit dem Silbergriff schwingend, den Hut im Nacken, die Stufen zum Strande hinunter. Als er in sein Hotel kam, war er schon ganz atemlos. . . .

„Dascha, wie kommst du her? Was ist geschehen?“ fragte er und schloß die Tür hinter sich. Dascha saß auf dem Boden neben dem offenen Reisekoffer und stopfte einen Strumpf. Als der Schwager ins Zimmer trat, stand sie langsam auf, bot ihm die Wange zum Kusse und sagte zerstreut: „Ich freue mich, dich wiederzusehen. Papa und ich haben beschlossen, daß du nach Paris fahren sollst. Ich habe dir zwei Briefe von Katja mitgebracht. . . . Hier. Lies sie, bitte.“

Nikolai Iwanowitsch nahm ihr die Briefe aus der Hand und trat ans Fenster. Dascha kleidete sich im Nebenzimmer um und hörte, wie die Briefbogen in seinen Händen knisterten, wie er seufzte und dann stille wurde. Dascha wartete gespannt auf das weitere.

„Hast du schon gegessen?“ fragte er plötzlich. „Wenn du Hunger hast, so komm in den Pavillon.“ Sie dachte: er liebt sie nicht mehr. — Sie stülpte sich mit beiden Händen das Hütchen auf und beschloß, das Gespräch über Paris auf morgen aufzuschieben.

Auf dem Wege zum Pavillon schwieg Nikolai Iwa-

nowitsch und sah zu Boden; als ihn aber Dascha fragte: „Badest du?“ — hob er erfreut den Kopf und erzählte, daß sie hier einen Verein zum Kampfe gegen die Badeanzüge gebildet hätten, der in erster Linie hygienische Zwecke verfolge. „Denke dir: während einer Badekur von vier Wochen an diesem Strande nimmt der Organismus selbsttätig viel mehr Jod auf, als man ihm in dieser Zeit künstlich zuführen könnte. Außerdem absorbiert du dabei die Sonnenstrahlen und die Wärme des Sandes. Bei uns Männern geht es noch, denn wir tragen nur einen schmalen Lendenschurz, aber die Frauen bedecken fast zwei Drittel ihres Körpers. Wir haben einen energischen Kampf dagegen begonnen. . . . Am Sonntag halte ich einen Vortrag über dieses Thema, dann veranstalten wir ein Konzert.“

Sie gingen dicht am Wasser über den hellgelben sammetweichen Sand, der aus flachen, von den Wellen geschliffenen kleinen Muscheln bestand. Nicht weit von ihnen, wo die flachen Wellen gegen die Sandbank rollten und zischend zu Schaum zerschellten, schaukelten wie Korke zwei junge Mädchen in roten Hauben.

„Unsere Adeptinnen“, bemerkte Nikolai Iwanowitsch ernst. In Dascha wuchs immer stärker ein eigentümliches Gefühl von Aufregung oder Unruhe. Das hatte schon in dem Augenblick begonnen, als sie in der Steppe das schwarze Schiff erblickte.

Dascha blieb stehen und beobachtete, wie das Wasser als dünne Haut über den Sand lief und, kleine Bächlein zurücklassend, sich wieder zurückzog; diese Berührung von Wasser und Erde war so freudig und

ewig, daß Dascha sich hinbockte und die Hände ins Wasser tauchte. Ein kleiner, flacher Taschenkrebs rannte seitwärts davon, ließ eine kleine Sandwolke aufsteigen und verschwand in der Tiefe. Die Welle benetzte Daschas Arme bis über die Ellenbogen.

„Du bist irgendwie verändert,“ sagte Nikolai Iwanowitsch blinzeln: „entweder bist du noch hübscher geworden, oder du hast abgenommen, oder es ist für dich einfach Zeit zum Heiraten.“

Dascha wandte sich um und sah ihn etwas sonderbar an; dann richtete sie sich auf und ging, ohne die Hände abzutrocknen, zum Pavillon, wo der erste Liebhaber und Räsonneur mit seinem Strohhut winkte.

Man fütterte Dascha mit Fleischpasteten und gab ihr Champagner zu trinken; der erste Liebhaber und Räsonneur tat sehr geschäftig, verfiel ab und zu in einen Starrkrampf, flüsterte wie vor sich hin „Mein Gott, wie hübsch sie ist!“ und stellte ihr irgendwelche Jünglinge, Zöglinge der Theaterschule, vor, die alle Fragen mit erstickten Stimmen wie in der Beichte beantworteten. Nikolai Iwanowitsch fühlte sich durch diesen Erfolg „seiner Dascha“ geschmeichelt und erregt.

Dascha trank Wein, lachte, aß, was man ihr vorsetzte, streckte ihre Hand zum Kusse aus und blickte unverwandt auf das im blauen Lichte strahlende, aufgewühlte Meer. — Das ist das Glück, dachte sie sich und hatte Lust zu weinen.

* * *

Nach dem Bade und einem Spaziergang gingen sie zum Abendessen ins Hotel. Hier war es hell, elegant

und geräuschvoll. Der erste Liebhaber und Räsonneur sprach viel und überzeugt von der Liebe. Nikolai Iwanowitsch, der immer auf Dascha sah, trank etwas zu viel und wurde traurig. Dascha aber blickte die ganze Zeit durch einen Spalt zwischen den Vorhängen hinaus und sah draußen flüssige Reflexe erscheinen, vorbeigleiten und verschwinden. Schließlich stand sie auf und ging an den Strand. Ein klarer und runder Mond hing so niedrig wie in den Märchen Scheherezades im blausilbernen Abgrund über der schuppigen Lichtstraße, die sich übers ganze Meer hinzog. Dascha verschränkte die Finger und ließ sie in den Gelenken knacken.

Als sie die Stimme Nikolai Iwanowitschs hinter sich hörte, ging sie schnell längs dem Wasser entlang weiter, das den Strand schläfrig beleckte. Im Sande saß eine weibliche Figur, in ihren Schoß hatte eine männliche den Kopf gelegt. Etwas weiter schwamm zwischen den zitternden Reflexen im schwarz-lila Wasser ein Menschenkopf, und zwei Augen, in denen sich der Mond spiegelte, verfolgten sie lange mit den Blicken. Noch weiter standen zwei aneinandergeschmiegte Menschen; als Dascha an ihnen vorbei war, hörte sie einen Seufzer und einen Kuß.

Aus der Ferne rief man: „Dascha, Dascha!“ Sie setzte sich in den Sand, legte die Ellenbogen auf die Knie und stützte das Kinn. Wäre jetzt Teljegin gekommen und hätte sich an ihre Seite gesetzt, ihren Leib umschlungen und mit einer ernststen und leisen Stimme gefragt: „mein?“, so hätte sie geantwortet: „Dein.“

Hinter einem Sandhügel rührte sich eine graue, auf dem Rücken liegende Gestalt; sie setzte sich auf, senkte den Kopf, blickte lange auf die wie zur Ergözung von Kindern spielende Mondlichtstraße, stand auf und ging langsam und traurig, wie gestorben, an Dascha vorbei. Und Dascha erkannte mit heftigem Herzklopfen Bessonow.

So begannen für Dascha die letzten Tage der alten Welt. Es blieben nur noch wenige solche von der Glut des verglimmenden Sommers erfüllte, freudige und sorglose Tage. Aber die Menschen, die immer glauben, daß der kommende Tag ebenso heiter sein werde wie die blaulichen Umrisse der Berge in der Ferne, selbst die klugen und tiefblickenden Menschen konnten das, was außerhalb des Augenblicks ihres Lebens lag, weder sehen noch wissen. Hinter dem vielfarbigen, von Düften geschwängerten, vom Pochen aller Lebensäfte erfüllten Augenblick lag ein totes und unfasßbares Dunkel. . . . Der Blick, das Gefühl und der Gedanke konnten dort auch nicht um eines Haares Breite eindringen, und nur wenige nahmen vielleicht mit einem dunklen Gefühl, wie es die Tiere vor einem Gewitter haben, das Herankommende wahr. Dieses Gefühl war eine unerklärliche Unruhe. Die Menschen beilten sich zu leben. In dieser Zeit senkte sich aber wirbelnd und rasend eine Wolke mit triumphierenden und drohenden, sinkenden und ersterbenden Umrisen auf die Erde herab. Dies ließ sich nur an dem Streifen des Sonnenschattens erkennen, der über das ganze alte, sündige Erdenleben vom Südosten nach Nordwesten einen Strich zog.

XIII

Bessonow durchlebte eine tödliche, die Kinnbacken lähmende Langweile, während er tagelang auf dem Strande herumlag. Er betrachtete die Gesichter, die lachenden und sonnverbrannten weiblichen und die kupferroten und aufgeregten männlichen, und fühlte beklommen sein Herz wie ein Stück Eis in seiner Brust liegen. Er sah auf das Meer und dachte nach, daß es schon seit Jahrtausenden seine Wellen an den Strand werfe. Der Strand sei einst leer gewesen, nun sei er bevölkert, diese Menschen würden aber sterben, der Strand werde wieder veröden, das Meer aber immer gleichermaßen den Sand belecken. Während er sich das dachte, verzog er das Gesicht, sammelte die kleinen Muscheln mit dem Finger zu einem Häufchen und steckte seine erloschene Zigarette hinein. Dann ging er baden. Dann aß er träge zu Mittag. Dann ging er schlafen.

Gestern hatte sich nicht weit von ihm ein junges Mädchen in den Sand gesetzt und lange auf das Mondlicht geblickt; sie hatte schwach nach Beilchen geduftet. Durch sein erstarrtes Hirn war eine Erinnerung gezogen. Bessonow hatte sich aufgesetzt und gesagt: „Nein, mit diesem Köder fängst du mich nicht, zum Teufel, ich gehe schlafen,“ und war langsam in sein Hotel gegangen.

Dascha hatte diese Begegnung große Angst gemacht. Sie hatte ja geglaubt, daß das schwüle, schlaf-

lose Petersburger Leben für immer entschwinden und daß Bessonow, der ihre Phantasie durch Gott weiß was gereizt hatte, für immer vergessen sei.

Aber dieser eine Blick, dieser eine Moment, als er als schwarze Silhouette am Mondlicht vorbeigegangen war, ließ alles in ihr mit neuer Kraft erstehen; es waren keine verworrenen und unklaren Empfindungen mehr, sondern ganz bestimmte Gelüste, heiß wie die Mittagsglut: sie lechzte danach, diesen Menschen zu fühlen. Weder zu lieben, noch sich zu quälen, noch an ihn zu denken, sondern nichts andres als ihn zu fühlen.

Während sie im mondlichtdurchfluteten weißen Zimmer am Fenster saß, mußte sie immer wieder mit schwacher Stimme vor sich hinsagen: „Ach, mein Gott, mein Gott, was ist denn das? . . .“

Dascha ging um sieben Uhr früh zum Strand, entkleidete sich, trat bis an die Knie ins Wasser und blieb entzückt stehen. Das Meer war wie verblichen, blaßblau und nur hie und da in der Ferne gekräuselt. Man konnte den Grund sehen, und das Wasser stieg langsam über die Knie und sank dann wieder tiefer. Dascha streckte die Arme aus, ließ sich in diese himmlische Kühle fallen und schwamm. Dann hüllte sie sich, erfrischt und ganz salzig, in den rauhen Bademantel und legte sich auf den schon warmen Sand.

Ich liebe Swan Iljitsch allein, dachte sie, indem sie die Wange an den rosigen, frisch duftenden Ellenbogen drückte, — ich liebe, ich liebe Swan Iljitsch. Mit ihm ist es so frisch, rein und freudig. Gott sei Dank, daß ich Swan Iljitsch liebe. Ich werde ihn heiraten . . .

Sie schloß die Augen, schief ein und fühlte, wie das Wasser im gleichen Takt mit ihr atmete.

Dieser Schlaf war süß. Sie spürte die ganze Zeit, wie leicht und warm ihr Körper im Sande lag. Und sie empfand im Schlafe eine eigentümliche, erregte Verliebtheit in sich selbst.

Gegen Abend, als die Sonne wie eine abgeplattete Kugel in den orangegelben wolkenlosen Feuerbrand sank, stieß Dascha auf Bessonow; er saß auf einem Stein am Fußpfade, der sich durch ein flaches Wermutfeld schlängelte. Dascha hatte sich beim Spazierengehen dahin verirrt; als sie Bessonow erblickte, wollte sie schon umkehren und davonlaufen, aber die Leichtigkeit von vorher war verschwunden, die Füße waren schwer geworden und wie angewurzelt, und sie sah mit gerunzelter Stirn, wie er, über diese Begegnung kaum erstaunt, auf sie zuging, den Strohhut zog und bescheiden wie ein Mönch den Kopf neigte.

„Ich habe mich also gestern nicht getäuscht, Darja Dmitrijewna, — das waren Sie am Strande?“

„Ja, ich . . .“

Er schwieg eine Weile mit gesenkten Augen und blickte dann an Dascha vorbei in die Tiefe der schon dunkelnden Steppe.

„Auf diesem Felde fühlt man sich beim Sonnenuntergang wie in der Wüste. Nur selten kommt jemand her. Ringsum Wermut und Steine, und in der Dämmerung habe ich das Gefühl, als sei niemand mehr auf der Erde geblieben, als sei ich allein.“

Bessonow lachte und zeigte langsam seine weißen Zähne. Dascha sah ihn wie ein Vöglein an. Dann

ging sie neben ihm den Pfad entlang. Zu beiden Seiten und auf dem ganzen Felde wuchsen niedere, bitter duftende Wermutstauden; eine jede warf im Mondlichte auf die trockene Erde einen noch blassen Schatten. Über ihren Köpfen flatterten, sich deutlich vom Abendrotstreifen abhebend, unruhig und zitternd zwei Fledermäuse.

„Versuchungen, Versuchungen, man kann sich vor ihnen nirgends verbergen,“ sagte Bessonow, „sie ziehen uns hinein, verlocken, und man läßt sich von ihnen wieder täuschen. Schauen Sie nur, wie geschickt es eingerichtet ist.“ Er zeigte mit dem Stock auf den niedrig hängenden Mond: „Er wird die ganze Nacht seine Netze weben, der Fußpfad wird sich als Bach verstellen, jeder Busch wird so tun, als sei er bewohnt, selbst die Leiche wird schön und das Frauengesicht geheimnisvoll erscheinen. Vielleicht muß es aber auch wirklich so sein: die ganze Weisheit ist in diesem Betrug. . . . Wie glücklich sind Sie doch, Darja Dmitrijewna, wie glücklich. . . .“

„Warum soll es ein Betrug sein? Mir scheint, es ist gar kein Betrug. Es ist ganz einfach Mondschein,“ erwiderte Dascha trotzig.

„Gewiß, Darja Dmitrijewna, gewiß . . . ,Seid wie die Kinder.‘ Der Betrug liegt darin, daß ich an dies alles nicht glaube. Aber: ,seid wie die Schlangen.‘ Wie soll man beides vereinen? Was braucht man dazu? . . . Man sagt, die Liebe könne alles vereinen. . . . Was denken Sie darüber?“

„Ich weiß nicht, ich denke mir gar nichts.“

„Aus welchen Weltenräumen mag sie kommen? Wie

Kann man sie einfangen? Mit welchem Worte beschwören? Sich in den Staub legen und rufen: „Herr, schicke die Liebe über mich! . . .“

„Ich gehe nicht weiter,“ erklärte Dascha, „ich will zum Meer.“

Sie kehrten um und gingen durch den Wermut zu einer sandigen Anhöhe. Bessonow sagte ganz unerwartet weich und vorsichtig: „Ich erinnere mich noch an jedes Wort, das Sie damals bei mir in Petersburg gesprochen haben. Ich habe Sie verscheucht.“

Dascha schwieg, sah vor sich hin und ging sehr schnell.

„Ich hatte aber immer aus irgendeinem Grunde das Gefühl, daß wir unser Gespräch nicht fortsetzen würden, Darja Dmitrijewna. Ich erinnere mich, eine Empfindung hat mich damals ganz besonders erschüttert. . . . Es war nicht Ihre eigentümliche Schönheit, nein . . . Mich erschütterte die unbeschreibliche Musik Ihrer Stimme, die mein ganzes Wesen durchdrang. Einmal, es ist schon lange her, hörte ich in einem Konzert eine Symphonie, ich weiß nicht mehr, welche. Zwischen allen Tönen erklang ein Ton: ein Horn sang so rein und traurig; es schien mir, man müßte es an allen Enden der Welt hören, — so wird die Stimme des Erzengels in der letzten Stunde sein.“

„Gott weiß, was Sie da reden!“ rief Dascha und blieb stehen; sie sah ihn an und ging wieder weiter.

„Eine schrecklichere Versuchung habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehabt. Ich sah Sie damals an und dachte mir: ‚dieser Ort ist heilig.‘ Hier ist meine Rettung: mein Herz Ihnen herzugeben, arm und de-

mütig zu werden, in Ihrem Lichte zu zerschmelzen. . . . Vielleicht aber auch Ihr Herz zu nehmen? Unendlich reich zu werden? . . . Überlegen Sie es sich, Darja Dmitrijewna; Sie sind gekommen, und ich muß das Rätsel raten.“

Dascha ließ ihn zurück und eilte die sandige Düne hinauf. Eine breite, schuppig schillernde Mondstraße lag auf der schweren Masse des Wassers und brach am Rande des Meeres in einem langen, klaren Streifen ab, und dort, über diesem Lichte war ein dunkles Leuchten. Dascha hatte solches Herzklopfen, daß sie die Augen schließen mußte. — Gott, errette mich vor ihm! dachte sie bei sich. Bessonow stieß seinen Stock einigemal in den Sand.

„Sie müssen sich entschließen, Darja Dmitrijewna. . . . Jemand muß in diesem Feuer verbrennen. . . . Ob Sie. . . . Ob ich. . . . Denken Sie nach und antworten Sie mir. . . .“

„Ich verstehe nicht“, sagte Dascha kurz.

„Wenn Sie arm geworden, verwüstet und verbrannt sind, dann erst wird für Sie das wahre Leben beginnen, Darja Dmitrijewna. . . . Ohne dieses Mondlicht, ohne diese Versuchung, die einen Dreier wert ist. Es wird ein schreckliches Leben sein, voller Weisheit. Und das Gefühl einer unermesslichen Größe: der Stolz. Und dazu brauchen Sie nur Ihr Kinderkleidchen von sich zu werfen. . . .“

Bessonow ergriff mit seiner eisigen Hand die ihre und blickte ihr in die Augen. Dascha hatte nur die Kraft, langsam die Augen zu schließen. Nach einem langen Schweigen sagte er: „Wollen wir lieber nach

Hause gehen, schlafen. . . . Wir haben uns ausgesprochen, die Frage von allen Seiten erörtert, es ist auch schon spät. . . .“

* * *

Er begleitete Dascha vor ihr Hotel, nahm von ihr höflich Abschied, schob den Hut in den Nacken und ging dicht am Wasser weiter, wo er die verschwommenen Silhouetten der Spaziergänger musterte. Möglich blieb er stehen, kehrte um und ging auf eine hochgewachsene Frau zu, die in einen weißseidenen Schal gehüllt, unbeweglich dastand. Bessonow legte seinen Stock über die Schultern, ergriff beide Enden mit den Händen und sagte: „Nina, guten Abend.“

„Guten Abend.“

„Was machst du allein am Strande?“

„Ich stehe da.“

„Warum bist du allein?“

„Weil ich allein bin,“ antwortete die Tscharodejewa leise, mit böser Stimme.

„Bist du mir denn noch immer böse?“

„Nein, mein Lieber, ich habe mich schon längst beruhigt. Rege du dich nur meinetwegen nicht auf.“

„Nina, komm zu mir.“

Sie warf den Kopf zurück, schwieg eine lange Weile und entgegnete dann unsicher und dumpf: „Du bist wohl verrückt?“

„Hast du es denn noch nicht gewußt?“

Er nahm sie am Arm, aber sie befreite sich von ihm und ging langsam an seiner Seite längs der Mondlicht-

reflere, die, über das ölig-schwarze Wasser gleitend, ihren Schritten folgten.

Am nächsten Morgen klopfte Nikolai Iwanowitsch vorsichtig an Daschas Tür. „Dascha, steh auf, Kind, wir wollen Kaffee trinken.“

Dascha ließ die Beine vom Bett hinunter und sah auf die Strümpfe und Schuhe, die sie gestern ausgezogen hatte, — alles war mit grauem Staub bedeckt. Etwas war geschehen. Oder hat sie wieder jenen ekelhaften Traum gehabt? Nein, nein, es war etwas viel Schlimmeres und kein Traum. Dascha zog sich in aller Eile an und lief zum Baden.

Aber das Wasser ermüdete sie, und die Sonne erhitzte ihr Blut. Im rauhen Bademantel sitzend, die bloßen Knie umschlingend, dachte sie sich, daß sie hier nichts Gutes zu erwarten habe: Ich bin dumm, feig und faul. Habe eine überhitzte Phantasie. Ich weiß selbst nicht, was ich will. Am Morgen ist es das eine, und am Abend etwas anderes. Es ist gerade der Typus, den ich so hasse. — Dascha blickte mit gesenktem Kopf aufs Meer, und es kamen ihr sogar Tränen in die Augen, so trüb und traurig war ihr zumute. Als ob es etwas Kostbares wäre, was ich so hüte. Wer braucht es? — kein Mensch in der Welt. Ich liebe niemand mit wahrer Liebe und hasse mich selbst. Also hat er wohl recht: es ist schon besser, alles ins Feuer zu werfen, zu verbrennen und nüchtern zu werden. Er hat mich gerufen. . . . Heute abend zu ihm gehen und . . . Ach, nein! . . . —

Dascha ließ das Gesicht auf die Knie sinken, so heiß war es geworden. Und es war ihr klar, daß sie

dieses Doppelleben nicht weiter fortführen durfte. Endlich mußte ja die Erlösung von der auf die Dauer nicht mehr erträglichen Jungfräulichkeit kommen. Oder lieber sollte schon ein Malheur geschehen.

Sie saß trübsinnig da und überlegte sich: Nehmen wir an, daß ich von hier fortgehe. Zum Vater. In den Staub. Zu den Fliegen. Ich warte bis zum Herbst. Dann beginnen die Vorlesungen. Ich werde zwölf Stunden am Tage arbeiten. Ich werde austrocknen, ein Scheusal werden. Werde das Völkerrecht auswendig lernen. Werde Barchentröcke tragen. Die allgemein geachtete Juristin Fräulein Bulawina werden. Dieser Ausweg ist natürlich durchaus respektabel. . . . Ach, mein Gott, mein Gott! . . . —

Dascha schüttelte den Sand ab, der an ihrer Haut klebte, und ging ins Haus. Nikolai Iwanowitsch lag in einem seidenen Pyjama auf der Veranda und las einen von der Zensur verbotenen Roman von Anatole France. Dascha setzte sich zu ihm auf die Armlehne des Schaukelstuhles, wippte mit dem Pantöffelchen und sagte nachdenklich: „Wir wollten doch über Katja sprechen.“

„Ja, gewiß.“

„Siehst du, Nikolai, das Frauenleben ist überhaupt sehr schwierig. Mit neunzehn Jahren weiß unsereins nicht, was mit sich anzufangen.“

„In deinem Alter, Dascha, muß man das Leben in vollen Zügen genießen, ohne zu grübeln. Wenn du zu viel grübelst, bleibst du einfach sitzen. Ich muß dich immer anschauen: du bist so furchtbar hübsch!“

„Ich hab's ja gewußt, Nikolai, daß es keinen Zweck

hat, mit dir zu sprechen. Du sprichst niemals zur Sache und bist außerdem taktlos. Darum ist auch Katja von dir gegangen.“

Nikolai Iwanowitsch fing zu lachen an, legte sich den Roman von Anatole France auf den Bauch und verschränkte die dicken Hände im Nacken.

„Wenn die Regenzeit beginnt, wird das Böglein von selbst nach Hause zurückkehren. Weißt du noch, wie sie sich die Federchen zu putzen pflegte? . . . Ich habe Katjuscha trotz allem sehr lieb. Nun, wir haben beide gesündigt und sind quitt.“

„Ach, so sprichst du auf einmal! Ich hätte aber an Katjas Stelle genau so gehandelt. . . .“

„Dho! Du hast wohl was Neues? . . .“

„Ja, was Neues. . . . In der Tat,“ sagte Dascha mit einem Blick voll Haß, „unsereins liebt, quält sich, kann keinen Platz finden, ‚er‘ aber ist sehr zufrieden und seiner selbst sicher. . . .“

Sie trat an das Geländer der Veranda, aufgebracht gegen Nikolai Iwanowitsch oder gegen jemand anderen.

„Wenn du älter geworden bist, so wirst du selbst sehen, daß es schädlich und unklug ist, die Kümmernisse des Lebens allzu ernst zu nehmen,“ sagte Nikolai Iwanowitsch. „Das habt ihr Bulawins alle im Blute, diese Sucht alles kompliziert zu machen. . . . Man muß einfacher sein, einfacher und der Natur näher. . . .“ Er seufzte auf, verstummte und begann seine Fingernägel zu betrachten. Ein verschwitzter Gymnasiast sprang vor der Veranda vom Fahrrad: er hatte aus der Stadt die Post gebracht.

„Ich will als Lehrerin aufs Land gehen“, sagte

Dascha düster. Nikolai Swanowitsch fragte sofort: „Wo hin?“

Sie gab ihm keine Antwort und ging auf ihr Zimmer. Die Post bestand aus zwei Briefen an Dascha: der eine war von Katja, der andere vom Vater.

Dmitrij Stepanowitsch schrieb: „. . . Ich schicke dir den Brief Katjas. Ich habe ihn gelesen, und er hat mir gar nicht gefallen. Tut aber, was ihr wollt. . . Bei uns ist alles beim alten. Es ist sehr heiß. Außerdem wurde Ssemjon Ssemjonowitsch Gowjadin gestern im Stadtgarten von den Senfpflastern überfallen und verprügelt; weshalb, will er nicht sagen. Sonst gibt es nichts Neues. Außerdem ist für dich eine Postkarte von einem gewissen Tseljegin gekommen, aber ich habe sie verlegt. Mir scheint, er ist auch in der Krim, oder auch wo anders. . . .“

Dascha las diese letzten Zeilen noch einmal aufmerksam durch, und ihr Herz begann unerwartet heftig zu klopfen. Dann stampfte sie vor Ärger sogar mit dem Fuß. Unangenehm zu hören: „in der Krim oder auch wo anders. . . .“ Der Vater ist in der Tat ein unmöglicher, unordentlicher Mensch und großer Egoist. Sie ballte den Brief zusammen und saß lange am Schreibtisch, das Kinn in die Hand gestützt. Dann las sie den Brief Katjas:

„Erinnerst du dich noch, Dascha, ich schrieb dir über den Menschen, der mich überall verfolgt. Gestern abends im Jardin du Luxembourg setzte er sich zu mir. Ich bekam anfangs Angst, blieb aber sitzen. Da sagte er zu mir: „Ich habe Sie verfolgt, ich kenne Ihren Namen und weiß, wer Sie sind. Ein großes

Unglück stieß mir zu: ich gewann Sie lieb.' Ich sah ihn an: er saß so ernst wie in der Kirche, das Gesicht war so streng, dunkel und eingefallen. ‚Sie dürfen mich nicht fürchten. Ich bin ein Greis und einsam. Ich habe einen schweren Herzfehler und kann jeden Augenblick sterben. Und dazu noch dieses Unglück.' Eine Träne lief über seine Wange. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Wie lieb ist doch Ihr Gesicht!' Ich erwiderte: ‚Verfolgen Sie mich nicht mehr.' Ich wollte weggehen, aber er tat mir leid, und ich blieb sitzen und sprach mit ihm. Er hörte mir mit geschlossenen Augen zu und schüttelte den Kopf. Denk dir nur, Dascha: heute bekomme ich einen Brief von irgendeiner Frau, ich glaube der Hausmeisterin des Hauses, in dem er wohnt. . . . Sie teilt mir ‚in seinem Auftrage' mit, daß er in der Nacht gestorben ist. . . . Ach, es ist so schrecklich. . . . Soeben trat ich ans Fenster, draußen auf der Straße leuchten Tausende von Flammen, Equipagen rollen vorbei, Menschen gehen zwischen den Bäumen. Es hat geregnet und ist jetzt neblig. Und es ist mir, als sei dies alles schon gewesen, als sei alles gestorben, als seien diese Menschen tot, als sehe ich nur das, was schon zu Ende ist, könne aber das, was jetzt vorgeht, wo ich am Fenster stehe und hinaus schaue, nicht sehen, und wisse nur, daß alles zu Ende ist. Da ging eben ein Mann vorbei; er wandte sich um und blickte zu meinem Fenster hinauf, und es ist mir klar, daß er sich nicht jetzt umgewandt und hinaufgeblickt hat, sondern einmal vor langer Zeit. . . . Es geht mir wahrlich sehr schlecht. Manchmal liege ich und weine, — ich weine

um mein Leben, daß es so schnell vergangen ist. Ich habe doch irgendein Glück gekannt und liebe Menschen gehabt, und davon ist keine Spur geblieben. . . . Mein Herz ist ganz ausgetrocknet. Ich weiß, Dascha, daß mir noch ein großer Kummer bevorsteht, eine Vergeltung dafür, daß wir alle so schlecht gelebt haben. Dascha, Dascha, möge Gott dir Glück schenken. . . .“

Dascha zeigte diesen Brief Nikolai Iwanowitsch. Als er ihn gelesen, fing er zu seufzen an und sagte dann, daß er sich vor Katja immer schuldig gefühlt habe: „Ich sah, daß wir schlecht lebten und daß diese ewigen Vergnügungen einmal mit einem Ausbruch von Verzweiflung enden würden. Was konnte ich aber dagegen machen, wenn mein Lebenszweck und der Lebenszweck Katjas und aller Menschen, die uns umgaben, nur im Vergnügen bestand? . . . Hier schaue ich manchmal aufs Meer und denke mir: es gibt ein Rußland, das den Boden pflügt, sein Vieh weidet, Kohle gewinnt, webt, schmiedet und baut, und es gibt Menschen, die es zwingen, dies alles zu tun; wir aber, die dritten, die geistige Aristokratie des Landes, die Intellektuellen, — wir haben nicht die geringste Berührung mit diesem Rußland. Wir werden von ihm nur ausgehalten. Wir sind Schmetterlinge. Das ist eine Tragödie. Wenn ich z. B. versuche, Gemüsebau zu treiben oder eine Fabrik zu gründen, so wird dabei nichts herauskommen. Ich bin verurteilt, bis an das Ende meiner Tage, als Schmetterling zu flattern. Wir schreiben allerdings Bücher, halten Reden und machen Politik, aber dies alles gehört zu unserem Zeitvertreib, selbst dann, wenn uns das Gewissen

plagt. Bei Katjuscha endeten diese ewigen Vergnügungen mit einer geistigen Verödung. Anders konnte es gar nicht kommen. . . . Ach, wenn du wüßtest, was für eine reizende, zarte und feinfühlende Frau sie war! . . . Ich habe sie in den Schmutz gezogen und verwüftet. . . . Ja, du hast recht, ich muß zu ihr fahren. . . .“

* *
*

Sie beschlossen, daß sie beide nach Paris fahren wollten, sobald die Auslandspässe fertig wären. Nikolai Iwanowitsch ging nach dem Essen in die Stadt, Dascha aber versuchte ihren großen Strohhut für die Reise umzuarbeiten; sie verdarb ihn indes nur, geriet in Verzweiflung und schenkte ihn dem Dienstmädchen. Dann schrieb sie einen Brief an den Vater und legte sich in der Abenddämmerung aufs Bett — eine solche Müdigkeit hatte sie plötzlich ergriffen —, sie schob beide Hände unter die Wange und hörte das Brausen des Meeres immer ferner, immer angenehmer.

Dann war es ihr, als hätte sich jemand über sie gebeugt, ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht gestrichen und sie auf die Augen, Wangen und Mundwinkel geküßt, ganz leise, mit einem Hauch. Die Süße dieses Kusses ergoß sich über ihren ganzen Körper. Dascha erwachte langsam. Durch das offene Fenster blickten einzelne Sterne herein und ein Windhauch ließ den Brief auf dem Tische rascheln. Dann trat hinter der Wand eine menschliche Gestalt hervor; sie lehnte sich von außen an die Fensterbank und sah Dascha an.

Dascha erwachte nun ganz, setzte sich auf und

führte die Hand an die Brust, wo das Kleid aufgekнопft war. „Was wollen Sie?“ fragte sie kaum hörbar.

Der Mensch im Fenster antwortete mit der Stimme Bessonows: „Ich habe Sie am Strande erwartet. Warum sind Sie nicht gekommen? Fürchten Sie mich?“

Dascha antwortete nach kurzem Schweigen: „Ja.“

Er stieg über das Fensterbrett, rückte den Tisch weg und trat vor das Bett.

„Ich habe eine ekelhafte Nacht verbracht, — es hat nur wenig gefehlt, und ich hätte mich erhängt. Empfinden Sie wenigstens etwas mir gegenüber?“

Dascha schüttelte den Kopf, öffnete aber die Lippen nicht.

„Hören Sie, Darja Dmitrijewna, es muß, wenn nicht heute so morgen, oder auch in einem Jahr geschehen. Ich kann ohne Sie nicht existieren. Zwingen Sie mich nicht, das menschliche Antlitz zu verlieren.“ Er sprach leise und heiser und kam ganz nahe an Dascha heran. Sie seufzte plötzlich tief und kurz auf und fuhr fort, ihm ins Gesicht zu blicken. „Alles, was ich gestern sagte, war eine gemeine Lüge. . . . Ich leide grausam. . . . Ich habe nicht die Kraft, die Erinnerung an Sie auszumerzen. . . . Werden Sie meine Frau. . . .“

Er beugte sich über Dascha, sog ihren Duft ein, schob seine Hand hinter ihren Nacken und drückte seine Lippen an die ihrigen. Dascha stemmte sich gegen seine Brust, aber ihre Arme knickten ein. Durch ihr erstarrtes Bewußtsein ging der ruhige Gedanke: Das ist es, was ich fürchtete und wollte, aber es ist wie

ein Mord. . . . — Sie wandte ihr Gesicht weg und hörte, wie Bessonow ihr etwas ins Ohr flüsterte; sein Atem roch nach Wein. Und Dascha kam der Gedanke: Genau so war es zwischen ihm und Katja. — Die klare Erkenntnis durchzuckte sie wie ein Frösteln, sie fühlte stärker den Weingeruch, und sein Flüstern wurde noch ekelhafter.

„Lassen Sie mal,“ stieß sie hervor. Sie schob Bessonow mit aller Kraft von sich, trat zur Türe und knöpfte endlich den Kragen ihres Kleides zu.

Bessonow geriet nun in Raserei: er packte Dascha bei den Händen, zog sie zu sich heran und bedeckte ihren Hals mit Küssen. Sie wehrte sich schweigend, mit zusammengepreßten Lippen. Als er sie aber auf die Arme hob und zu tragen versuchte, raunte sie hastig: „Nein, niemals, wenn Sie auch sterben. . . . —“ Sie stieß ihn zurück, befreite sich aus seinen Armen und stellte sich an die Wand. Er ließ sich, immer noch schwer atmend, auf einen Stuhl fallen und saß unbeweglich da. Dascha rieb sich die Arme an den Stellen, wo die Spuren seiner Finger waren.

„Ich hätte nicht so übereilt handeln sollen“, sagte Bessonow.

„Sie sind mir ekelhaft“, erwiderte sie

Er drückte seine Wange an die Stuhllehne. Dascha hastig: „Nein, niemals, wenn Sie auch sterben. . . . —“

Sie sagte es wiederholt. Er verstand es schließlich, erhob sich vom Stuhl und stieg schwerfällig, ungeschickt aus dem Fenster. Dascha schloß den Fensterladen und fing an, im dunkeln Zimmer auf und ab zu gehen. Diese Nacht verbrachte sie schlaflos.

Nikolai Iwanowitsch trat gegen Morgen barfuß an ihre Thür und fragte mit verschlafener Stimme: „Hast du Zahnweh, Dascha?“

„Nein.“

„Was war denn für ein Lärm in der Nacht?“

„Ich weißt nicht.“

„Sonderbar!“ murmelte er und ging. Dascha konnte sich weder setzen, noch legen, — sie ging unaufhörlich vom Fenster zur Thür und zurück, um den gleich Zahnweh bohrenden Abscheu gegen sich selbst zu überwinden. Es war das Abscheulichste geschehen, was sich nicht einmal vorausahnen ließ, — als hätten Hunde nachts auf dem Friedhof eine Leiche zerrissen. . . . Und das war sie, Dascha. Hätte Bessonow sie überwältigt, so wäre es vielleicht besser gewesen. Und sie erinnerte sich unter heftigem Schmerz des weißen, sonnenlichtüberfluteten Dampfschiffs, und wie der verlassene Liebhaber im Espengehölz gegirrt, gemurmelt und gelogen hatte, daß Dascha verliebt sei.

Damit hat also alles geendet! Indem sie auf das in der Dämmerung weiß schimmernde Bett blickte, auf den schrecklichen Ort, wo ein Menschengesicht sich soeben in eine Hundefrage verwandelt hatte, fühlte Dascha, daß sie mit diesem Wissen nicht länger leben könne. Sie wollte jede Qual auf sich nehmen, wenn sie sich nur vor diesem Abscheu gegen alles Lebende, gegen die Menschen, die Erde, gegen sich selbst befreien könnte. . . . Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und sagte nur immer: „Vater unser, der du bist im Himmel, rette mich. . . .“ Ihr Kopf glühte, und sie hatte gleichsam das schmerzvolle Verlangen,

sich ein Spinnweben vom Gesicht, vom Hals, vom ganzen Körper zu reißen.

Endlich war es in den Ritzen des Fensterladens ganz hell geworden. Im Hause gingen die Türen, eine helle Stimme rief: „Matrjoscha, bring Wasser. . .“ Nikolai Iwanowitsch erwachte und putzte sich hinter der Wand die Zähne. Dascha wusch sich das Gesicht, drückte das Hütchen tief in die Stirne und ging an den Strand. Das Meer war wie Milch, der Sand feucht. Es roch nach Lang. Dascha schlug die Richtung zum Felde ein und ging die Straße entlang. Ein mit nur einem Pferde bespannter Korbwagen kam ihr langsam entgegen, die Räder ließen leichte Staubwolken aufsteigen. Auf dem Boocke saß ein Tatare, und hinter ihm ein stämmiger, ganz weiß gekleideter Mensch. Als Dascha ihn erblickte, dachte sie sich wie im Schlafe (vor Sonnenlicht und Müdigkeit fielen ihr die Lider zu): Da fährt ein guter und glücklicher Mensch, soll er von mir aus fahren und gut und glücklich sein, — und trat von der Straße ins Feld. Plötzlich rief aus dem Korbwagen eine erschrockene Stimme: „Darja Dmitrijewna!“

Jemand sprang auf die Straße und lief auf sie zu. Diese Stimme ließ Daschas Herz erbeben und in die Tiefe stürzen, ihre Beine wurden schwach. Sie wandte sich um. Es war Teljegin, sonnverbrannt, aufgereggt, blauäugig und ihr so unerwartet lieb und nahe, daß Dascha ihm sofort die Hände auf die Brust legte, sich mit dem Gesicht an ihn schmiegte und laut wie ein Kind zu weinen anfangte.

Teljegin hielt sie an den Schultern fest. Als Dascha

versuchte, ihm mit ihrer vom Schluchzen unterbrochenen Stimme etwas zu erklären, sagte er: „Bitte, Darja Dmitrijevna, bitte, nicht jetzt. Das ist nicht so wichtig. . . .“

Sein Leinenrock war an der Brust von Daschas Tränen durchnäßt. Sie fühlte sich erleichtert. „Sind Sie hergekommen, um uns zu besuchen?“ fragte sie.

„Ich komme, um mich zu verabschieden, Darja Dmitrijevna. . . . Gestern erst habe ich erfahren, daß Sie hier sind, und nun möchte ich . . . Abschied nehmen. . . .“

„Abschied nehmen?“

„Ich werde einberufen, nichts zu machen.“

„Einberufen?“

„Haben Sie denn nichts gehört?“

„Nein.“

„Es ist Krieg, das ist die Sache.“ Und er lächelte und blickte Dascha verliebt, irgendwie verändert und sicher ins Gesicht.

XIV

Im Kabinett des Redakteurs der großen liberalen Zeitung „Das Wort des Volkes“ fand eine außerordentliche Redaktionsitzung statt, und da am Tage vorher das Alkoholverbotgesetz erlassen worden war, so gab es zum Redaktionstee, gegen alle Gepflogenheit, Kognak und Rum.

Die älteren, bärtigen Liberalen saßen in bequemen Sesseln, rauchten und fühlten sich wie vor den Kopf geschlagen. Die jüngern Mitarbeiter verteilten sich auf den Fensterbänken und auf dem berüchtigten Ledersofa, in dem es zufolge einer unvorsichtigen Äußerung eines bekannten Schriftstellers Wanzen gab.

Der Redakteur, ein grauhaariger Mann mit rosigem Gesicht und englischen Allüren hielt mit wohlartikulierter Stimme eine seiner berühmten Reden, der es später beschieden war, der ganzen liberalen Presse zur Richtschnur zu werden.

„. . . Unsere Aufgabe ist um so komplizierter, als wir, ohne auch nur einen Schritt in unserer Opposition gegen die Zarengewalt nachzugeben, angesichts der Gefahr, die der Integrität der russischen Gebiete droht, dieser selben Gewalt die Hand reichen müssen. Unsere Geste muß ehrlich und aufrichtig sein. Die Frage nach der Schuld der zarischen Regierung, die Rußland in den Krieg getrieben hat, ist augenblicklich eine nebensächliche Frage. Wir müssen erst siegen und

dürfen dann erst die Schuldigen richten. Heute, um diese Stunde findet die blutige Schlacht bei Krasnostaw statt, wo man unsere Garde in die durchbrochene Front geworfen hat. Der Ausgang der Schlacht ist noch unbekannt, aber es ist zu bedenken, daß Kiew bedroht ist. Es besteht kein Zweifel darüber, daß der Krieg nicht länger als drei oder vier Monate dauern kann, aber wie er auch endet, werden wir mit stolz erhobenem Haupte der zarischen Regierung sagen: In der schwersten Stunde waren wir mit euch, und nun fordern wir von euch Rechenschaft. . . .“

Das älteste Redaktionsmitglied, Bjeloswjetoj, dessen besonderes Gebiet die Semstwo-Frage war, konnte sich nicht beherrschen und rief ganz außer sich: „Die zarische Regierung führt Krieg, — was haben wir damit zu tun und wie können wir ihr die Hand reichen? Sie können mich erschlagen, aber ich verstehe das nicht. Die einfache Logik sagt, daß wir uns von diesem Abenteuer fernhalten müssen, zugleich mit uns auch die ganze Intelligenz. Sollen sich die Zaren nur den Hals brechen, — wir können dabei nur gewinnen.“

„Gewiß, meine Herren, es ist gar zu ekelhaft, Nikolai II. die Hand zu reichen,“ murmelte der Leitartikler Alpha, indem er aus dem Kuchenkörbchen einen Zwieback heraussuchte, „schon der bloße Gedanke daran treibt einem kalten Schweiß auf die Stirne. . . .“

Sofort meldeten sich mehrere Stimmen zugleich:

„Es gibt keine Bedingungen, und kann auch keine geben, die uns veranlaßten, auf einen Kompromiß einzugehen. . . .“

„Wie ist es nun — wir kapitulieren? Das frage ich!“

„Ein schmachvolles Ende der ganzen fortschrittlichen Bewegung!“

„Wenn mir nur jemand das Ziel dieses Krieges erklären könnte, meine Herren.“

„Wenn die Deutschen Ihnen den Buckel vollhauen, werden Sie das Ziel schon kennen lernen.“

„Ach, Väterchen, Sie scheinen ja gar ein Nationalist zu sein!“

„Ich will einfach keine Prügel bekommen.“

„Die Prügel kriegen aber nicht wir, sondern Nikolai II.“

„Gestatten Sie. . . Und Polen? Und Wolhynien? Und Kiew? . . .“

„Je mehr Prügel wir kriegen, desto schneller kommt die Revolution. . .“

„Ich aber möchte Kiew um keine Revolution hergeben. . .“

„Pjotr Petrowitsch, Väterchen, schämen Sie sich doch. . .“

Der Redakteur stellte mit großer Mühe die Ordnung wieder her und erklärte, daß die Militärzensur auf Grund des Kriegszustandsgesetzes die Zeitung schon wegen der geringsten Ausfälligkeit gegen die Regierung sistieren werde; so würden die mit so großer Mühe errungenen Keime des freien Wortes vernichtet werden. „ . . . Darum schlage ich der verehrten Versammlung vor, einen annehmbaren Standpunkt zu finden. Meinerseits erlaube ich mir die vielleicht paradoxe Meinung auszusprechen, daß wir diesen Krieg mit allen seinen Konsequenzen akzeptieren werden müssen. Ich bitte nicht zu vergessen, daß der Krieg in der

Gesellschaft äußerst populär ist. In Moskau hat man ihn zum zweiten Befreiungskrieg erklärt“ — er schlug mit einem feinen Lächeln die Augen nieder. „Dem Kaiser wurde in Moskau ein fast begeisterter Empfang zuteil. Die Mobilisierung vollzieht sich im einfachen Volke so glatt, wie es niemand zu erwarten wagte. . . .“

„Wassilij Wassiljewitsch, ist es wirklich Ihr Ernst?“ rief Bjeloswjetow mit klagender Stimme. „Sie schmeißen ja eine ganze Weltanschauung wie ein Kartenhaus um. . . . Der Regierung zu Hilfe kommen? Und die Zehntausende der besten Russen, die in Sibirien verfaulen? . . . Und die Erschießungen von Arbeitern? . . . Das Blut auf den Steinen ist ja noch nicht trocken. . . .“

Das waren schöne und edle Redensarten, aber einem jeden wurde es allmählich klar, daß ein Kompromiß mit der Regierung sich nicht vermeiden ließ; und als aus der Druckerei die Korrektur des Leitartikels kam, der mit den Worten begann: „Wir müssen uns angesichts der deutschen Invasion zu einer einheitlichen Front zusammenschließen“, — sah die Versammlung schweigend die Korrekturfahnen durch, wobei der eine nur seufzte und ein anderer bedeutungsvoll versetzte: „Nun haben wir's erlebt.“ Bjeloswjetow knöpfte energisch seinen mit Zigarettenasche bestreuten Rock bis oben zu, ging aber nicht fort, sondern setzte sich wieder auf seinen Platz, und die Nummer bekam die Überschrift: „Das Vaterland in Gefahr! Zu den Waffen!“

Aber jedem einzelnen war es doch trüb und unruhig zumute. Wieso der gesicherte europäische Friede inner-

halb vierundzwanzig Stunden in die Luft geflogen war und warum die humane europäische Zivilisation, die „Das Wort des Volkes“ der Regierung jeden Tag unter die Nase rieb und mit ihm das Gewissen aller Gesellschaftskreise zu wecken suchte, sich als ein Betrug, als ein Blendwerk herausgestellt hatte (man hatte doch die Buchdruckerkunst, die Elektrizität und sogar das Radium erfunden, als aber die Stunde schlug, zeigte sich unter dem Frack und dem Zylinderhut der alte tierische, behaarte Urmensch mit einer Keule) — nein, das zu begreifen, war der Redaktion allzu schwer, und das anzuerkennen — allzu bitter.

Die Sitzung endete gar nicht lustig. Die älteren Journalisten gingen ins Restaurant Cubat, die jüngeren versammelten sich im Kabinett des Lokalredakteurs. Es wurde beschlossen, genaueste Untersuchungen über die in den verschiedensten Schichten und Kreisen der Bevölkerung herrschenden Stimmungen anzustellen. Antoschka Arnoldow bekam den Auftrag, sich mit der Militärzensur in Verbindung zu setzen. Er ließ sich in seinem Eifer einen Vorschuß geben und fuhr mit einer Droschke erster Güte über den Newskij in den Generalstab.

Der Chef der Presseabteilung, Oberst im Generalstabe Ssolnzew, empfing Antoschka Arnoldow in seinem Arbeitszimmer und hörte ihn höflich an, wobei er ihm mit seinen heiteren, hervorstehenden, lustigen Augen gerade ins Gesicht blickte. Arnoldow hatte erwartet, einen furchteinflößenden Recken, einen General mit blaurotem Löwengesicht, eine Geißel der freien Presse, anzutreffen, — vor ihm saß aber ein ele-

ganter Herr mit rosigem Gesicht und guten Manieren, der weder feuchte, noch im Bass brüllte und auch gar keine Absicht verriet, jemand zu erdroffeln; dies alles stimmte mit der gewöhnlichen Vorstellung von den Schergen des Zaren so gar nicht überein.

„Ich hoffe also, Herr Oberst, daß Sie mir nicht versagen werden, die von mir vorgemerkten Fragen durch Ihre sachverständigen Urteile zu beleuchten,“ sagte Arnoldow und schielte auf das dunkle lebensgroße Bildnis des Kaisers Nikolai I., der mit unerbittlichen Augen auf diesen Vertreter der Presse herabsah, als wollte er zu ihm sagen: Kurzes Köckchen, gelbe Schuhe, schweißige Nase, gemeines Aussehen, du hast Angst, Hundesohn. . . „Ich zweifle nicht, Herr Oberst, daß die russischen Truppen zu Neujahr in Berlin einmarschieren werden, aber meine Redaktion interessiert sich für einige Nebenfragen. . .“

Oberst Solozew unterbrach ihn sehr höflich: „Mir scheint, daß die russische Gesellschaft keine hinreichend klaren Vorstellungen von den Dimensionen und den Folgen dieses Krieges hat. Natürlich kann ich Ihren Wunsch, daß unsere tapfere Armee in Berlin einmarschiere, nur begrüßen, aber ich fürchte, daß die Sache sich doch als viel schwieriger erweisen wird als Sie annehmen. Ich meinerseits halte für die wichtigste Aufgabe der Presse in diesem Augenblick, die Gesellschaft mit dem Gedanken an die sehr ernste Gefahr, die unserem Vaterlande droht, vertraut zu machen, und auch an die außerordentlichen Opfer, die wir alle zur Vermeidung der unerwünschten Folgen der Invasion des Feindes bringen müssen.“

Antoschka Arnoldow ließ die Hand mit dem Notizblock sinken und sah den Oberst erstaunt an. Gerade über dessen Rücken erhob sich die dunkle Gestalt Nikolais I. Beide hatten die gleichen Augen, der eine blickte aber drohend und der andere heiter. Das große Arbeitszimmer war sauber, streng, monumental und roch nach einem ganzen Jahrhundert.

Ssolnzew fuhr fort: „Wir haben den Krieg nicht gewollt und beschränken uns jetzt ganz auf die Verteidigung. Die Deutschen haben ihr Übergewicht in der Artillerie und in der Dichte des Eisenbahnnetzes im Grenzgebiet, folglich auch in der Schnelligkeit der Truppentransporte. Dennoch werden wir alles tun, um dem Feinde die Überschreitung unserer Grenzen zu verwehren. Die russische Armee wird ihre schwere Pflicht erfüllen. Die Gesellschaft muß der Regierung und der Heeresleitung Vertrauen schenken. Aber es wäre auch sehr erwünscht, wenn ebenso die Gesellschaft ihrerseits vom Gefühl ihrer Pflicht gegen das Vaterland durchdrungen wäre.“ Ssolnzew hob die Brauen und zeichnete auf den vor ihm liegenden sauberen Papierbogen ein Quadrat. „Ich verstehe wohl, daß das patriotische Gefühl in gewissen Gesellschaftskreisen nicht ganz ungetrübt ist. Aber die Gefahr ist so ernst, daß alle Streitigkeiten und Abrechnungen — dies ist meine Überzeugung — auf bessere Zeiten hinausgeschoben werden sollten. Das russische Reich hat selbst im Jahre 1812 keine so beunruhigenden Momente erlebt. Das ist alles, worauf ich Sie hinzuweisen bitte. Ferner ist bekanntzugeben, daß die Lazarette, über die die Regierung verfügt, nicht imstande sind,

alle Verwundeten aufzunehmen. Darum muß die Gesellschaft auch in dieser Beziehung zu einer großangelegten Hilfsaktion bereit sein. . . .“

„Entschuldigen Sie, Herr Oberst, ich verstehe nicht: wie groß kann denn die Zahl der Verwundeten sein?“

Ssolnzew hob wieder die Brauen und zeichnete in das Quadrat einen Kreis. „Man dürfte in den nächsten Wochen zweihundertfünfzig bis dreihunderttausend zu erwarten haben.“

Antoschka Arnoldow schluckte den Speichel hinunter, notierte sich die Zahlen und fragte sehr respektvoll: „Auf wie viel Gefallene kann man in diesem Falle rechnen?“

„Wir rechnen gewöhnlich mit zehn Prozent von der Zahl der Verwundeten.“

„Ach so, ich danke Ihnen.“

Ssolnzew erhob sich. Antoschka drückte ihm schnell die Hand und stieß in der Eichentüre mit dem eben eintretenden Atlant zusammen, einem schwindsüchtigen und zerzausten Journalisten in zerdrücktem Rock, der schon seit gestern keinen Tropfen Schnaps getrunken hatte.

„Herr Oberst, ich komme wegen des Krieges,“ erklärte Atlant, indem er seine schmutzige Hemdbluse mit der Hand bedeckte.

„Ich bitte sehr.“

Arnoldow trat aus dem Generalstabsgebäude auf den Platz, setzte seinen Hut auf und stand eine Weile mit zusammengekniffenen Augen da. „Krieg bis zum siegreichen Ende,“ murmelte er durch die Zähne: „Nehmt euch jetzt in Acht, ihr alten Galoschen, wir werden euch das Flaumachen zeigen!“

Auf dem großen, sauber gefehrten Platze mit der schweren, granitnen Alexandersäule bewegten sich überall kleine Gruppen härtiger ungelenkter Bauernrefruten. Man hörte schrille Kommandorufe. Die Bauern standen stramm, liefen, warfen sich auf den Boden. An einer Stelle schrien an die fünfzig Mann, die sich soeben von der Erde erhoben hatten, „Hurra!“ und stürmten stolpernd vorwärts. . . . „Halt! Stillgestanden. . . . Gefindel, Hundesöhne! . . .“ schrie eine heifere Stimme. An einer andern Stelle standen sie im Kreise, und man hörte einen sagen: „Wenn du ihn erreicht hast, so stich ihn in die Brust, hast du aber das Bajonett zerbrochen, so hau ihn mit dem Kolben.“

Es waren die selben elenden Bauern mit besenförmigen Bärten, in Bastschuhen und an den Schulterblättern durchschwitzten Hemden, die vor zweihundert Jahren hergekommen waren, um an diesen sumpfigen Gestaden die Stadt zu errichten. Nun hatte man sie wieder gerufen, damit sie mit ihren Schultern die schwankende Säule des Kaiserreichs stützten.

Antoschka bog, ununterbrochen an seinen Artikel denkend, in den Newskij ein. In der Mitte der Straße marschierten unter Flötenklängen, die an das Heulen des Windes gemahnten, zwei Kompagnien in voller kriegsmäßiger Ausrüstung, mit Brotbeuteln, Kochgeschirr und Spaten. Die breitknochigen Gesichter der Soldaten waren ermüdet und staubbedeckt. Ein kleiner Offizier in grüner Hemdbluse mit nagelneuen Riemen kreuzweise über der Brust, reckte sich jeden Augenblick auf den Zehen, wandte sich um und rollte die Augen: „Eins. Zwei.“ Wie im Traume hörte man den ele-

gantem Newskij mit den blitzenden Equipagen und Schaufenstern rauschen. „Eins. Zwei. Eins. Zwei.“ Hinter dem kleinen Offizier gingen schwerfällige Bauern, sich im Takte wiegend, gehorsam in den Tod. Ein vornehmer Wagen mit einem Kappen holte sie ein. Der Kutscher mit dem gepolsterten Gefäß hielt den schaumbedeckten Kappen an. In der Equipage erhob sich eine hübsche Dame und betrachtete die vorbeimarschierenden Soldaten. Möglich begann sie sie mit ihrer weißhandschuhten Hand zu bekreuzigen, und über ihr Gesicht liefen Tränen.

Die Soldaten waren vorbeimarschirt und hinter dem Strom der Fuhrwerke verschwunden. Auf den Bürgersteigen war es heiß und eng, und alles schien auf etwas zu warten. Die Passanten blieben stehen, lauschten den Gesprächen und Rufen, drängten sich vor, fragten und gingen erregt weiter zu den anderen Gruppen. Überall bildeten sich Wirbel von Menschen, und es entstand ein Gedränge.

In der ungeordneten Bewegung war allmählich eine bestimmte Richtung zu erkennen: die Menge zog vom Newskij auf die Morskaja. Hier wälzten sich die Massen nicht nur auf dem Trottoir, sondern auch auf der Fahrbahn. Mehrere kleingewachsene Burschen liefen stumm, mit besorgten Gesichtern vorbei. An der Straßenkreuzung warf man Mützen in die Luft und schwang die Regenschirme. „Hurra! Hurra!“ rollte es über die Morskaja. Die Gassenjungen piffen durchdringend. Überall hielten die Equipagen, und in ihnen standen elegante Damen. Die Menge drängte zum Isaaksplatz, überflutete ihn und kletterte über

die Gitter der Anlagen. Unter den Säulen der Isaaks-kathedrale wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Alle Fenster und Dächer waren voller Menschen. Und alle die Tausende blickten dorthin, wo aus den oberen Fenstern des mattroten schwerfälligen Gebäudes der deutschen Botschaft Rauchsäulen aufstiegen. Hinter den eingeschlagenen Fensterscheiben sah man Leute hin und her laufen und Haufen von Papier in die Menge werfen; die Papiere flatterten durch die Luft und fielen langsam herab. Bei jeder neuen Rauchwolke, die aus den Fenstern aufstieg, und jedem neuen Gegenstand, der herausflog, ging durch die Menge ein Brüllen. Da erschienen auf dem Giebel des Gebäudes, wo zwei bronzene Riesen Köpfe am Zaume hielten, die gleichen geschäftigen Männchen. Die Menge wurde still, und man hörte das Klopfen von Hämmern gegen Metall. Der Riese rechts begann zu schwanke und stürzte aufs Trottoir. Die Menge heulte auf und drängte vor, es begann ein Tumult, die Leute liefen von allen Seiten zusammen. „Schmeißt sie in die Moika! Schmeißt die Verdammten in die Moika!“ Auch die zweite Statue fiel herab. Eine beleibte Dame mit einem Zwicker auf der Nase packte Antoschka Arnoldow an der Schulter und schrie ihm zu: „Wir werden sie alle ersäufen, junger Mann!“ Die Menge zog zur Moika. Nun ertönten Feuerwehrruppen, und in der Ferne funkelten Messinghelme. An den Straßenecken zeigte sich berittene Polizei. Arnoldow erblickte plötzlich unter den Laufenden und Schreienden einen entsetzlich blassen Menschen ohne Hut, mit starren, weit aufgerissenen

gläsernen Augen. Er erkannte in ihm Bessonow und ging auf ihn zu.

„Sind Sie dort gewesen?“ fragte Bessonow. „Ich habe gehört, wie man ihn ermordete.“

„Ist denn auch ein Mord geschehen? Wen hat man ermordet?“

„Ich weiß es nicht.“

Bessonow wandte sich weg und ging mit unsicheren Schritten, wie ein Blinder weiter. Die Reste der Menge liefen in einzelnen Gruppen auf den Newskij, wo eben der Sturm auf das Café Neuter begann.

Antoschka Arnoldow stand am Abend des gleichen Tages am Stehpult in einem der verrauchten Redaktionszimmer und schrieb schnell auf schmalen Papierstreifen: „. . . Heute sahen wir die ganze Größe und Schönheit des Zornes des Volkes. Es ist hervorzuheben, daß die Menge auch nicht eine Flasche Wein aus den Kellern der deutschen Botschaft getrunken hat, — alles wurde zerschlagen und in die Moika geschüttet. Eine Versöhnung ist unmöglich. Wir werden bis zu einem siegreichen Ende kämpfen, was für Opfer es auch kosten sollte. Die Deutschen glaubten, Rußland schlafend vorzufinden, aber das Volk hat sich bei den Donnerworten: ‚Das Vaterland ist in Gefahr‘ wie ein Mann erhoben. Sein Zorn ist schrecklich. ‚Vaterland‘ war ein großes, aber von uns vergessenes Wort. Beim ersten Schuß des ersten deutschen Geschüzes ist es in seiner ganzen jungfräulichen Schönheit erwacht und leuchtet nun in flammenden Lettern im Herzen eines jeden. . . .“

Antoschka kniff die Augen zusammen, und ein wohl-

liges Frösteln überließ ihm den Rücken. Was für Worte er nun schreiben durfte! Ganz anders als vor vierzehn Tagen, wo er eine Übersicht der Sommerbühnen zu machen hatte. Und er erinnerte sich, wie im Theater „Bouffes“ ein als Schwein verkleideter Mann aufs Podium getreten war und gesungen hatte: „Ich bin ein Ferkel, es ist mal so, ich bin ein Ferkel und bin dessen froh. Meine Mutter war ein altes Schwein, ich gleiche ganz dem Mütterlein. . .“

„. . . Wir treten in eine heroische Epoche. Wir haben lange genug bei lebendigem Leibe gefault. Der Krieg ist unsere Läuterung. . .“, schrieb Antoschka mit spritzender Feder.

* * *

Der Artikel Arnoldsows wurde trotz des Widerstandes der Flaumacher — mit Bjeloswjetoŭ an der Spitze — abgedruckt. Man machte nur die eine Konzession an die frühere Richtung, daß man den Aufsatz auf der dritten Seite, unter der akademischen Überschrift „In den Tagen des Krieges“ unterbrachte. In den Tagen darauf bekam die Redaktion eine Reihe von Zuschriften aus ihrem Leserkreis; die einen äußerten begeistert ihre Befriedigung, die andern — bittere Ironie. Aber die ersteren waren in der Mehrzahl. Man erhöhte Antoschka das Zeilenhonorar, und eine Woche darauf wurde er auf die Chefredaktion gerufen, wo der grauhaarige und rosige, nach englischem Eau de Cologne duftende Wassilij Wassiljewitsch ihm einen Sessel anbot und eröffnete: „Sie müssen eine Reise aufs Land machen.“

„Sehr gern.“

„Wir müssen wissen, was die Bauern denken und sagen. Die Leser verlangen es von uns.“ Er schlug mit der Hand auf einen großen Stoß Briefe. „Bei der Intelligenz macht sich ein großes Interesse für die Bauern bemerkbar. Wir müssen ihr eine lebendige, unmittelbare Vorstellung von dieser Sphinx geben.“

„Der Verlauf der Mobilisierung zeugt von einem kolossalen patriotischen Aufschwung, Wassilij Wassiljewitsch.“

„Ich weiß es. Aber wo kommt, hol es der Teufel, dieser Aufschwung her? Fahren Sie wohin Sie wollen, hören Sie zu und fragen Sie die Leute aus. Bis Sonnabend erwarte ich von Ihnen fünfhundert Zeilen ländlicher Eindrücke.“

Antoschka ging aus der Redaktion auf den Newskij, kaufte sich dort einen Reiseanzug von militärischem Zuschnitt, eine gelbe Pelerrine und eine Feldflasche, frühstückte bei Albert und kam zum Schluß, daß das einfachste wäre, ins Dorf Chlyby zu fahren, wo Zelisaweta Kijewna den Sommer bei ihrem Bruder Kij verbrachte. Am Abend saß er schon mit ausgestreckten Beinen im Abteil eines internationalen Schlafwagens, rauchte eine Zigarre und dachte sich: „Ist das ein Leben!“

Das aus rund sechzig Höfen bestehende Dorf Chlyby lag mit seinen von Stachelbeerstauden überwucherten Gemüsegärten, den alten Linden mitten in der Dorfstraße und dem großen, aus einem Herrenhause umgebauten Schulgebäude in einer Niederung, zwischen einem Sumpf und dem Flüsschen Swinjucha, von

Brennesseln und Pestwurz überwuchert. Die Landanteile der Bauern waren nicht groß, der Boden war schlecht, und fast alle Bauern verdienten sich ihren Lebensunterhalt in Moskau.

Als Arnoldow gegen Abend in das Dorf einzog, mußte er sich über die ungewohnte Stille wundern. Man hörte nur eine dumme Henne gackern, die sich vor den Pferdebeinen flüchtete, und bei der Tenne einen alten Hund knurren; außerdem schlug irgendwo am Fluß ein Waschbleuel, und zwei Hammel kämpften, mit den Hörnern klopfend, inmitten der Straße.

Arnoldow stieg vor einem steinernen, von abgebröckelten Löwen flankierten Tore aus seinem Korbwagen, bezahlte den tauben alten Mann, der ihn von der Bahnstation hergefahren hatte, und ging einen schmalen Pfad in die Richtung, wo hinter dem durchsichtigen Birkenlaub die weißen Säulen der Schule schimmerten. Auf den morschen Stufen der Freitreppe saßen der Lehrer, Kij Kijewitsch, und seine Schwester, Zelisaweta Kijewna, in ein ruhiges Gespräch versenkt. Unten auf der Wiese lagen die langen Schatten der großen Weiden. Ein Flug Stare zog als dunkles Wölkchen über den Himmel. Eine Hirtenflöte tönte, die Herden zu sammeln. Aus dem Schilf kamen einige rotbraune Kühe, eine von ihnen hob den Kopf und brüllte. Kij Kijewitsch, der seiner Schwester sehr ähnlich war und die gleichen gemalten Augen hatte, die aber durch die Brille gar nicht gutmütig ausfahen, sprach, indem er an einem Strohalm kaute: „Lisa, zudem bist du in sexueller Beziehung absolut nicht organisiert. Typen deiner Art sind abscheuliche Ab-

fälle der bourgeoisen Kultur. Für die revolutionäre Arbeit bist du gar nicht geeignet.“

Jelisaweta Kijewna blickte mit einem trägen Lächeln auf die Wiese, wo die Gräser und Schatten gelb und warm im Scheine der sinkenden Sonne lagen, und erwiderte: „Ich werde nach Afrika gehen, du wirst es sehen, Kij, nach Afrika. Man fordert mich schon längst auf, hinzureisen, um einen Negeraufstand einzuleiten.“

„Ich glaube nicht daran und halte die Negerrevolution für ein unzeitgemäßes und dummes Beginnen.“

„Nun, das werden wir noch sehen. . . .“

„Der jetzige europäische Krieg muß dazu führen, daß das internationale Proletariat die Initiative der sozialen Revolution ergreift. Wir müssen dafür bereit sein und dürfen unsere Kräfte nicht zu rein politischen Aktionen verschwenden. Um so mehr als die Negerrevolution Unsinn ist.“

„Es ist so furchtbar langweilig, dir zuzuhören, Kij. Du hast alles auswendig gelernt, alles ist dir klar wie in einem Buche.“

„Lisa, jeder Mensch muß dafür sorgen, daß in seinen Ideen eine Ordnung und ein System herrschen, und darf nicht daran denken, ob das Gespräch langweilig ist oder nicht.“

„Gut, Sorge dafür, soviel du willst.“

Die Geschwister führten solche Gespräche den ganzen Tag, — sie hatten nichts anderes zu tun. Wenn Jelisaweta Kijewna nach stärkeren Sensationen lechzte, fing sie an, Ungerechtigkeiten zu sprechen. Kij Kije-

witsch beherrschte sich dann, runzelte die Stirn und schrie schließlich seine Schwester mit dumpfer Stimme an. Sie hörte seinen Vorwürfen zu, sagte nichts, weinte und ging endlich zum Fluß, um zu baden.

Dieser Abend war besonders still. Vor der Treppe hingen unbeweglich die durchsichtigen Zweige der Trauerbirken herab. Im Grase am Fuße der Anhöhe schnarrte eine Wachtel. Kij Kijewitsch sprach davon, daß es für Lisa nun wirklich Zeit sei, solider zu werden und mit einer nützlichen Tätigkeit zu beginnen. Sie aber blickte mit ihren kurzsichtigen Augen auf die im gelbrotten Abendlicht verschwimmenden Umrisse der Bäume und malte sich aus, wie sie unter den befreiten Negern, von ihnen vergöttert, leben und wie Iwan Iljitsch Teljegin, wenn er davon erführe, zu ihr gefahren kommen und sagen würde: „Lisa, ich habe Sie niemals richtig beurteilt. Sie sind ein wunderbarer und bezaubernder Mensch.“

In diesem Augenblick erschien vor der Freitreppe Antoschka Arnoldow. Er stellte sein Gepäck auf den Boden und sagte: „Hier bin ich, Lisa. Sie haben mich nicht erwartet? Guten Abend, Sie prächtiges Weib!“ Er küßte sie auf die Wange. „Erstens will ich etwas essen, dann brauche ich sehr viel Material, — bis Sonnabend muß ich ein Feuilleton abliefern. Ist das Ihr Bruder? Ihn brauche ich gerade.“

Antoschka schüttelte mit beiden Händen Kij Kijewitschs Rechte, setzte sich auf die Freitreppe, streckte seine Beine in den gelben Gamaschen aus und zündete sich eine Pfeife an.

„Sagen Sie mal, Kij Kijewitsch, was denkt und sagt man in Ihrem Chlyby über den Krieg?“

Kij Kijewitsch, der für jeden Fall eine beleidigte und gelangweilte Miene aufsetzte, damit niemand auf den Gedanken käme, irgendeine Autorität, irgendein Petersburger Journalist mache auf ihn auch nur den geringsten Eindruck, stocherte mit dem Strohalm in den Zähnen, runzelte die Stirn und sprach: „Ich glaube, daß dieser Krieg auf eine höchst zynische Weise vom internationalen Kapital inszeniert worden ist. Deutschland allein trifft keine Schuld. Das Proletariat war — natürlich nur vorübergehend — gezwungen, sich auf den patriotischen Standpunkt zu stellen.“

„Ich möchte gerne hören, Kij Kijewitsch, was die Bauern sagen.“

„Das weiß ich nicht. Ich versuchte ihnen den sozial-ökonomischen Untergrund des Krieges zu erklären, — sie konnten nichts kapieren. Die Leute sind so unwissend, daß man auf ihre Klasse gar keine Hoffnungen setzen darf.“

„Aber etwas werden sie doch sagen?“

„Gehen Sie mal selbst ins Dorf und hören Sie zu. Vielleicht werden Sie es in einem Gedicht oder einer Novelle verwenden können.“

Kij Kijewitsch war gekränkt und verstummt. Die Sonne sank langsam hinter eine lila-blaue langgestreckte Wolke. Die Schatten der Weiden auf der Wiese wurden auf einmal dunkel. Über die ganze Niederung, von der zarter Dampf aufstieg, klang nun der traurige Gesang der Frösche.

„Wir haben hier wunderbare Frösche“, sagte Zelisaweta Kijewna. Kij Kijewitsch sah sie an und zuckte

die Achseln. An der Hausecke erschien die Köchin und rief zum Abendessen.

* * *

Als es dunkel geworden war, gingen Antoschka und Zelisaweta Kijewna ins Dorf. Am kalten Himmel leuchteten die Augustgestirne. Unten in Chlyby war es feucht, und es roch nach dem Staub, der sich noch nicht gelegt hatte, und nach kuhwarmer Milch. Sie und da standen vor den Toren leere Wagen. Unter den Linden, wo es schon ganz dunkel war, knarrte der Ziehbrunnen und schnaubte ein laufendes Pferd. Vor einem hölzernen Schuppen, dessen Strohdach an eine Mütze erinnerte, saßen auf Balken drei Dorf-
mädchen und sangen mit halber Stimme. Zelisaweta Kijewna und Antoschka kamen näher und setzten sich auf die gleichen Balken.

Im Dorfe Chlyby
Ist es wunderschön —
Schöne junge Mädels
Spazieren gehn. . .

sangen die Mädchen. Eine von ihnen, die am Rande saß, wandte sich nach den Fremden um und sagte leise: „Laßt uns schlafen gehen, Mädels!“ Aber sie blieben unbeweglich sitzen. Im Schuppen regte sich jemand, dann knarrte die Tür, und heraus trat ein kleingewachsener kahlköpfiger Bauer in offenem Halbpelz; er mühte sich lange ächzend mit dem Vorhängeschloß ab, sperrte es endlich zu, ging dann zu den Mädchen, stemmte die Hände in die Hüften und reckte seinen Ziegenbart.

„Ihr singt noch immer, ihr Nachtigallen?“

„Wir singen, aber nicht für dich, Onkel Fjodor.“

„Gleich komme ich mit der Knute. . . Was ist das für eine Manier, nachts zu singen. . .“

„Bist wohl neidisch?“

• Eine andere seufzte: „Es ist uns nur das eine geblieben, Onkel Fjodor, von unserem Chlyby zu singen.“

„Ja, schlecht steht es mit euch. Ihr seid alle verwaist.“

Fjodor setzte sich zu den Mädchen. Die neben ihm erzählte: „Die Weiber von Kosmodemjanowo haben heute gesagt, daß man die halbe Welt zum Militär genommen hat.“

„Bald kommt auch ihr dran, Mädels.“

„Müssen auch wir in den Krieg?“

„Es ist befohlen, alle Weiber und Mädels zum Militär zu nehmen. Aber man sagt, daß ihr im Feldzuge nur die Luft verpestet.“

Die Mädchen lachten, und die eine fragte wieder: „Onkel Fjodor, mit wem führt unser Zar Krieg?“

„Mit den Europäern.“

Die Mädchen sahen einander an, die eine seufzte, die andere zupfte ihr Schultertuch zurecht, die dritte sagte: „Dasselbe haben uns auch die Weiber von Kosmodemjanowo gesagt: mit den Europäern.“

„Onkel Fjodor, wo wohnen die Europäer?“

„Zum größten Teil am Meere.“

Nun tauchte aus dem Grase hinter den Balken ein zerzauster Kopf auf und schnarchte: „Genug von dem Unsinn. Was für Europäer, — mit den Deutschen haben wir Krieg.“

„Alles ist möglich“, versetzte Fjodor.

Der Kopf verschwand wieder. Antoschka Arnoldow holte sein Etui heraus und bot Fjodor eine Zigarette an. Dann fragte er ihn vorsichtig: „Sagen Sie, sind die Leute aus Ihrem Dorfe gerne in den Krieg gezogen?“

„Viele sind gerne gezogen, Herr.“

„Es war also doch eine Begeisterung?“

„Gewiß. Es heißt, daß man beim Militär gut zu essen kriegt. Warum soll man nicht hingehen. So bekommt man auch zu sehen, was los ist. Man kann wohl erschossen werden, aber auch hier muß man sterben. Wir haben gar zu wenig Land, es gibt nichts zu verdienen, wir leben nur von Brot und Kwasß allein. Dort kriegt man aber, sagen alle, sehr gutes Essen, zweimal am Tage Fleisch, auch Zucker und Tee und Tabak, so viel man will.“

„Ist aber so ein Krieg nicht schrecklich?“

„Gewiß ist er schrecklich. Herr, pumpen Sie mir nicht noch eine Zigarette?“

XV

Planwagen, Fuhrwerke mit Stroh und Heu, Sanitätswagen und die Riesenbottiche der Pontons zogen wankend und knarrend über die mit flüssigem Schmutz bedeckte Landstraße. Unaufhörlich ging ein schräger feiner Regen nieder. Die Ackerfurchen und die Gräben zu beiden Seiten der Straße waren voller Wasser. In der Ferne ragten die verschwommenen Umrisse einzelner Bäume und Baumgruppen. Es wehte ein scharfer Wind, und über die nassen, braunen Felder flogen Wolfenketzen.

Unter Schreien und Fluchen, Peitschengeknall und Achsengequietsch bewegte sich durch Schmutz und Regen lawinengleich der Train der vorrückenden russischen Armee. Zu beiden Seiten der Straße lagen verendete und verendende Pferde und mit den Ködern nach oben starrende umgefallene Fuhrwerke. Ab und zu drang in diesen mächtigen Strom ein Militärauto herein. Es begann ein Schreien und Fluchen, die Pferde bäumten sich, mancher beladene Wagen stürzte den Abhang hinab, und die Fuhrleute rollten ihm nach.

Weiter, wo der Strom der Fuhrwerke unterbrochen war, marschierten in langgedehnten Zügen, ausgleitend im Schmutz, die Soldaten, die Rücken mit leeren Säcken und Zeltbahnen geschützt. Inmitten der unordentlichen Menge bewegte sich ein Wagen mit Gepäck, mit nach allen Seiten starrenden Gewehren und obendrauf kauern den Offiziersburschen. Von Zeit zu

Zeit lief ein Mann von der Landstraße ins Feld, legte sein Gewehr ins Gras und hockte sich nieder.

Und weiter wankten wieder Wagen, Pontons, Fuhrwerke und Stadtequipagen mit durchnähten Gestalten in Offiziersmänteln. Dieser ganze brausende Strom senkte sich bald in einen Hohlweg — man drängte sich, schrie und kam auf den Brücken ins Handgemenge — und zog bald langsam eine Anhöhe hinauf und verschwand hinter dem Sattel. Von allen Seiten mündeten in ihn neue Trains mit Lebensmitteln, Heu und Munition. Quer übers Feld zogen, einander überholend, kleinere Kavallerieabteilungen.

Manchmal schnitt sich in diese Trains mit eisernem Dröhnen die Artillerie ein. Die großen, breitbrüstigen Pferde und die auf ihnen sitzenden, mit den Peitschen nach rechts und links, auf Pferde und Menschen dreinschlagenden Fahrer mit den härtigen, wütenden Gesichtern räumten, die hüpfenden, stumpfmäuligen Geschütze nach sich schleppend, wie ein Schneepflug die Landstraße. Von überall her liefen die Menschen, sie erhoben sich in den Fuhrwerken und fuchtelten mit den Armen. Und der Strom schloß sich wieder und drang in einen Wald, in dem es scharf nach Pilzen und faulem Laube roch und der im Regen sanft rauschte.

Weiter ragten zu beiden Seiten der Landstraße aus Schutthaufen Schornsteine, schwankte eine zerschlagene Laterne, flatschte ein buntes Kinoplatat gegen eine zerschossene Hausmauer. In einem Wagen ohne Vorderräder lag im blauen Mantel ein Verwundeter mit einem winzigen gelben Gesicht und trüben, traurigen Augen.

Noch an die fünfundzwanzig Werst weiter dröhnte am rauchbedeckten Horizont dumpfer Geschützdonner. Dorthin strömten diese Heere und Trains Tag und Nacht. Dorthin rollten aus ganz Rußland mit Brot, Menschen und Munition beladene Eisenbahnzüge. Das ganze Land war vom Kanonendonner erschüttert. Endlich schien die Freiheit für alles Gierige, Unbefriedigte, Sündhafte und Böse gekommen, das sich in diesem Lande unter dem schwülen Druck angesammelt hatte.

Die übersättigte, vom verdorbenen, unreinen Leben aus dem Geleise geworfene Bevölkerung der Städte war wie aus einem schwülen Traume erwacht. Im Dröhnen der Geschütze war die erfrischende Stimme des Weltensturms. Das bisherige Leben erschien auf einmal unerträglich. Die Bevölkerung begrüßte den Krieg mit wütender Schadenfreude.

Auf dem flachen Lande fragte man nicht viel, weshalb und gegen wen der Krieg geführt wurde, — das war ganz gleich. Haß und Bosheit verhüllten schon längst wie ein blutiger Nebel alles vor den Augen. Es war die Zeit für schreckliche Dinge gekommen. Burschen und junge Bauern ließen ihre Mädels und Weiber im Stich, füllten gierig und unternehmungslustig die Güterwagen der Eisenbahnen und zogen pfeifend und unflätige Lieder singend an den Städten vorüber. Das alte Leben war zu Ende, — Rußland wurde wie von einem Riesenlöffel umgerührt und aufgewühlt, alles kam in Bewegung, rückte zusammen und berauschte sich am starken Weine des Kriegs.

Als die Trains und die Truppenteile die Kampfzone erreichten, flossen sie auseinander und schmolzen. Hier

endete alles Lebendige und Menschliche. Ein jeder bekam seinen Platz in der Erde, im Schützengraben. Hier mußte er schlafen, essen, Läuse umbringen und aus seinem Gewehre bis zur Bewußtlosigkeit in den grauen Nebel des Regens „pfeffern“.

Nachts flackerten am ganzen Horizont blutrote, hohe Feuerbrände, rote Schnüre von Raketen durchzogen den Himmel, Geschosse kamen heulend geflogen, explodierten, zerstoben zu Sternen, schlugen in die Erde ein und ließen Säulen von Feuer, Rauch und Staub aufsteigen.

Hier sog es vor tierischer Angst im Magen, die Haut schrumpfte ein, und die Finger krampften sich zusammen. Um die Mitternachtsstunde ertönten Signale. Offiziere mit bebenden Lippen liefen durch die Reihen. Mit Schimpfen, Schreien und Schlägen weckten sie die verschlafenen, vor Feuchtigkeit geschwellenen Soldaten. Und die wirren Menschenhaufen liefen stolpernd, heulend, unflätig fluchend über das Feld, legten sich nieder, sprangen wieder auf und drangen, betäubt und wahnsinnig vor Grauen und Haß, in die feindlichen Schützengräben ein.

Was dann in diesen Schützengräben geschah, wußte hinterher niemand mehr. Wenn die Soldaten später mit ihren Heldentaten prahlen wollten — wie sie einem das Bajonett in den Bauch bohrten, wie unter einem Kolbenschlag ein Schädel krachte und das Gehirn herausflog —, mußten sie lügen. Von so einem nächtlichen Unternehmen blieben nur die Leichen übrig und die den Feinden abgenommenen Decken, Tabak und Kaffee.

Ein neuer Tag brach an, und die Feldküchen kamen gefahren. Die matten, durchfrorenen Soldaten aßen und rauchten. Dann sprachen sie von Weibern, vom Dreck und logen wieder viel. Sie lausten sich und schliefen. Tagelang schliefen sie in diesem nackten, von Unrat und Blut verpesteten Gefilde des Donners und des Todes.

Genau so in Schmutz und Feuchtigkeit, wochenlang nicht aus den Kleidern und Stiefeln kommend, lebte Teljegin. Das Infanterieregiment, in dem er als Fähnrich diente, rückte unter Kämpfen vor. Mehr als die Hälfte der Offiziere und der Soldaten war schon gefallen, Nachschübe kamen nicht, und alle warteten nur auf das eine: wann man sie, halbtot vor Erschöpfung und zerlumpt, in die Etappe zurückziehen würde.

Die Oberste Heeresleitung wollte aber, koste es, was es wolle, noch vor Anbruch des Winters über die Karpathen einfallen und Ungarn verwüsten. Menschen schonte man nicht, — es war noch genug „Material“ vorhanden. Es hatte den Anschein, als müßte diese schon den dritten Monat währende Anspannung der Kräfte den Widerstand der in Unordnung weichenden österreichischen Armeen brechen, als würden Krakau und Wien genommen werden und die Russen mit ihrem linken Flügel Deutschland in den ungeschützten Rücken fallen.

Die russischen Heere gingen nach diesem Plane unaufhörlich nach dem Westen vor, machten Zehntausende von Gefangenen und erbeuteten Riesenvorräte von Lebensmitteln, Munition, Waffen und Kleidung. In einem der früheren Kriege hätte schon ein Teil

dieser Beute, eine einzige dieser ununterbrochenen blutigen Schlachten, in denen ganze Armeekorps aufgerieben wurden, den Krieg entschieden. Obwohl nun die regulären Armeen schon in den ersten Kämpfen vernichtet waren, nahm die gegenseitige Erbitterung immer noch zu. Der Haß war zur höchsten Äußerung der Tugend geworden. In den Krieg zogen freiwillig und unfreiwillig alle, von den Kindern bis zu den Greisen, ganze Völker. In diesem Kriege war etwas, das über den menschlichen Begriffen stand. Gar oft meinte man: der Feind ist geschlagen und verblutet, nur noch eine Anstrengung, und der Sieg ist errungen. Diese Anstrengung wurde gemacht, aber an Stelle der vernichteten feindlichen Armeen erstanden neue, die mit finsterem Trotz in den Tod gingen und fielen. Weder die Horden der Tataren, noch die Heere der Perser hatten so zäh gekämpft und so leicht den Tod hingenommen wie die schwachen, verzärtelten Europäer oder die schlauen russischen Bauern, die schon einsahen, daß sie in diesem von den Herren geführten Kriege nur stummes Schlachtvieh waren. Dieser Trotz der Völker, der alle Pläne aller Heeresleitungen zunichte machte, ließ den Gedanken erstehen, daß dieser Krieg irgendein anderes Ziel habe, als den Sieg der einen oder der anderen Mächtegruppe. Dieses Ziel blieb aber vor der Zeit dem Verständnis verborgen.

* * *

Die Reste des Regiments, in dem Teljegin diente, hatten sich am Ufer eines schmalen, tiefen Flusses eingegraben. Die Stellung war schlecht und zu wenig ge-

deckt, die Schützengräben waren nicht tief genug. Im Regiment erwartete man von Stunde zu Stunde den Befehl zum Vormarsch, aber einstweilen waren alle froh, die Fußlappen wechseln und ausruhen zu können, obwohl von der anderen Seite des Flusses, wo in starken Stellungen österreichische Truppenteile saßen, unaufhörlich herübergeschossen wurde.

Gegen Abend, wenn das Gewehrfeuer für etwa drei Stunden zu verstummen pflegte, ging Iwan Iljitsch gewöhnlich in den Regimentsstab, der sich in einem verlassenem Schlosse, etwa zwei Werst hinter der Stellung, befand.

Ein weißer, flockiger Nebel lag längs des ganzen, sich im Gestrüpp windenden Flusses und dampfte in den Uferbüschen. Es war still und naß und roch nach feuchtem Laub. Ab und zu rollte über das Wasser ein einzelner dumpfer Schuß.

Iwan Iljitsch sprang über den Straßengraben auf die Chaussee, blieb einen Augenblick stehen und zündete sich eine Zigarette an. Zu beiden Seiten ragten im Nebel hohe, entlaubte Bäume, die ungeheuer groß erschienen. Um sie herum war die sumpfige Niederung wie mit Milch übergossen. Eine Gewehrkugel pfiff klagend durch die Stille. Iwan Iljitsch holte tief Atem und schritt über den knirschenden Kies, zu den durchsichtigen Baumwipfeln und Zweigen hinaufblickend. In dieser Stille, durch die er ganz allein ging, ruhte in ihm alles aus, der Lärm des Tages trat zurück, und in sein Herz zog langsam eine feine, alles durchdringende Trauer. Er holte noch einmal Atem, warf die Zigarette weg, verschränkte die Hände im Nacken

und ging so wie durch eine andere, wunderbare Welt, wo es nur die Gespenster der Bäume, sein lebendiges, sich in Liebe verzehrendes Herz und den unsichtbaren, dies alles erfüllenden Zauber Daschas gab.

Dascha war mit ihm in dieser Stunde der Ruhe und Stille. Er fühlte ihre Berührung jedesmal, wenn das eiserne Heulen der Geschosse, das Geknatter der Gewehre, das Schreien und Fluchen, alle diese in der göttlichen Schöpfung überflüssigen Töne verstummten und er sich in einem Winkel des Unterstandes, den Kopf in den Mantel gehüllt, hinlegen konnte; dann zog dieser unsagbare Zauber in ihn ein und rührte an sein Herz. Dascha war, treu und streng, immer mit ihm.

Iwan Klitsch glaubte, daß er, wenn er sterben müßte, bis zum letzten Augenblick dieses Glück der Vereinigung mit Dascha empfinden und, von sich selbst befreit, in diesem Gefühl versinken und zum neuen Leben erwachen würde. Er dachte nicht an den Tod und fürchtete ihn nicht. Jetzt vermochte ihn nichts mehr von diesem wunderbaren Lebenszustande loszureißen, selbst der Tod nicht.

Als Iwan Klitsch im vergangenen Sommer nach Tjepatoria fuhr, um Dascha zum letzten Male, wie er glaubte, zu sehen, hatte er Angst, regte sich auf und erfand allerlei Entschuldigungen. Aber jene Begegnung unterwegs, Daschas unerwartete Tränen, ihr blonder Kopf, der sich an seine Brust schmiegte, ihre nach dem Meere duftenden Haare, Hände und Schultern, ihr verweinter Mund, mit dem sie ihm, das Gesicht mit den gesenkten, nassen Wimpern zu ihm he-

bend, sagte: „Iwan Iljitsch, mein Lieber, ich habe Sie so sehnsüchtig erwartet,“ — alle diese unbeschreiblichen Dinge, die ihm damals auf dem Wege zum Meer wie vom Himmel in den Schoß gefallen waren, hatten sein ganzes Leben in wenigen Minuten aufgewühlt. Statt aller Erklärungen sprach er nur, auf einen ruhigen und festen Blick in das geliebte vor Aufregung zitternde Gesicht: „Ich liebe Sie für mein ganzes Leben, Dascha.“ (Später kam es ihm sogar vor, daß er diese Worte vielleicht auch gar nicht gesprochen hätte; er hätte sie sich nur gedacht, und Dascha hätte sie erraten.) Dascha senkte den Kopf, nahm die Hände von seinen Schultern und sagte: „Ich muß Ihnen vieles erzählen. Kommen Sie.“

Sie gingen zum Meer und setzten sich in den Sand. Dascha nahm eine Handvoll kleiner Steine und warf einen nach dem andern ins Wasser.

„Es handelt sich darum, daß es noch eine Frage ist, ob Sie mir gut sein werden, wenn Sie alles erfahren,“ begann sie und sah mit einem Augenwinkel, wie Iwan Iljitsch langsam erbleichte und die Lippen zusammenpreßte. „Obwohl es eigentlich ganz gleich ist, Sie können sich zu mir verhalten wie Sie wollen.“ Sie seufzte auf und stützte das Kinn auf ihre Fäuste. Ihre Augen füllten sich mit Tränen; sie wischte sie ärgerlich einfach mit der Hand ab und fuhr fort: „Ohne Sie habe ich gar nicht gut gelebt, Iwan Iljitsch. Wenn Sie es können, verzeihen Sie mir.“

Und sie erzählte ihm aufrichtig und ausführlich alles: von Samara, und wie sie hergekommen und Bessonow getroffen, wie sie jede Lebenslust verloren

hatte, — so widerlich sei ihr dieser ganze Petersburger Dunst gewesen, der sie wieder umfange, ihr Blut vergiftet und ihre Neugierde aufggestachelt habe. . . .

„Wie lange sollte ich noch zimperlich tun? Ich bin, Gott sei Dank, schon zwanzig Jahre alt und ein Weib wie die andern. Ich sehnte mich selbst nach dem Schmutz, und es ist mir ganz recht geschehen. Und doch habe ich im allerletzten Augenblick Angst bekommen. . . . Ich hasse mich selbst. . . . Swan Iljitsch, Liebster. . . .“ Dascha schlug die Hände zusammen. „Helfen Sie mir. Ich will nicht, ich kann mich nicht länger hassen. . . . Ich bin schlecht, unrein, sündig, ja, ja, ja. . . . Aber es ist doch nicht alles in mir verdorben. . . . Ich will lieben, Liebster. . . .“

Dascha legte sich nach diesem Ausbruch auf den Sand und schwieg sehr lange. Swan Iljitsch blickte unverwandt auf das in der Sonne strahlende spiegelglatte blaue Wasser, und sein Herz war trotz allem von Seligkeit erfüllt. Als er sich endlich entschloß, Dascha anzusehen, schloß sie, den Mund leicht geöffnet, wie ein Kind.

Daß der Krieg ausgebrochen war und Teljegin schon am nächsten Tage fort mußte, um sein Regiment einzuholen, begriff Dascha erst später, als der Wind eine Welle an den Strand trieb, die ihr die Füße näßte, — sie seufzte auf, erwachte, setzte sich, sah Swan Iljitsch an und lächelte zärtlich und erstaunt.

„Swan Iljitsch!“

„Ja?“

„Sind Sie mir gut?“

„Ja.“

„Sehr gut?“

„Ja.“

Sie kroch auf den Knien zu ihm heran, setzte sich neben ihn, rückte eine Weile hin und her und legte dann ihre Hand in die seine, wie damals auf dem Dampfschiff.

„Iwan Iljitsch, auch ich bin Ihnen gut; ja!“

Sie drückte seine Finger, die zu zittern anfangen, fest zusammen und fragte nach einem Schweigen: „Was haben Sie mir vorhin auf der Landstraße gesagt? . . .“ Sie runzelte die Stirn. „Was für ein Krieg? Gegen wen?“

„Gegen die Deutschen.“

„Und Sie?“

„Ich muß morgen fort.“

Dascha stieß einen leisen Schrei aus und verstummte. Aus der Ferne lief auf sie in seinem zerdrückten, gestreiften Pyjama Nikolai Iwanowitsch zu, der offenbar soeben aus dem Bette gesprungen war. Er war über und über rot, blieb ab und zu stehen, schwang ein Zeitungsblatt und schrie etwas. Iwan Iljitsch schenkte er keine Beachtung. Und als Dascha ihm sagte: „Nikolai, das ist mein bester Freund,“ packte er Teljegin am Rock, schüttelte ihn und brüllte ihm ins Gesicht: „Vergessen Sie nicht, sehr verehrter Herr, daß ich vor allen Dingen Patriot bin! Ich will Ihren Deutschen auch nicht einen Zoll unseres Landes abtreten. . . .“

Dascha wich den ganzen Tag nicht von Iwan Iljitschs Seite und war still und nachdenklich. Ihm kam

aber dieser vom bläulichen Sonnenlichte und dem Brausen des Meeres erfüllte Tag ungeheuer lang vor. Jede Minute dehnte sich zu einem ganzen Leben.

Teljegin und Dascha irrten am Strande herum, lagen im Sande, saßen auf der Terrasse und waren beide wie betäubt. Nikolai Iwanowitsch folgte ihnen auf Schritt und Tritt und hielt lange Reden über den Krieg und die deutschen Machtgelüste. Teljegin hörte ihm zu, nickte und dachte dabei nur: Meine liebe, liebe Dascha! —

Dascha sah ihm in die blutunterlaufenen Augen und dachte: Lieber Gott, erhalte mir meinen Iwan Iliitsch. . . . —

Gegen Abend gelang es ihnen jedoch, sich von Nikolai Iwanowitsch zu befreien. Dascha und Teljegin waren ganz allein weit längs der Bucht gegangen. Sie gingen langsam, im gleichen Schritt und Tritt, einander mit den Ellbogen berührend. Jetzt fiel es Iwan Iliitsch ein, daß er Dascha eigentlich doch einige Worte sagen sollte. Natürlich erwartete sie von ihm eine leidenschaftliche, außerdem bindende Erklärung. Was konnte er ihr aber sagen? Konnte er denn mit Worten das ausdrücken, was ihn so erfüllte, als wäre die Sonne dieses Tages in seine Brust gesunken? Nein, das konnte er gar nicht ausdrücken.

Iwan Iliitsch wurde traurig. Nein, nein, dachte er und sah zu Boden, wenn ich ihr diese Worte sage, wird es gewissenlos sein: sie kann mich nicht lieben und wird mir als ein ehrliches und gutes Mädchen ihr Jawort geben, wenn ich sie um ihre Hand bitte. Aber das wäre eine Bergewaltigung. Ich habe um so

weniger Recht dazu, als wir uns für eine ganz unbestimmte Zeit trennen und ich aus dem Kriege höchstwahrscheinlich nicht zurückkehre. . . . So zwingen Sie mich, vergebens zu warten und Wort zu halten. . . . Nein, und abermals nein! —

Es war ein Anfall von Selbstzerfleischung, wie Swam Klitsch sie manchmal hatte. Dascha blieb plötzlich stehen und seufzte tief.

„Ich weiß es, wenn Sie fort sind, werde ich Sie sehr lieben, Swam Klitsch.“

Sie legte ihre Hände um seinen Hals, blickte ihm mit ihren klaren, fast strengen, grauen Augen, die nicht lächelten, in die seinen und seufzte noch einmal, doch nicht mehr so tief.

„Wir werden auch dort beisammen sein, ja?“

Swam Klitsch zog sie sanft zu sich heran und küßte sie auf die zarten, zitternden Lippen. Dascha schloß die Augen. Dann, als beiden schon der Atem ausgegangen war, rückte Dascha von ihm weg, nahm seinen Arm, und sie gingen weiter längs des schweren, dunklen Wassers, das den Strand zu ihren Füßen mit blutroten Reflexen beleckte.

An dies alles dachte Swam Klitsch in unverminderter Erregung, so oft es um ihn herum still war. Als er jetzt mit im Nacken verschränkten Händen im Nebel über die Chaussee zwischen den Bäumen dahinschritt, sah er wieder den aufmerksamen Blick Daschas vor sich und durchkostete ihren langen Kuß, — den Atem des Lebens.

In jener Stunde hatte er für immer aufgehört, allein zu sein. Ein Mädchen im weißen Kleid hatte

ihn abends am Meeresstrande geküßt. Die bleiernen Klammern der Einsamkeit waren gesprengt. Er, Iwan Iljitsch Tseljegin, hatte aufgehört zu sein. In jenem wunderbaren Augenblick war ein neuer, bis zum kleinsten Härchen anderer Iwan Iljitsch erstanden. Jener unterlag der Vernichtung, dieser aber konnte nicht mehr verschwinden. Jener war allein wie der Teufel in der Wüste, dieser lechzte danach, sich auszudehnen, sich zu vervielfältigen und in sein glühendes, aufgeregtes Herz alles — die Menschen, die Tiere, die ganze Welt einzuschließen.

„Halt, wer da?“ rief eine erfrorene, rohe Stimme aus dem Nebel.

Iwan Iljitsch nannte die Parole und versenkte die Hände in die Manteltaschen. Und er bog unter die Eichen zu der verschwommenen Silhouette des Schlosses ein, wo in einigen Fenstern gelbes Licht schimmerte. Auf der Freitreppe warf jemand, als er Tseljegin erblickte, seine Zigarette fort und stand stramm. „War die Post noch nicht da?“ — „Zu Befehl nein, Euer Wohlgeboren, wir erwarten sie jeden Augenblick.“ Iwan Iljitsch trat in den Flur. Im Hintergrunde hing über der Windung einer breiten eichenen Treppe ein wahrscheinlich sehr alter Gobelin: unter schwächlichen Bäumchen standen Adam und Eva; sie hielt in der Hand den Apfel, das Symbol der süßen Freude des Lebens, und er einen abgeschnittenen Blütenzweig, das Symbol des Sündenfalls und der Vergebung. Eine Kerze, die in einer Flasche auf einem Treppens Pfeiler stand, beleuchtete ihre verblichenen Gesichter und langen Körper mit schwachem Scheine.

Iwan Iljitsch öffnete die Türe nach rechts und trat in ein leeres Zimmer, dessen Stuckdecke in einer Ecke, wo gestern ein Geschöß eingeschlagen, eingestürzt war. Vor dem hell flackernden Herdfeuer saßen auf einem Bett der Oberleutnant Fürst Bjelskij und der Leutnant Martynow. Iwan Iljitsch begrüßte sie, fragte, wann das Auto vom Armeestabe erwartet werde, setzte sich nicht weit von ihnen auf eine Patronenkiste und kniff, vom Licht geblendet, die Augen zusammen.

„Nun, was gibt's bei Ihnen, wird noch immer geschossen?“ fragte Martynow, aus irgendeinem Grunde ironisch.

Iwan Iljitsch gab keine Antwort und zuckte die Achseln. Fürst Bjelskij fuhr leise fort: „Das Schrecklichste ist der Gestank. Ich schrieb schon einmal heim: den Tod fürchte ich nicht; ich bin bereit, mein Leben für das Vaterland hinzugeben; ich habe mich eigentlich nur deswegen zur Infanterie versetzen lassen und sitze im Schützengraben; aber der Gestank bringt mich um.“

„Ach was, Gestank, wenn es dir nicht gefällt, brauchst du nicht zu riechen,“ versetzte Martynow, seine Fangschnüre ordnend. „Viel wesentlicher ist, daß es hier keine Weiber gibt. Das ist einfach dumm und wird zu nichts Gutem führen. Urteile doch selbst: der Oberbefehlshaber ist eine alte Mumie, und wir müssen alle, holt der Teufel, wie die Mönche leben, — weder Schnaps, noch Weiber. Sorgt man denn so für eine Armee, ist das ein Krieg? Wenn man mir ein Weib gibt, so spucke ich auf die Etappe. Ich hab's immer gesagt: ein Krieg soll lustig sein.“

Martynow erhob sich vom Bett und fing an, mit dem Stiefel in die Holzscheite zu stoßen. Der Fürst blickte nachdenklich auf das Feuer und rauchte.

„Fünf Millionen Soldaten, die mit ihren Ausscheidungen die Luft verpesten,“ sagte er, „außerdem faulen die Leichen und die Pferde. Ich werde mein Leben lang an diesen Krieg als etwas Stinkendes denken. Brrr. . . .“

Draußen schnaubte ein eben angekommenes Auto.

„Meine Herren, die Post ist da!“ rief eine aufgeregte Stimme in die Lüre. Die Offiziere gingen sogleich auf die Treppe hinaus. Um Auto machten sich mehrere dunkle Gestalten zu schaffen; einige Mann liefen über den Hof. Eine heisere Stimme mahnte immer wieder: „Meine Herren, reißen Sie mir, bitte, nichts aus den Händen!“

Endlich waren die Säcke mit der Post in den Flur gebracht, und man machte sich daran, sie auf der Treppe unter Adam und Eva auszupacken. Es war die Post für einen ganzen Monat. In diesen schmutzigen Säcken schien ein ganzes Meer von Liebe und Sehnsucht zu liegen, das ganze verlassene, liebe, reine Leben.

„Meine Herren, reißen Sie mir doch nichts aus den Händen!“ schnarrte der Stabshauptmann Babkin, ein dicker Mann mit blaurotem Gesicht. „Fährnich Teljegin, sechs Briefe und ein Paket. . . . Fährnich Njeschnij, zwei Briefe —“

„Njeschnij ist gefallen, meine Herren.“

„Wann denn?“

„Heute früh.“

Iwan Sliutsch trat an den Kamin. Alle sechs Briefe

waren von Dascha. Die Adresse war mit großen, halb kindlichen Buchstaben geschrieben. Iwan Klitsch fühlte überströmende Zärtlichkeit für die liebe Hand, die diese großen Buchstaben gemalt hatte, damit es ja recht leserlich sei. Er beugte sich zum Feuer und öffnete behutsam den ersten Brief. Ihm schlug daraus ein solcher Strom von Erinnerungen entgegen, daß er für einen Moment die Augen schließen mußte. Dann las er: „Nachdem wir uns von Ihnen verabschiedet hatten, fuhren wir, Nikolai Iwanowitsch und ich, am gleichen Tag nach Simferopol und stiegen abends in den Petersburger Zug. Jetzt sind wir in unserer alten Wohnung. Nikolai Iwanowitsch ist sehr unruhig: wir haben von Katja keine Nachricht und wissen nicht, wo sie ist. Was zwischen uns beiden geschehen ist, ist so groß und so plötzlich, daß ich noch immer nicht zur Besinnung kommen kann. Entschuldigen Sie, daß ich per ‚Sie‘ schreibe. Ich liebe Sie. Ich werde Sie heiß und treu lieben. Augenblicklich ist alles trüb, — durch die Straßen ziehen Soldaten mit Musik, es ist so traurig, als zöge zugleich mit diesen Trompeten und Soldaten auch das Glück fort. Ich weiß, daß ich es Ihnen nicht schreiben soll, aber seien Sie im Felde doch vorsichtig. . . .“

„Euer Wohlgeboren, Euer Wohlgeboren!“ Tseljegin wandte sich mit Mühe um; in der Lüre stand eine Ordnungszahl. „Ein telephonischer Befehl, Euer Wohlgeboren. . . . Sie möchten gleich zu Oberstleutnant Kosanow in die Kompagnie kommen.“

Tseljegin faltete den Brief, den er nicht zu Ende gelesen hatte, zusammen, steckte ihn mit den übrigen

unter seine Hemdbluse, drückte sich die Mütze tief in die Stirn und ging hinaus.

* * *

Der Nebel hatte sich verdichtet, die Bäume waren nicht mehr zu sehen, und er ging wie durch ein Meer von Milch; die Straße erkannte er nur am Knirschen des Kieses. Iwan Hlitsch wiederholte vor sich hin: „Ich werde Sie heiß und treu lieben.“ Möglich blieb er stehen und horchte. Aus dem Nebel kam kein Ton, man hörte nur ab und zu einen schweren Tropfen vom Baume fallen. . . . Da begann er aber in der Nähe ein leises Klatschen und ein Plätschern zu unterscheiden. Er ging weiter, und das Plätschern wurde lauter. Möglich trat sein Fuß, den er zu einem Schritt erhoben hatte, ins Leere. Er beugte sich mit einem starken Ruck zurück, — eine Erdscholle riß sich unter seinem Fuße los und fiel laut aufklatschend ins Wasser.

Es war offenbar die Stelle, wo die Chaussee über dem Flusse vor der niedergebrannten Brücke abbrach. Auf der andern Seite, nur an die hundert Schritte von ihm entfernt, zogen, wie er wußte, die österreichischen Schützengräben vorbei. Und in der That: gleich nach dem Aufklatschen des Wassers knallte auf der andern Seite wie ein Peitschenschlag ein Schuß, ihm folgte ein zweiter, ein dritter, dann kam eine ganze Salve, es klang, wie wenn man ein Eisenblech entzweirisse, und ihr antworteten aus allen Richtungen vom Nebel gedämpfte, eilige Schüsse. Immer lauter und lauter dröhnte und brüllte es den ganzen Fluß entlang, und

mitten in diesem Höllenlärm knatterte ein Maschinengewehr, als knackte es Nüsse. Bumm! — explodierte irgendwo im Walde eine Granate. Der ganz durchlöchernte, dröhnende Nebel lag dicht über der Erde und verdeckte diese gewohnten und gemeinen Geschehnisse. Neben Iwan Iljitsch schlug manche Kugel in einen Baumstamm ein und fiel mancher Zweig zu Boden. Er bog von der Chaussee ins freie Feld ein und ging aufs Geratewohl durch die Büsche weiter. Die Schießerei hörte ebenso plötzlich auf. Iwan Iljitsch nahm sich die Mütze ab und trocknete seine feuchte Stirn. Wieder war alles so still wie unter Wasser, man hörte nur die Tropfen von den Büschen fallen. Gott sei Dank, er wird Daschas Briefe heute noch lesen können. Iwan Iljitsch lachte und sprang über einen schmalen Graben. Endlich hörte er, wie jemand gähnend ganz in der Nähe sagte: „So haben wir ausgeschlafen. Wassilij, ich sage: so haben wir ausgeschlafen.“

„Wart,“ antwortete ein anderer kurz: „Da kommt jemand.“

„Wer da?“

Teljegin nannte die Parole und erblickte im gleichen Moment die Brustwehr eines Schützengrabens und zwei aus der Erde ragende härtige Köpfe.

„Von welcher Kompagnie?“ fragte er.

„Von der dritten, Euer Wohlgeboren. Warum gehen Euer Wohlgeboren oben herum? Man kann Sie doch leicht treffen.“

Teljegin sprang in den Graben hinunter und ging zum Verbindungsgang, der zum Offiziersunterstand führte.

Als er in den Offiziersunterstand kam, rief der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Kosanow, der ein träger und kluger, sehr dicker Mann war mit einzelnen Haarbüscheln auf dem großen kahlen Schädel und einer Brille auf der Nase, und in der Ecke unter den Lannenzweigen auf zusammengelegten Pferdebedecken saß: „Da kommt er endlich!“

„Verzeihung, Fjodor Kusmitsch, bei Gott, ich habe mich in diesem Nebel verlaufen.“

„Ist schon gut. Hören Sie mal, lieber Freund, heute nacht werden Sie sich etwas Mühe geben müssen.“

Er schob das Stück Brotrinde, das er die ganze Zeit in seiner schmutzigen Faust gehalten hatte, in den Mund. Tseljegin preßte langsam die Kiefer aufeinander und raffte sich zusammen. . . .

„Die Sache ist nämlich die, liebster Iwan Iljitsch, daß wir den Befehl bekommen haben, das andere Ufer zu besetzen. Es wäre gut, diese Sache möglichst geräuschlos zu machen. Setzen Sie sich mal zu mir. Wollen Sie Kognak? Ich habe mir also folgendes ausgedacht. . . . Man muß eine Brücke schlagen, direkt gegenüber der großen Bachweide. Dann werfen wir an die siebenzig Mann hinüber. . . . Geben Sie sich bitte etwas Mühe. . . . Beim Sonnenaufgang rücken wir dann alle nach. . . .“

XVI

„Guffow!“

„Hier, Euer Wohlgeboren!“

„Grab. . . . Leiser, nicht ins Wasser werfen! Ja, so, so. . . . Kinder, schiebt vor, schiebt vor. . . . Subzow!“

„Hier, Euer Wohlgeboren!“

„Hilf mal. . . . Heben, ja, hier. . . . Grab noch etwas. . . . Jetzt loslassen. . . . Nicht so schnell. . . .“

„Langsamer, Kinder, so reißt ihr mir die Schulter weg. . . . Schiebt vor. . . .“

„Ja, schieb selbst vor. . . .“

„Schrei nicht so, Hundesohn!“

„Drück ans andere Ende. . . . Euer Wohlgeboren, soll man schon heben?“

„Sind die Enden festgebunden?“

„Fertig.“

„Heben! . . .“

In den vom Mondlichte durchdrungenen Nebel hoben sich knarrend zwei lange, durch Querbalken verbundene Stangen, — eine fliegende Brücke. Am Ufer bewegten sich kaum sichtbar die Freiwilligen. Man sprach und schimpfte im Flüsterton.

„Nun, sitzt sie?“

„Sie sitzt gut.“

„Jetzt loslassen. . . . Vorsicht. . . .“

„Vorsicht, Vorsicht, Kinder. . . .“

Die mit ihren Enden gegen das Ufer, an der schmal-

sten Stelle des Flusses gestemmten Stangen neigten sich langsam und blieben im Nebel über dem Wasser hängen.

„Reicht sie ans andere Ufer?“

„Sie reicht, Euer Wohlgeboren. . . .“

„Langsamer hinunterlassen. . . .“

„Ist gar zu schwer!“

„Halt, halt, halt!“

Aber das andere Ende der Brücke fiel laut aufklatschend ins Wasser. Tseljegin winkte mit der Hand: „Hinlegen!“

Die Freiwilligen legten sich lautlos ins Ufergras. Der Nebel verzog sich, aber es war nicht mehr so hell, und die Luft war vor dem Morgengrauen rauher geworden. Am andern Ufer blieb alles still. Tseljegin rief: „Subzow! Geh ins Wasser und leg die Bretter auf.“

Der baumlange Freiwillige Wassilij Subzow glitt in seinem Mantel, der einen heißenden Schweißgeruch verbreitete, an Tseljegin vorbei ins Wasser. Iwan Iljitsch sah, wie seine große Hand sich zitternd an einem Grasbüschel festhielt, ihn dann losließ und verschwand.

„Es ist tief!“ flüsterte Subzow mit erfrorener Stimme aus der Tiefe. „Kinder, gebt die Bretter her. . . .“

„Die Bretter, die Bretter her!“

Die Bretter gingen schnell und lautlos von Hand zu Hand. Annageln konnte man sie nicht, — man fürchtete den Lärm. Als er die ersten Reihen fertig hatte, stieg Subzow aus dem Wasser auf die Brücke und

raunte mit Zähneklappern: „Gebt schneller her, schneller. . . . Schlaft nicht. . . .“

Unter der Brücke rieselte schnelles und kaltes Wasser, die Stangen schwankten. Teljegin unterschied die dunklen Umrisse der Büsche am anderen Ufer; es waren zwar genau die gleichen Büsche wie auf diesem Ufer, aber sie sahen irgendwie unheimlich aus. Iwan Kljitsch kehrte zu der Stelle zurück, wo die Freiwilligen lagen, und rief laut: „Aufstehen!“

Augenblicklich erhoben sich im weißen Nebel die übertrieben großen, verschwimmenden Gestalten.

„Einer nach dem andern im Lauffschritt! . . .“

Teljegin wandte sich zur Brücke. Im gleichen Augenblick war es, als durchdringe ein Sonnenstrahl die Nebelwolken, und die gelben Bretter und der erschrockene Kopf Subzows mit dem schwarzen Vollbart waren auf einmal hell beleuchtet. Das Licht des Scheinwerfers glitt seitwärts ins Gebüsch, ließ dort einen knorrigen Baumstamm mit nackten Ästen aus dem Nichtsein erstehen und legte sich wieder auf die Bretter. Teljegin bekreuzigte sich schnell, wie er es manchmal vor dem Baden zu tun pflegte, und lief über die Brücke. Im gleichen Augenblick stürzte diese ganze schwarze Stille zusammen, und ein Donner ging los. Von der österreichischen Seite fing man an, die Brücke aus Gewehren und Maschinengewehren zu beschießen. Teljegin sprang auf das andere Ufer, kauerte nieder und sah sich um. Über die Brücke lief gerade ein baumlanger Soldat — er konnte nicht erkennen, wer es war —, er hatte sein Gewehr an die Brust gedrückt . . . dann ließ er es fallen, hob wie lachend

die Arme und stürzte seitwärts ins Wasser. Das Maschinengewehr überschüttete die Brücke, das Wasser und das Ufer mit Blei. . . . Ein zweiter Soldat — es war Sussow — lief über die Brücke und legte sich neben Tseljegin. . . .

„Ich könnte sie mit den Zähnen totbeißen, hol sie der Teufel!“

Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Soldat kamen herüber; der fünfte stürzte ab und schrie etwas, im Wasser zappelnd. . . .

Nun waren alle herübergelaufen; sie schaufelten etwas Erde vor sich auf und legten sich nieder. Die Schüsse krachten wie wahnsinnig längs des ganzen Flusses. Man konnte nicht den Kopf heben, — die Stelle, wo die Freiwilligen lagen, wurde vom Maschinengewehrfeuer förmlich begossen. Plötzlich sauste etwas in geringer Höhe über die Köpfe, einmal, zweimal, — sechsmal, und beim Feinde schlug es sechsmal krachend ein. Offenbar wurde das Maschinengewehrnest nun von russischer Seite beschossen.

Tseljegin und Wassilij Subzow vor ihm sprangen auf, liefen an die vierzig Schritte weiter und warfen sich wieder hin. Links im Finstern arbeitete wieder das Maschinengewehr. Aber es war klar, daß das russische Feuer das stärkere war, — es trieb die Österreicher in die Erde. Die Freiwilligen liefen in den Feuerpausen zu der Stelle, wo die russische Artillerie noch gestern den Drahtverhau vor den österreichischen Schützengräben zerstört hatte.

Die Österreicher hatten wohl am Abend versucht, den Drahtverhau wiederherzustellen, — im Stachel-

draht hing eine Leiche. Subzow schnitt den Draht durch, und die Leiche fiel wie ein Sack vor Teljegin hin. Der Freiwillige Laptjew überholte, ohne Gewehr, auf allen Vieren kriechend, alle anderen und legte sich dicht vor die Brustwehr. Subzow rief ihm zu: „Steh auf, wirf die Handgranate!“

Laptjew schwieg aber, regte sich nicht und wandte sich nicht um, — sein Herz stockte wohl vor Schreck. Das Feuer war wieder stärker geworden, und die Freiwilligen konnten sich nicht rühren, — sie drückten sich platt an die Erde und gruben sich ein.

„Steh auf, wirf die Handgranate, Hundesohn!“ schrie Subzow: „Wirf die Handgranate!“ Er richtete sich auf, faßte sein Gewehr am Kolben und stieß mit dem Bajonett Laptjew in den Rücken. Laptjew wandte sein angstverzerrtes Gesicht um, löste vom Gürtel eine Handgranate, stürzte sich plötzlich gegen die Brustwehr, warf die Granate hinunter und sprang, als diese explodierte, in den Schützengraben.

„Hau zu, hau zu!“ schrie Subzow mit wilder Stimme. . . .

An die zehn Mann Freiwillige sprangen auf, liefen hin und verschwanden in der Erde, — man hörte nur die abgerissenen, scharfen Töne der Explosionen.

Teljegin taumelte auf der Brustwehr, wie blind vor dem Blut, das ihm in den Kopf geschossen war, und war nicht imstand, seine Handgranate vom Gürtel zu lösen. Schließlich sprang er in den Graben hinein und stürmte, mit den Schultern den nassen Lehm streifend, vorwärts; er stolperte über etwas Weiches und biß die Zähne krampfhaft aufeinander, um nicht

vor Wahnsinn zu schreien. . . . Er erblickte das wie eine Maske weiße Gesicht eines Menschen, der sich in eine Vertiefung des Grabens gedrückt hatte, und packte ihn an den Schultern. . . . Jener fing schnell zu murmeln an, wie aus dem Schlafe. . . .

„Schweig, Teufel, ich tu dir nichts!“ brüllte ihm Teljegin in die weiße Maske und lief, über die Leichen springend, weiter. Der Kampf war aber schon zu Ende. Ein Trupp grauer Menschen stieg ohne Waffen aus dem Schützengraben. Man stieß sie mit den Gewehrkolben und warf, um ihnen Angst zu machen, dicht neben ihnen Handgranaten auf die Erde. Aber an die vierzig Schritt weiter knatterte noch immer in seinem gedeckten Nest das Maschinengewehr und beschuß die Brücke. Iwan Iljitsch drängte sich durch die Freiwilligen und die Gefangenen und schrie: „Worauf wartet ihr noch, worauf wartet ihr noch?! . . . Subzow! Wo ist Subzow? . . .“

„Hier bin ich. . . .“

„Worauf wartest du noch, Teufel verdammter? . . .“

„Kann man denn herankommen. . . .“

„Ich hau dir gleich in die Fresse! . . . Vorwärts. . . .“

Sie liefen vorwärts. Subzow zupfte plötzlich Teljegin am Armel. „Halt! . . . Da ist es!“

Ein schmaler Gang führte aus dem Schützengraben ins Maschinengewehrnest. Teljegin beugte sich, lief den Gang entlang, sprang in den bombensicheren Unterstand, wo alles vor dem unerträglichen Dröhnen zitterte, packte einen an den Ellenbogen und versuchte ihn fortzuschleppen. Es wurde sofort still, er hörte

nur den Mann röcheln, den er vom Maschinengewehr loszureißen suchte. . . .

„Bäh ist der Hund, er will nicht, laß mal mich!“ murmelte hinter Teljegin Subzow. Dann schlug er dreimal mit dem Gewehrkolben auf den Schädel. Jener fuhr zusammen, sagte etwas wie „Buh, buh, buh“ und wurde still. . . . Teljegin ließ ihn los und ging aus dem Unterstande.

Bald war es ganz hell geworden. Im gelben Lehme sah man Blutflecke und Blutpfützen, einige Kalbsfelle, Blechbüchsen und Pfannen, auch mehrere Leichen. Die Freiwilligen waren ganz erschöpft, — einige lagen da und schnarchten, andere aßen von den Konserven oder durchsuchten die zurückgelassenen österreichischen Tornister.

Die Gefangenen hatte man schon längst über den Fluß getrieben. Das Regiment zog hinüber, besetzte die Stellungen, und die Artillerie beschoß nun die zweite österreichische Linie, die das Feuer recht matt erwiderte. Ein feiner Regen ging nieder, der Nebel hatte sich ganz verzogen. Iwan Fljitsch stand, gegen den Rand des Schützengrabens gelehnt, und sah aufs Feld, über das sie in der Nacht gelaufen waren. Das Feld war ganz gewöhnlich, braun und naß, hier lag zerrissener Stacheldraht, dort sah man die schwarzen Stellen, wo man gegraben hatte; einige Leichen von Freiwilligen lagen herum. Der Fluß war ganz nahe. Von den gestrigen riesengroßen Bäumen und den unheimlichen Büschen war nichts zu sehen. Wieviel Mühe hatte es aber gekostet, diese dreihundert Schritte vorzukommen!

* *
* *

Die Oesterreicher zogen sich weiter zurück, und die russischen Abteilungen verfolgten sie unermüdlich bis zum Anbruch der Nacht. Teljegin hatte den Befehl, mit seinen Freiwilligen das Wäldchen zu besetzen, das sich blau auf einem Hügel erhob, und er besetzte es nach einem kurzen Geplänkel gegen Abend. Die Freiwilligen gruben sich in aller Eile ein, stellten Wachen auf, bauten eine telephonische Verbindung mit der Truppe, aßen was sie gerade in ihren Beuteln hatten, und schliefen unter dem feinen Regen, in der dunkeln, feuchten Waldluft ein, obwohl ihnen befohlen war, das Gewehrfeuer die ganze Nacht nicht ruhen zu lassen.

Teljegin saß auf einem Baumstumpf, gegen einen mit weichem Moose bewachsenen Stamm gelehnt. Es tropfte ihm ab und zu in den Kragen, und das war gut: es hielt ihn wach. Die Erregung von vorhin war schon längst vergangen, ebenso die schreckliche Müdigkeit nach all den Strapazen, als sie an die zehn Werst über aufgeweichtes Ackerland gehen, über Zäune klettern und über Gräben springen mußten, als die erstarrten Füße nicht mehr unterschieden, worauf sie traten, und der Kopf vor Schmerz anschwell.

Jemand kam, über das Laub schreitend, näher, und die Stimme Subzows fragte leise: „Wollen Sie einen Zwieback?“

„Ich danke.“

Iwan Iljitsch nahm von ihm den Zwieback und fing an zu kauen; der Zwieback war süß und schmolz förmlich im Munde. Subzow hockte sich neben ihm hin: „Erlauben Sie, daß ich rauche?“

„Ja, aber sehr vorsichtig.“

„Ich hab ein Pfeifchen.“

„Subzow, du hast ihn doch ganz ohne Grund erschlagen, wie?“

„Den Mann am Maschinengewehr?“

„Ja.“

„Natürlich ohne Grund.“

„Willst du schlafen?“

„Nein, das muß nicht sein.“

„Wenn ich einschlafe, weck mich.“

Die Tropfen fallen langsam und weich auf das faule Laub, auf die Hand und auf den Mützenschirm. Nach dem Lärm, dem Geschrei, nach dem abscheulichen Treiben der letzten Nacht und nach der Ermordung des Mannes am Maschinengewehr fallen die Tropfen wie Glaskügelchen. . . . Sie fallen in die Dunkelheit, in die Tiefe, wo es nach faulem Laube riecht. Sie rascheln und lassen nicht einschlafen. . . . Man darf nicht einschlafen, nein. . . . Iwan Iljitsch riß die Augen auf und sah die unbestimmten, wie mit Kohle angedeuteten Umrisse der Zweige. . . . — Die ganze Nacht zu schießen ist aber auch eine Dummheit, sollen die Freiwilligen nur ausruhen. . . . Acht Tote, elf Verwundete. . . . Natürlich muß man im Felde vorsichtig sein. . . . Ach, Dascha, Dascha. . . . Die Glaskügelchen werden alles versöhnen, alles beruhigen. . . . Oh, mein Gott, mein Gott. . . .

„Iwan Iljitsch! . . .“

„Ja, ja, Subzow, ich schlafe nicht. . . .“

„Darf man denn einen Menschen so mir nichts, dir nichts erschlagen. . . . Er hat wohl sein Häuschen, auch irgendeine Familie, du hast aber mit dem Bajoz-

nett nach ihm gestochen, als wärs eine Bogelscheuche. . . . Und dafür kriegst du eine Medaille. Als ich zum erstenmal einen Menschen umbrachte, konnte ich dann lange Zeit nichts essen, es ekelte mich. . . . Und heute ist es der zehnte oder der neunte. . . . So weit sind wir gekommen. . . . Ist es denn nicht schrecklich? Früher dachte man doch gar nicht daran. Hier macht es aber nichts, man wird sogar belobt. Es hat also jemand die Sünde auf sich genommen? . . .“

„Was für eine Sünde?“

„Nun, zum Beispiel die meine. . . . Ich sage: jemand hat wohl meine Sünde auf sich genommen, — irgendein General oder sonst irgendein Mana in Petersburg, der alle diese Sachen unter sich hat. . . .“

„Ist es denn Sünde, wenn du dein Vaterland verteidigst?“

„Das stimmt wohl, Iwan Iljitsch, aber auch der Deutsche verteidigt sein Vaterland. Auch er glaubt wohl recht zu haben. Wer trägt aber die Schuld an dieser ganzen Geschichte?“

„Es sind gefährliche Worte, die du da sprichst, mein Lieber!“

„Warum denn! . . . Ich sage: hör mal, Iwan Iljitsch, wir werden den Schuldigen schon finden. . . . Nun habe ich, so mir nichts, dir nichts, neun Menschen niedergestochen. Was werde ich dann mit dem Schuldigen machen? Ich könnte ihm die Kehle durchbeißen.“

„Wem denn?“

„Dem, der die Schuld hat. . . .“

„Der Deutsche hat die Schuld. . . .“

„Ich aber meine: wer diesen Krieg zugelassen hat, der hat die Schuld. . . . Wer meine Sünde auf sich nimmt, der wird sie auch büßen müssen. . . . Er wird es grausam büßen. . . .“

In diesem Augenblick krachte im Walde ein Schuß. . . . Teljegin fuhr zusammen. . . . Dann fielen noch einige Schüsse von der anderen Seite. Dies war um so verwunderlicher, als man seit dem Abend ohne Fühlung mit dem Feinde war. Teljegin lief zum Telephon. Der Telephonist erhob sich in seinem Erdloch: „Der Apparat arbeitet nicht, Euer Wohlgeboren.“

Durch den ganzen Wald krachten jetzt die Schüsse, und die Kugeln streiften die Äste. Die Vorposten zogen sich, das Feuer erwidern, langsam zurück. Neben Teljegin tauchte der Freiwillige Klimow auf und sagte mit wilder, unheimlicher Stimme: „Sie umgehen uns, Euer Wohlgeboren!“ Dann drückte er schnell die Hand ans Gesicht, hockte nieder und fiel auf den Rücken. Dann schrie noch ein anderer im Dunkeln: „Brüder, ich sterbe!“

Teljegin unterschied zwischen den Baumstämmen die großen, unbeweglichen Gestalten der Freiwilligen. Sie alle sahen auf ihn, — er fühlte es. Er gab ihnen den Befehl, einzeln zur Nordseite des Waldes vorzudringen, die wahrscheinlich noch nicht umzingelt sei. Er selbst werde aber mit denen, die bei ihm bleiben wollten, so lange als möglich aushalten.

„Ich brauche fünf Mann. Lebend kommen wir nicht zurück. Wer tut mit?“

Subzow, Sussow und der ganz junge Bursche

Kolow lösten sich von den Baumstämmen und gingen auf ihn zu. Subzow wandte sich um und rief:

„Wir brauchen noch zweie. Njabkin, komm her.“

„Nun, warum nicht. . .“

„Den fünften, den fünften her!“

Vom Boden erhob sich ein kleiner Soldat in Halbpelz und einer zottigen Mütze. Sein Gesicht verschwand ganz im mächtigen Bartwuchs.

„Nun, warum nicht. . .“

Die sechs Mann legten sich zwanzig Schritt voneinander entfernt nieder und eröffneten das Feuer. Die anderen verschwanden hinter den Bäumen. Als Iwan Iljitsch einige Patronenstreifen verfeuert hatte, sah er plötzlich ganz deutlich, wie morgen früh Männer in grauen Mänteln seine Leiche auf den Rücken umwenden und seine Kleider durchsuchen, wie eine schmutzige Hand ihm unter das Hemd fährt.

Er legte sein Gewehr hin, wühlte die lockere, feuchte Erde auf, holte Daschas Briefe aus der Tasche, küßte sie, legte sie ins Loch und verschüttete sie mit dem faulen Laube. . . .

„Oh, oh, Brüder!“ schrie plötzlich Sussow, der links von ihm lag. Es blieben ihm nur noch zwei Patronenstreifen. Iwan Iljitsch kroch zu Sussow heran, der regungslos dalag, legte sich neben ihn und holte aus dessen Tasche die Patronen. Jetzt schossen nur noch Tseljegin und noch einer rechts von ihm. Die Patronen waren schließlich zu Ende. Iwan Iljitsch warf sein Gewehr weg, wartete eine Weile, sah sich um, stand auf und fing an, die Freiwilligen bei den Namen zu rufen. Nur eine Stimme antwortete: „Hier!“ Ko-

low kam, sich auf sein Gewehr stützend, auf ihn zu. Iwan Iljitsch fragte: „Sind keine Patronen mehr da?“

„Nein.“

„Antworten die anderen nicht?“

„Nein, nein.“

„Gut. Komm. Laufschrift!“

Kolow warf sich das Gewehr über die Schulter und lief, sich hinter den Stämmen verbergend. Letzegin war aber noch keine zehn Schritt gegangen, als ihn von hinten ein stumpfer eiserner Finger in die Schulter stieß.

XVII

Ich sagte zu meinem Bruder: du bist ein fanatischer Theoretiker, ich hasse die Sozialdemokraten, ihr seid imstande einen Menschen zu foltern, wenn er sich nur in einem Worte irrt. Ich sagte ihm: du bist ein astraler Mensch. Da jagte er mich aus dem Hause. Nun bin ich in Moskau ohne einen Pfennig Geld. Es ist furchtbar amüsant. Seien Sie so gut, Darja Dmitrijewna, legen Sie bei Nikolai Swanowitsch ein Wort für mich ein. Mir ist es ganz gleich, was für einen Posten ich bekomme, — am besten wäre es natürlich in einem Sanitätszuge.“

„Ja, ja, ich will mit ihm sprechen.“

„Hier kenne ich keinen Menschen. Erinnern Sie sich noch an unsere ‚Zentrale‘? Wassilij Benjaminsowitsch Walet ist gefallen. Schade um ihn, er war außergewöhnlich begabt. Saposchkow ist irgendwo im Felde. Schirow hält im Kaukasus Vorträge über den Futurismus. Wo aber Swan Klitsch Teljegin ist, weiß ich nicht. Ich glaube, Sie haben ihn gekannt?“

Jelisaweta Kijewna und Dascha gingen langsam zwischen hohen Schneehaufen durch eine Moskauer Gasse. Es schneite. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Ein Droschkenkutscher fuhr mit seinem niederen Schlitten langsam an ihnen vorbei; er hatte einen seiner Filzstiefel, mit einer Schneekruste überzogen, vom Bocke hängen und rief den beiden freund-

lich zu: „Fräuleins, Vorsicht, daß ich euch nicht überfahre!“

In diesem Winter gab es sehr viel Schnee. Schneebedeckte Lindenäste hingen tief über die Gasse herab. Der ganze weiße, schneerfüllte Himmel war voller Vögel. Die Krähen schwirrten scharenweise schreiend über der Stadt, setzten sich auf die Türme und Kirchenkuppeln und stiegen wieder in die kalte Höhe.

Dascha blieb an einer Ecke stehen und zupfte ihr weißes Kopftuch zurecht. Ihr Sealpelz und Muff waren von Schneeflocken bedeckt. Ihr Gesicht war schwächtiger, die Augen waren größer und strenger geworden.

„Iwan Slijtsch ist unter den Vermißten,“ sagte sie, „ich weiß nicht, was mit ihm ist.“

Dascha hob die Augen und sah auf die Vögel. Die Krähen mußten wohl in der schneeverwehten Stadt ein Hungerleben führen. Jelisaweta Kijerona stand mit einem starren Lächeln auf ihren sehr roten Lippen, den Kopf in der Pelzmütze mit den Ohrenklappen gesenkt. Der Männermantel war ihr in der Brust zu eng, der Pelzkragen viel zu weit, und die kurzen Ärmel vermochten die roten Hände nicht zu schützen. Auf ihren gelblichen Hals fiel eine Schneeflocke und schmolz. In ihren langen Wimpern standen Tränen. Dascha nahm sie bei der Hand und sagte: „Ich will heute noch mit Nikolai Iwanowitsch sprechen. Ja?“

„Sagen Sie ihm, daß ich mit jedem Posten einverstanden bin.“ Jelisaweta Kijerona blickte zu Boden und schüttelte den Kopf. „Ich habe Iwan Slijtsch so furchtbar geliebt.“ Sie lachte, und ihre Augen füllten

sich wieder mit Tränen. „Dieses Gefühl war das Beste in mir. Ich werde also morgen kommen. Auf Wiedersehen!“

Sie nahm Abschied und entfernte sich, in ihren Filzgaloschen weit ausschreitend, die erfrorenen Hände auf Männerart in die Taschen versenkt.

Dascha blickte ihr trotzig nach, zog dann die Brauen zusammen, bog um die Ecke und trat in das kleine Palais, in dem sich jetzt ein städtisches Lazarett befand. Hier roch es in den hohen, mit Eichenholz getäfelten und mit Leder tapezierten Zimmern nach Todform, und auf den Betten lagen und saßen im Kriege verwundete Bauern; mit ihren kurzgeschorenen Schädeln, in den gestreiften Mänteln sahen sie wie Sträflinge aus. Zwei spielten am Fenster Dame. Einer ging in weichen Pantoffeln von Ecke zu Ecke. Als Dascha erschien, sah er sich schnell nach ihr um, runzelte die niedere Stirn, legte sich auf sein Bett und verschränkte die Hände im Nacken.

„Schwester!“ rief eine schwache Stimme. Dascha ging zu einem langen Burschen mit geschwollenem Kopf und dicken Lippen. „Dreh mich, bitte, um Christi Willen, auf die linke Seite um,“ bat er, indem er nach jedem Worte stöhnte. Dascha umfaßte ihn mit den Armen, hob ihn und drehte ihn um wie einen Sack. „Schwester, es ist Zeit, mich zu messen.“ Dascha schüttelte das Thermometer und steckte es ihm unter die Achsel. „Ich habe immer Erbrechen, Schwester, was ich auch esse, es kommt gleich wieder heraus. Ich halte es nicht mehr aus. Wenn ich doch irgendwelche Tropfen haben könnte.“

Dascha zog über ihn die Decke und trat zur Seite. Auf den andern Betten lächelten sie, und einer sagte: „Schwester, er ist nur hier in diesem Herrschaftshause so krank, sonst ist er aber so gesund wie ein Eber.“

„Soll er nur jammern,“ sagte eine andere Stimme, „er schadet doch damit niemand, — die Schwester hat eine Beschäftigung, und er das Vergnügen.“

„Schwester, Ssemjon will Sie etwas fragen, traut sich aber nicht.“

Dascha ging zu dem Bett, auf dem ein Bauer mit lustigen Augen, so rund wie bei einer Krähe, und einem kleinen Bärenmund saß; sein langer, besenförmiger Bart war sorgfältig gekämmt. Er streckte den Bart vor und sagte zu Dascha: „Schwester, sie machen nur Spaß, ich bin mit allem zufrieden und danke Ihnen schön.“

Dascha lächelte. Die Last von vorhin war ihr vom Herzen gefallen. Sie setzte sich zu Ssemjon, zog seinen Armel hinauf und untersuchte seinen Verband. Und er begann, um ihr ein Vergnügen zu machen, genau zu beschreiben, wo er noch Schmerzen hatte und welcher Art.

* * *

Dascha war nach Moskau im Oktober gekommen, als Nikolai Iwanowitsch aus patriotischen Motiven in die Moskauer Abteilung des Allrussischen Städteverbands eingetreten war, der für die Kriegsfürsorge und Landesverteidigung wirkte. Seine Petersburger Wohnung hatte er an Mitglieder der englischen Militärmission abgetreten und führte mit Dascha eine Art

Wivakleben; er trug eine sämisch=lederne Feldbluse, schimpfte auf die rückgratlose Intelligenz und arbeitete, wie er zu sagen pflegte, wie ein Pferd. Dascha studierte Strafrecht, führte die kleine Wirtschaft und schrieb jeden Tag Iwan Iljitsch. Sie fühlte sich ruhig und geborgen. Das Vergangene schien so weit zurückzuliegen, als gehörte es einem fremden Leben an, und sie hatte keine Lust zurückzublicken, so verworren und unklar war alles darin. Und so lebte sie ein zur Hälfte gedämpftes Leben, ganz erfüllt von Unruhe, von der Erwartung von Nachrichten und von der Sorge, sich für Iwan Iljitsch in strengster Reinheit zu erhalten.

Dieser Seelenzustand dauerte jedoch nicht lange. Anfang November entfaltete Dascha eines Morgens beim Kaffee die „Rußkoje Slowo“ und las im Verzeichnis der Vermißten den Namen Teljegins. Die Verlustliste füllte zwei kleingedruckte Spalten. Zuerst kamen die Gefallenen, dann die Verwundeten, dann die Vermißten, und unter diesen stand ganz zuletzt: Teljegin, Iwan Iljitsch, Fähnrich.

Dieses Ereignis, das mit einem Male ihr ganzes Leben verfinsterte, war in einer winzigen Zeile abgetan.

Dascha fühlte, wie alle diese kleinen Buchstaben, trockenen Zeilen, Spalten, Überschriften sich mit Blut füllten. Es war der Augenblick eines unbeschreiblichen Grauens, — das Zeitungsblatt hatte sich in das verwandelt, wovon es handelte: in einen übelriechenden und blutigen Brei. Es hauchte sie mit Verwesungsgeruch an und heulte mit lautlosen Stimmen.

Dascha ging in ihr Zimmer, legte sich aufs Sofa

und deckte sich mit ihrem Pelzmantel zu. Sie hatte Schüttelfrost. Selbst das, was mit Iwan Iljitsch geschehen war, und ihre ganze Verzweiflung gingen in dem tierischen Grauen und Ekel unter. So lag sie mit zusammengebissenen Zähnen sehr lange, bis zur Abenddämmerung.

Nikolai Iwanowitsch kam zum Abendessen heim. Er setzte sich zu ihr aufs Sofa und streichelte ihr stumm die Füße. Nun fing sie an, leise zu weinen.

„Wart nur ab, das ist das Wichtigste, Dascha,“ tröstete Nikolai Iwanowitsch. „Er wird vermißt, also ist er wohl in Gefangenschaft geraten. Ich kenne Tausende solcher Fälle.“

Nikolai Iwanowitsch speiste im Zimmer nebenan, aß wie immer sehr laut, trank viel Wasser und seufzte ab und zu tief auf. Schließlich erschien er, sich mit der Serviette den Mund wischend, in der Tür.

„Soll ich dir etwas Kompott bringen? Das Kompott ist vorzüglich.“

Dascha schüttelte den Kopf, biß ins Taschentuch, zog sich den Mantel über den Kopf und fing laut zu schluchzen an.

Nachts träumte ihr: in einem leeren, schmalen Zimmer, mit nur einem, von Spinnweben und Staub bedeckten, trüben Fenster sitzt auf einem eisernen Bett ein unbekannter Mensch im Soldatenhemd. Sein fahles, breitknochiges Gesicht ist von Schmerz verzerrt. Er macht sich mit beiden Händen an seinem kahlen Schädel zu schaffen, schält ihn wie ein Ei, nimmt das Innere heraus, stopft es sich in den Mund und isst. Sie schrie mitten in der Nacht so schrecklich auf, daß

Nikolai Iwanowitsch, die Bettdecke über die Schultern geworfen, zu ihr ins Zimmer kam und von ihr lange nicht herausbekommen konnte, was sie hatte. Dann tropfte er in ein Weinglas etwas Baldrian, gab es Dascha und nahm auch selbst davon.

Dascha saß im Bette, schlug sich mit drei wie zu einer Priese zusammengelegten Fingern an die Brust und sprach leise voller Verzweiflung: „Weißt du, ich kann nicht länger leben. Weißt du, Nikolai, ich kann nicht, ich will nicht.“

Es war schwer, nach dem, was geschehen war, zu leben, — und so zu leben, wie Dascha bisher gelebt hatte, ganz unmöglich.

Der Krieg hatte Dascha nur mit einem Finger berührt, und schon war alles in ihr entblößt und zerfetzt. Sie konnte es weder fliehen, noch sich davor verbergen. Jetzt gingen alle diese Tode und Tränen auch sie an. Und als die ersten Tage der heftigsten Verzweiflung vorbei waren, widmete sich Dascha der einzigen Arbeit, zu der sie imstande war: sie machte einen vierwöchigen Pflegerinnenkurs durch und arbeitete im Lazarett. So fing für sie ein langer Alltag an.

Anfangs fiel es ihr sehr schwer. Von der Front kamen Verwundete, deren Verbände seit sieben und zehn Tagen nicht gewechselt worden waren; den von Eiter und Blut durchtränkten Mullbinden entströmte solcher Geruch, daß den Schwestern übel wurde. Dascha hatte während der Operationen die schwarz gewordenen Beine und Arme zu halten, von denen die an den Wunden klebende Kruste in Stücken abfiel, und sie erfuhr, wie erwachsene und starke Menschen

mit den Zähnen knirschen können und wie hilflos und elend ihre Körper zitterten. . . .

Es gab so viel dieser Leiden, daß die Barmherzigkeit der ganzen Welt wohl nicht ausgereicht hätte, sie zu stillen. Und Dascha war es, als wäre sie nun für immer mit diesem verstümmelten, blutbefleckten Leben verbunden, und als gäbe es kein anderes Leben: das ganze Leben sei so. Das aber, wovon sie bisher gelebt hatte, — ihre selbstsüchtigen Erlebnisse und sogar ihre Treue gegen Iwan Iljitsch — sei nur ein Hirngespinnst, ein Traum. Nachts brennt im Schwesterzimmer vor einem aufgeschlagenen Buche ein Lämpchen unter grünem Schirm, hinter der Wand phantasiert ein rothhaariger Soldat, ein vorbeifahrendes Auto läßt die Fläschchen auf dem ungestrichenen Wandbrett erklinkern, jemand schlürft in Pantoffeln durch den Korridor, und an der halbgeöffneten Türe bewegt sich das mit einem Reißnagel befestigte Papierblatt. Dieser Trübsinn ist ein Teil des wahren Lebens, der Alltag.

Während Dascha so die Nachtstunden im Sessel vor dem Tisch verbrachte, erinnerte sie sich ihrer ganzen Vergangenheit, und sie erschien ihr immer mehr als ein Traum. Sie hatte auf einer schwindelnden Höhe gelebt, von der sie die Erde nicht sehen konnte; sie hatte gelebt wie alle dort leben, in sich selbst verliebt, hochmütig und anspruchsvoll. Und nun mußte sie aus diesen durchsichtigen Wolken auf die Erde fallen, in Blut und Schmutz, in dieses Lazarett, wo es nach frankem Menschenleibern roch, — es war wie die Vergeltung für irgendeine Sünde.

Und war denn ihr Verhältnis zu Iwan Iljitsch keine Sünde? Hatte sie ihm denn für seine Liebe — Liebe geschenkt? Sie hat ihn am Meere geküßt, hat ihm Briefe geschrieben und sich an ihrer Treue gegen ihn berauschet. Und jetzt, wo sie nicht einmal weiß, ob er am Leben ist, hat sie keine Kraft mehr, sich zu verstellen. Hier im Lazarett, wo die Kranken röcheln, wo russische Soldaten sterben und sie alle zehn Minuten Morphiumeinspritzungen machen muß, wo alle Höhen vergessen sind, weiß sie, daß sie Iwan Iljitsch vielleicht noch keine Minute wirklich geliebt hat. Sich selbst liebt sie aber schon gar nicht.

* * *

Die heutige Begegnung mit Jelisaweta Kijewna hatte Dascha sehr erregt. Es war ein schwerer Tag: aus Galizien war ein Transport Schwerverwundeter angekommen; dem einen mußte die Hand, einem andern der ganze Arm amputiert werden; zwei waren bewusstlos und phantasierten. Dascha war nach all der Arbeit ganz erschöpft, und doch wollte ihr Jelisaweta Kijewna mit den roten Händen im Männermantel, mit dem unglücklichen Lächeln und den Augen voller Tränen nicht aus dem Sinn.

Dascha saß abends im Schwesternzimmer, blickte auf den grünen Lampenschirm und dachte sich: wenn sie doch auch so auf der Straße weinen und zu einem fremden Menschen sagen könnte: „Ich habe Iwan Iljitsch furchtbar geliebt!“ Wenn sie es lernen könnte, sich so zu vergessen. . . .

Dascha pries in ihren Gedanken Jelisaweta Kijew-

na; dann wurde sie trübsinnig, sie rückte in ihrem großen Sessel hin und her, setzte sich bald seitwärts, zog bald die Beine hinauf und schlug das vor ihr liegende Buch auf: den „Bericht über die Tätigkeit des Allrussischen Städteverbandes“ für die letzten drei Monate, es waren ganze Spalten von Zahlen und unverständlichen Worten wie Transito, Bilanz; sie fand im Buche keinen Trost, seufzte auf, legte es weg und ging in den Krankensaal.

Die Kranken schliefen, die Luft war stickig. Unter der eichenen Zimmerdecke brannte im eisernen Reifen des großen Lüsters ein einzelnes mattes Lämpchen. Ein junger tatarischer Soldat mit amputiertem Arm warf seinen rasierten Kopf hin und her und phantasierte. Dascha hob vom Boden den Eisbeutel, legte ihn dem Fiebernden auf die rote Stirn und steckte seine Bettdecke zurecht. Dann machte sie eine Runde an allen Betten vorbei und kehrte ins Schwesternzimmer zurück.

Das Herz ist gar zu ungeübt, das ist es! dachte sie sich. — Es versteht nur das Schöne und Angenehme zu lieben. Aber das zu lieben und zu bemitleiden, was es nicht liebt, hat es noch nicht gelernt. —

Dascha saß nun wieder im Schwesternzimmer, das Gesicht der Stuhllehne zugewandt, und hatte das Gefühl, als hätte man sie, die Fremde, hier voller Liebe aufgenommen. Und es war ihr, als sei sie jetzt mit allen diesen Kranken und Schlafenden in Mitleid verbunden. Und während sie das dachte, stellte sie sich plötzlich mit erschütternder Klarheit vor, wie auch Iwan Flitsch irgendwo in einem schmalen Bette liege

und wie diese da atme und schlafe. . . . Der liebe, liebe Mensch.

Dascha stöhnte auf, erhob sich vom Sessel und fing an, auf und ab zu gehen. Plötzlich schrillte das Telephon. Dascha fuhr zusammen und griff nach dem Hörrohr, — so roh und scharf klang in dieser verschlafenen Stille die Klingel. Es waren wohl wieder mit dem Nachtzuge Verwundete angekommen.

„Ja!“ sagte sie. Im Hörrohr erklang eine zarte, aufgeregte Frauenstimme: „Rufen Sie, bitte, Darja Dmitrijewna Bulawina.“

„Ich bin selbst da,“ antwortete Dascha, und ihr Herz fing an schnell zu schlagen. „Mein Gott, wer ist es denn? . . . Katja? . . . Katjuscha! . . . Du? . . . Meine Liebe! . . .“

XVIII

„So Mädels, nun sind wir wieder beisammen,“ sagte Nikolai Iwanowitsch und zupfte seine sämischlederne Feldbluse am Bauche zurecht. Dann nahm er Jekaterina Dmitrijewna am Kinn und küßte sie herzlich auf den Mund. „Guten Morgen, liebes Kind, wie hast du geschlafen?“ Dascha küßte er, als er hinter ihrem Stuhle vorbeiging, die Haare. „Katjuscha, wir sind jetzt dicke Freunde, Dascha ist ein Prachtmädel!“

Er setzte sich an den Tisch mit der sauberen bunten Decke, rückte den Eierbecher zu sich heran und begann, die Spitze des Eies mit dem Messer abzuschneiden.

„Denk dir nur, Katjuscha, ich habe mir angewöhnt, die Eier auf englische Manier zu essen: mit Senf und Öl. Es schmeckt ganz ausgezeichnet, ich empfehle es dir. Bei den Deutschen gibt es jetzt aber nur zwei Eier pro Monat und Kopf. Wie gefällt dir das?“ Er öffnete den großen Mund zu einem selbstzufriedenen Lachen. „Mit diesen Eiern hauen wir Deutschland in die Pfanne. Es heißt, daß bei ihnen die Kinder schon ohne Haut zur Welt kommen. Bismarck hat gesagt, man solle mit Rußland in Frieden leben. Sie haben nicht auf ihn gehört, haben uns verschmäht, und nun haben sie es: zwei Eier im Monat!“

„Es ist schrecklich,“ sagte Jekaterina Dmitrijewna, die Brauen hebend, „wenn die Kinder ohne Haut zur Welt kommen, — ganz gleich, bei wem: ob bei uns oder bei den Deutschen.“

„Katjuscha, verzeih, du redest Unsinn!“

„Ich weiß nur das eine: wenn man Tag für Tag nichts anderes tut als töten, so ist es so entsetzlich, daß einem die Lust zu leben vergeht.“

„Was soll man machen, liebes Kind, wenn man am eigenen Leibe erfahren muß, was ein Staat ist. Wir haben nur in verschiedenen Geschichtslehrbüchern gelesen, daß irgendwelche Bauern auf den Feldern von Kulikowo und Borodino für das russische Land gekämpft haben. Wir glaubten, der Staat sei eine sehr nette und angenehme Sache. Rußland ist doch so groß! sagten wir, wenn wir es auf der Landkarte sahen. Nun gilt es aber, einen bestimmten Prozentsatz von Menschenleben zu opfern, um die Integrität dessen zu erhalten, was auf den Karten von Europa und Asien mit grüner Farbe bezeichnet ist. Das ist aber gar nicht lustig. Wenn du sagst, daß unser Staatsmechanismus nichts taugt, so will ich dir zustimmen. Jetzt, wo ich für den Staat sterben soll, frage ich vor allen Dingen: Ihr, die ihr mich in den Tod schickt, seid ihr wirklich im Besitz aller Staatsweisheit? Kann ich mein Blut ruhig für das Vaterland vergießen? Ja, Katjuscha, die Regierung sieht aus alter, gemeiner Gewohnheit die gesellschaftlichen Organisationen immer noch scheel an; aber es ist schon klar, daß sie ohne uns nicht mehr auskommen kann. Wir wollen sie aber erst am kleinen Finger und dann an der ganzen Hand packen. Ich sehe die Dinge sehr optimistisch an.“ Nikolai Iwanowitsch stand auf, holte vom Kamin die Streichhölzer, zündete sich stehend eine Zigarette an und warf das Streichholz in die

Eierschale. „Das Blut wird nicht vergebens vergossen werden. Der Krieg wird damit enden, daß am Staatssteuer statt eines Schergen des Zaren unsereins, ein Vertreter der Gesellschaft steht. Was die alten und die neuen Revolutionäre und Marxisten nicht zu erreichen vermochten, das wird der Krieg bewirken. Lebt wohl, Mädels.“ Er zupfte seine Feldbluse zurecht und ging, von rückwärts einer verkleideten Frau gleichend, aus dem Zimmer.

Katerina Dmitrijewna holte Atem und setzte sich mit dem Strickzeug ans Fenster. Dascha setzte sich zu ihr auf die Armlehne des Sessels und umschlang die Schwester an den Schultern. Beide hatten schwarze, hochgeschlossene Kleider an und sahen, wie sie jetzt schweigend beisammensaßen, einander auffallend ähnlich. Draußen fielen langsam leichte Schneeflocken, und auf den Wänden des Zimmers lag helles Schneelicht. Dascha schmiegte sich mit der Wange an Katjas Haar, das schwach nach einem ihr unbekanntem Parfüm duftete, und begann: „Katjuscha, wie hast du diese ganze Zeit gelebt? Du erzählst ja gar nichts.“

„Was soll ich erzählen, Kind? Ich hab dir doch geschrieben.“

„Ich kann es ja nicht begreifen, Katjuscha: du bist hübsch, reizend, gut. Ich kenne niemand, der so wäre wie du! Aber warum bist du unglücklich? Immer hast du so traurige Augen.“

„Ich habe wohl ein unglückliches Herz.“

„Nein, ich frage dich in allem Ernst.“

„Ich denke selbst immer darüber nach, Kind. Wahrscheinlich ist der Mensch, gerade wenn er alles hat,

wirklich unglücklich. Ich hab einen guten Mann, eine gute Schwester, jede Freiheit. . . . Ich lebe aber wie in einem Traume und bin selbst wie ein Gespenst. . . . Ich erinnere mich: in Paris habe ich mir immer gedacht, wie gut es wäre, irgendwo in einer Kleinstadt zu leben, Gemüsegarten und Geflügelhof zu versehen, abends irgendeinen guten Freund hinter dem Flusse zu besuchen. . . . Nein, Dascha, mein Leben ist zu Ende. . . .“

„Sprich doch keine Dummheiten. . . .“

„Weißt du,“ fuhr Katja fort und sah ihre Schwester mit dunkel gewordenen, leeren Augen an, „j e n e n Tag fühle ich immer. . . . Ich sehe vor mir die gestreifte Matraze, das vom Bette geglittene Laken, die Schüssel mit Galle auf dem Fußboden, und ich liege tot, gelb und grau da. . . .“

Jekaterina Dmitrijewna legte ihre Strickarbeit auf den Schoß und verfolgte die in der windlosen Stille fallenden Schneeflocken. In der Ferne flogen über einem spitzen, von einem goldenen Doppeladler mit gespreizten Flügeln gekrönten Kremelturme die Krähen wie schwarzes Laub im Winde.

„Ich erinnere mich, Dascha, wie ich einmal früh Morgens aufstand. Vor meinem Balkon lag in einem bläulichen Nebel Paris, und überall stieg weißer, grauer und blauer Rauch auf. Nachts hatte es geregnet, und es roch nach grünen Blättern und Vanille. Durch die Straße gingen Kinder mit ihren Schulbüchern, Frauen mit Marktkörben, die Lebensmittelgeschäfte wurden eben geöffnet. All dies schien mir so dauerhaft und ewig. Ich fühlte das Verlangen,

hinunterzugehen, mich unter diese Menge zu mischen, irgendeinem Menschen mit gütigen Augen zu begegnen, ihm meine Hände und mein Haupt an die Brust zu drücken und zu sagen: Nimm mich hin und liebe mich! Als ich aber dann in die großen Boulevards kam, war die ganze Stadt schon verrückt. Zeitungsjungen liefen umher, überall standen Gruppen aufgeregter Menschen. In allen Augen Todesangst und Haß. Der Krieg war ausgebrochen. Von jenem Tage an höre ich nichts als: Tod, Tod, Tod. . . . Worauf soll ich noch hoffen? . . .“

Dascha sagte nach einer Pause: „Katjuscha?“

„Was denn, Liebste?“

„Wie ist es nun mit Nikolai?“

„Ich weiß nicht, mir scheint, wir haben einander verziehen. Sieh nur: es sind schon drei Tage vergangen, und er ist immer so zärtlich zu mir. Was soll man noch an die alten Weibergeschichten zurückdenken, Dascha! . . . Leide, werde verrückt, — wer kümmert sich jetzt noch darum? Also klagt man so leise wie eine Mücke und hört kaum seine eigene Stimme. Ich beneide die alten Frauen; die haben es so einfach: bald kommt der Tod, bereite dich auf ihn vor.“

Dascha rückte auf der Armlehne hin und her, seufzte einigemal tief auf und nahm ihre Arme von Katjas Schultern. Zekaterina Dmitrijevna sprach zärtlich: „Dascha, Nikolai Iwanowitsch hat mir gesagt, daß du Braut bist. Ist es wahr? Du Armste.“ Sie ergriff Daschas Hand, küßte sie, legte sie sich auf die Brust und begann sie zu streicheln. „Ich bin über-

zeugt, daß Iwan Klitsch am Leben ist. Wenn du ihn wirklich liebst, so brauchst du nichts mehr in der Welt.“

Die Schwestern verstummten wieder und blickten auf den langsam fallenden Schnee hinaus. Durch die Straße zog zwischen den Schneewehen eine Abteilung von Offizierschülern mit Badequasten und reiner Wäsche unterm Arm. Man trieb sie ins Dampfbad. Im Vorbeimarschieren sangen sie aus vollem Halse: „Schwingt euch auf wie junge Adler, laßt die Trauer, laßt den Schmerz. . .“

* * *

Dascha ging nach einer Pause von einigen Tagen wieder ins Lazarett. Jekaterina Dmitrijevna blieb allein in der Wohnung, wo ihr alles fremd war: zwei langweilige Landschaftsbilder an den Wänden — ein Heuschober und schmelzender Schnee zwischen nackten Birken; über dem Sofa im Salon die Photographie einer unbekannten, häßlichen Frau, zweier Kadetten und eines Generals mit einem Zwicker; auf einer Konsole in der Ecke ein Büschel verstaubten Steppengrases, das wohl jemand vor langer Zeit von seiner Kumyskur im Osten mitgebracht hatt.

Jekaterina Dmitrijevna versuchte ins Theater zu gehen, wo alte Schauspieler Stücke von Ostrowskij spielten, Kunstausstellungen und Museen zu besuchen, und dies alles kam ihr so blaß, farblos und halbtot vor, und sie selbst erschien sich wie ein Schatten, der durch ein längst von allen verlassenes Leben irrt.

Jekaterina Dmitrijevna saß stundenlang am Fenster

neben dem warmen Heizkörper und sah auf das schneeverwehte, stille Moskau hinaus, während durch die weiche Luft, durch den fallenden Schnee trauriges Glockengeläute zog, — es war eine Trauermesse, oder das Grabgeläute für irgendein Kriegsoffer. Jedes Buch fiel ihr aus der Hand, — was sollte sie lesen? An was sollte sie denken? Alle Gedanken und Träume von einst waren jetzt nichtig und sündhaft.

Die Zeit verging zwischen Morgenzeitung und Abendzeitung. Zekaterina Dmitrijewna sah, wie alle Menschen, die sie umgaben, nur von der Zukunft lebten, von den Tagen des Sieges und des Friedens, die sie sich einbildeten, — alles, was diese Erwartungen befestigte, nahmen sie mit gesteigerter, wahnsinniger Freude auf, bei Mißerfolgen aber bissen sie die Zähne zusammen. Die Menschen waren zerstreut, wie von einer fixen Idee besessen, fingen gierig jedes Gerücht, jeden Gesprächsfezen und jede unwahrscheinliche Meldung auf und entflamnten sich an einer einzigen Zeitungszeile, — bei alledem konnte man sich an den Pflastersteinen des Theaterplatzes den Kopf zerschellen, niemand würde es merken.

* * *

Zekaterina Dmitrijewna nahm sich endlich zusammen und bat ihren Mann, ihr irgendeine Beschäftigung zu verschaffen. Anfang März trat sie ins gleiche Lazarett ein, in dem Dascha arbeitete.

In der ersten Zeit empfand sie gleich Dascha einen Ekel vor dem Schmutz und dem Leiden. Aber sie überwand sich und wurde allmählich von der Arbeit her-

eingezogen. Diese Überwindung freute sie sehr. Zum erstenmal fühlte sie die Nähe des Lebens um sich, als rieselte plötzlich durch eine ausgetrocknete Wüste ein lebendiges Bächlein. Sie gewann diese schmutzige und schwierige Arbeit lieb und hatte Mitleid mit denen, für die sie arbeitete. Einmal sagte sie zu Dascha: „Wie kamen wir nur darauf, daß wir irgendein ungewöhnliches, raffiniertes Leben leben müßten? Im Grunde genommen sind wir die gleichen Frauen wie die andern, — was uns not tut, ist ein einfacher Mann, recht viele Kinder und die Nähe der Natur. . . .“

In der Karwoche gingen die Schwestern täglich in die Nikolai-Kirche „auf den Hühnerfüßchen“, um sich zur Beichte und Kommunion vorzubereiten. Jekaterina Dmitrijewna brachte die für die Lazarettinsassen bestimmten Osterkuchen zum Weihen hin und feierte die Osternacht mit Dascha im Lazarett. Nikolai Swanowitsch hatte in dieser Nacht eine außerordentliche Sitzung und holte die Schwestern gegen drei Uhr morgens mit einem Auto vom Lazarett ab. Jekaterina Dmitrijewna erklärte, daß sie und Dascha noch nicht schlafen wollten und bat ihn, sie spazieren zu fahren. Das war zwar dumm, aber man gab dem Chauffeur ein Glas Kognak und fuhr auf das Chodynka-Feld.

Es war ziemlich kalt, ihre Wangen froren. Der Himmel war wolkenlos, und in ihm funkelten einzelne helle Sterne. Unter den Rädern knirschte der verharschte Schnee. Katja und Dascha, beide in weißen Kopftüchern und grauen Pelzen, saßen eng aneinander geschmiegt in der Tiefe des Autos. Nikolai Swano-

witsch, der neben dem Chauffeur saß, wandte sich ab und nach ihnen um, — beide hatten so weiße Gesichter mit dunkeln Augen und dunkeln Brauen. „Bei Gott, ich weiß nicht, welche von euch meine Frau ist,“ sagte er leise. Eine von den Schwestern antwortete: „Du wirst es nicht erraten.“ Und beide lachten.

Am Rande des großen, trüb schimmernden Feldes fing der Himmel an grün zu werden, und in der Ferne traten die dunklen Umrisse des Silbernen Waldes hervor. Dascha sagte: „Katuscha, ich sehne mich so nach Liebe!“ Jekaterina Dmitrijewna drückte ihr die Hand, ihre Augen waren voller Tränen. Über dem Walde, im feuchten Grün des Morgenlichts leuchtete ein großer Stern und zitterte, wie atmend.

„Ich vergaß dir zu sagen, Katuscha,“ sagte Nikolai Iwanowitsch, indem er sich mit seinem ganzen Körper ihr zuwandte: „Soeben ist unser Bevollmächtigter, Tschumakow, angekommen, er erzählt, daß die Lage in Galizien sehr ernst ist. Die Deutschen haben ein so verheerendes Trommelfeuer auf uns gerichtet, daß ganze Regimenter aufgerieben sind. Uns fehlt es an Munition. . . . Der Teufel soll sie holen! . . .“

Katja erwiderte nichts und hob nur das Gesicht zu den Sternen. Dascha schmiegte sich mit dem Gesicht an ihre Schulter. Nikolai Iwanowitsch fluchte noch einmal und befahl dem Chauffeur heimzufahren.

Jekaterina Dmitrijewna fühlte sich am dritten Feiertage nicht wohl, ging nicht ins Lazarett und legte sich. Der Arzt konstatierte eine Lungenentzündung, offenbar hatte sie sich in der Zugluft erkältet. . . .

XI

„So stehen die Sachen, schrecklich!“
„Hör doch auf ins Feuer zu glozen, geh schlafen.“

„Solche Sachen. . . . Ach, Brüder, Rußland geht zugrunde!“

Vor der Lehmmauer einer mit Stroh gedeckten Scheune saßen am erlöschenden Holzfeuer drei Soldaten. Der eine hatte seine Fußlappen zum Trocknen über dem Feuer aufgehängt und paßte auf, daß sie nicht anbrannten; der andere flickte seine Hose und hantierte vorsichtig mit Nadel und Faden; der dritte, ein Mann mit pockennarbigem Gesicht, großer Nase und einem dünnen, schwarzen Bärtchen, saß mit untergeschlagenen Beinen, hatte die Hände tief in die Manteltaschen vergraben und starrte mit eingefallenen, wahnsinnigen Augen ins Feuer.

„Alles ist bestochen, das ist die Sache,“ sagte er leise. „Sobald wir die Oberhand haben, kommt der Befehl, zurückzugehen. Wir werden gar nicht fertig, die jüdischen Spione an den Bäumen aufzuhängen, aber der Verrat ist wohl ganz oben.“

„So satt habe ich diesen Krieg, daß man es in keiner Zeitung beschreiben kann,“ sagte der Soldat, der seine Fußlappen trocknete, und legte neues Reisig auf die Kohlen. „Sobald wir nur etwas vorgerückt sind, müssen wir gleich wieder zurückgehen, und dann gehen wir wieder vor, der Teufel soll sie holen, und kommen

wieder auf die alte Stelle zurück. Ganz resultatlos!“ Er sprach dieses Wort mit sichtlichem Vergnügen. „Alles, was wir erreicht haben, ist, daß die ganze Gegend verdreckt ist und daß alle Weiber schwanger herumlaufen. Es wächst einem zum Halse heraus.“

„Neulich geht auf mich der Leutnant Shadow zu“, versetzte lächelnd, ohne den Kopf zu heben, der Soldat, der die Hose flickte. „Gut. Vor lauter Langweile, weiß er nicht, was er anfangen soll. Und er fängt zu schimpfen an. Woher kommt das Loch in der Hose? Wie stehst du da? Ich sagte nichts, und das Gespräch endete ganz einfach damit, daß er mir eine herunterhaute.“

Der Soldat, der die Fußlappen trocknete, versetzte: „Wir haben keine Gewehre und keine Munition. In unserer Batterie gibts nur noch sieben Geschosse für jedes Geschütz. So bleibt ihnen nur das eine: unser-eins in die Fresse zu hauen.“ Der die Hose flickte, sah ihn erstaunt an und schüttelte den Kopf.

Der schwarze Soldat mit den schrecklichen Augen sagte: „Das ganze Volk haben sie auf die Beine gebracht, sie nehmen jetzt alle bis zu dreiundvierzig Jahren. Mit einem solchen Heere könnte man die ganze Welt erobern. Weigern wir uns denn? Wenn nur die Vorgesetzten ihre Pflicht tun, — wir tun die unsrige schon.“

Der die Hose flickte, nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Ich sah ein Feld bei Warschau,“ fuhr der Schwarze fort, „es liegen fünf- bis sechstausend sibirische Schützen da. Von so weit haben sie kommen

müssen, um unter die Maschinengewehre zu geraten. Im Kriegsrath zu Warschau wurde hin und her beraten, aber ein General ging heimlich hinaus und schickte ein Telegramm nach Berlin. Verstehst ihr es? Zwei sibirische Armeekorps marschirten direkt vom Bahnhof auf jenes Feld und gerieten unter die Maschinengewehre. Was erzählst du da von In-die-Fresse-hauen! Wenn ich mal einem Pferde das Kummert falsch anschnallte, pflegte mich mein Vater in die Fresse zu hauen und hatte recht: der Sohn muß Gehorsam lernen. Warum hat man aber die sibirischen Schützen wie die Hammel zur Schlachtbank getrieben? Ich sag es euch, Kinder: Rußland ist verloren, man hat uns verraten und verkauft. Verkauft hat uns aber ein Bauer, mein Landsmann, ein Sattler aus dem Dorfe Pokrowskije. Seinen Namen will ich gar nicht in den Mund nehmen. . . . Er kann weder lesen noch schreiben, ist unwissend wie ich, ein frecher Kerl mit zuckriger Schnauze, wollte nicht arbeiten, fing an Pferde zu stehlen, sich von Kloster zu Kloster herumzutreiben, gewöhnte sich an die Weiber und an süßen Schnaps. . . . Jetzt sitzt er aber in Petersburg wie ein Zar da, und die Minister, Generäle und alle Teufel scharwenzeln vor ihm. Alles ist dort vom Teufel. Ich hörte, daß sie dort einem Popen die Rutte hoben und einen Teufelschwanz darunter fanden. Auch das heilige Abendmahl wird dort mit Dreck besudelt. Wir kommen zu Tausenden unter die feuchte Erde, aber bei ihnen in Petersburg brennt überall das elektrische Licht. Sie fressen und saufen, und in jedem Hause ist Ball. Die Weiber sind bis hierher nackt. . . .

Aus Deutschland hat man in drei Unterseebooten Geld hingeschickt, das weiß ich ganz sicher. Ich kann die Hand nicht heben, um mich zu bekreuzigen, sie ist wie aus Stein.“

Plötzlich verstummte er. Es war still und feucht, im Stalle kauten die Pferde, und eines schlug mit dem Huf gegen die Wand. Hinter dem Dache hervor glitt ein Nachtvogel ins Licht und verschwand dann mit einem klagenden Aufschrei. In diesem selben Augenblick entstand ferne im Himmel ein Gebrüll; es kam immer näher, als flöge mit ungeheurer Schnelligkeit, mit dem Maule die Finsternis zerreißen, ein Tier daher; es stieß irgendwo an, weit hinter dem Stalle krachte es, daß die Erde erzitterte. Die Pferde wurden unruhig, und man hörte ihr Zaumzeug klirren. Der Soldat, der die Hose gestopft hatte, sagte ängstlich: „Hat das gekracht!“

„Ja, das ist ein Geschütz!“

„Horch!“

Alle drei hoben die Köpfe. Im sternlosen Himmel wuchs ein zweites Brüllen; es schien an die zwei Minuten zu dauern, und irgendwo ganz nahe hinter dem Stalle krachte eine zweite Explosion; die schwarzen Regler der Lannen traten aus dem Dunkel hervor, und wieder erbebte die Erde. Und gleich darauf ließ sich schon auch das Sausen des dritten Geschosses vernehmen. Es war ein atemloser, alle Sinne spannender Ton. . . . Es klang so entsetzlich, daß das Herz stockte. Der schwarze Soldat erhob sich vom Boden und wich zurück. Nun kam es wie ein Windstoß von oben, ein unsichtbarer Blitz fuhr herab, und eine

schwarze, mit Feuer durchsetzte Säule aus Rauch und Erde stieg in den Himmel.

Als die Säule sich senkte, war von der Stelle, wo das Holzfeuer und die Menschen sich befunden hatten, nur ein tiefer Trichter übriggeblieben. Die Mauer des Stalles war eingestürzt, und das Strohdach brannte mit gelber Flamme. Aus dem Feuer stürzte schnaubend ein schwarzes Pferd mit langer Mähne und rannte auf die aus dem Dunkel hervorgetretenen Bäume zu.

Hinter dem gezackten Rande des Talkessels wetterleuchtete es, die Geschütze brüllten, Raketen stiegen als lange Würmer empor, und ihre Flammen erleuchteten, langsam fallend, die dunkle, feuchte Erde. Die Geschosse durchbohrten brüllend und donnernd den Himmel und explodierten. Der Feind bereitete eine Offensive vor.

Am gleichen Abend waren die Offiziere einer der Kompagnien des Ussolskischen Regiments in ihrem Unterstande nicht weit vom Stalle zu einem Liebeshmahl versammelt: Hauptmann Tjotjkin hatte die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erhalten, und dieses Ereignis wurde gefeiert. Tief unter der Erde im dreifach gedeckten Unterstande, einem niederen Keller, der von vielen in Gläsern steckenden Stearinkerzen erleuchtet war, saßen am Tisch acht Offiziere, der Arzt und drei Schwestern aus dem Feldlazarett.

Man hatte schon viel getrunken. Der glückliche Vater, Hauptmann Tjotjkin, schlief, das Gesicht auf dem Ellenbogen, und seine schmutzige Hand hing über den kahlen Schädel herab. In der von Spiritusdämpfen geschwängerten schwülen Luft, im milden Kerzenscheine erschienen die Schwestern ungewöhnlich hübsch; sie hatten graue Kleider an und ebensolche Kopftücher. Die eine von ihnen, namens Muschka, hatte an jeder Schläfe eine schwarze Locke hängen; sie lachte unaufhörlich, wobei sie den Kopf zurückwarf und ihren zarten weißen Hals zeigte, in den ihre beiden Nachbarn und die beiden ihr gegenüber sitzenden Männer ihre schweren Blicke bohrten. Die andere, Marja Swanowna, eine volle Person mit einem bis zu den Augenbrauen roten Gesicht, sang mit großer Kunstfertigkeit Zigeunerlieder. Die Zuhörer schlugen ganz außer sich mit den Fäusten auf den Tisch und

gröhlten immer wieder: „Teufel! War das ein Leben!“ — Die dritte Schwester war Jelisaweta Kijewna. In ihren Augen brachen sich die Kerzenflammen, alle Gesichter erschienen ihr durch den Rauch als leuchtende weiße Flecke, und das Gesicht ihres Tischherrn, des Leutnants Schadow, kam ihr schön und schrecklich vor. Er war breitschultrig, dunkelblond, glattrasiert, hatte helle, durchsichtige Augen, und sein Mund war zu einem schiefen Lächeln verzerrt. Er saß, den Gürtel fest geschnallt, in gerader Haltung da, trank sehr viel und wurde nur immer blasser. Wenn die schwarzhäarige Muschka zu lachen anfang, wenn Marja Swanowna nach der Gitarre griff, die sie mitgebracht hatte, sich mit dem zusammengeballten Taschentuch übers Gesicht fuhr und, das Doppelkinn vorgestreckt, mit ihrer tiefen Stimme das Lied begann: „Ich bin in Moldaus Steppenland geboren“, — lächelte Schadow langsam mit nur einem Winkel seines geraden und feinen Mundes und schenkte sich ein neues Glas Spiritus ein.

Jelisaweta Kijewna blickte ihm in sein glattes, runzelloses, wie porzellanenes Gesicht und empfand eine brennende Trauer.

Er unterhielt sie mit anständigen und gleichgültigen Gesprächen und erzählte ihr u. a., daß in seinem Regiment ein gewisser Stabshauptmann Martynow diene, von dem behauptet werde, er sei ein Fatalist; wenn er genügend Kognak getrunken habe, pflege er wirklich nachts durch das Drahtverhau dicht vor die feindlichen Schützengräben zu gehen und auf die Deutschen in vier Sprachen zu schimpfen; dieser Tage habe er

seinen Ehrgeiz mit einem Bauchschuß bezahlen müssen. Jelisaweta Kijewna seufzte auf und sagte, der Stabshauptmann Martynow sei also ein Held. Schadow lächelte spöttisch.

„Ich bitte um Verzeihung: es gibt ehrgeizige Menschen und dumme Menschen, aber Helden gibt es nicht.“

„Wenn Sie aber zum Angriff vorgehen, ist es dann kein Heldentum?“

„Erstens geht man nicht freiwillig vor, sondern man wird dazu gezwungen, und diejenigen, die gehen, sind Feiglinge. Gewiß gibt es Menschen, die ihr Leben auch ohne Zwang riskieren. Es sind aber diejenigen, die ein organisches Bedürfnis zu töten haben.“ Schadow trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Wenn Sie wollen, sind es Menschen, die auf der höchsten Stufe des menschlichen Bewußtseins stehen.“

Er erhob sich leicht von seinem Platz, holte vom andern Ende des Tisches eine große Schachtel mit Fruchtpasten und bot sie Jelisaweta Kijewna an.

„Nein, nein, ich will nicht,“ sagte sie und fühlte ihr Herz klopfen und ihren Körper ganz schwach werden. „Nun, sagen Sie: und Sie?“

Schadow runzelte die Stirn, auch sein übriges Gesicht war plötzlich von feinen Runzeln durchfurcht und sah gealtert aus.

„Was — und ich?“ entgegnete er scharf. „Gestern habe ich hinter dem Stalle einen Juden niedergeschossen. Wollen Sie wissen, ob es angenehm war oder nicht? Welch ein Unsinn!“

Er steckte sich eine Zigarette in den Mund und rieb

ein Streichholz an; seine flachen Finger hielten zwar das Streichholz sicher und fest, aber die Zigarette geriet nicht ins Feuer und wollte nicht brennen.

„Ja, ich bin betrunken und bitte um Entschuldigung,“ sagte er, indem er das Streichholz, das bis zu seinen Fingernägeln niedergebrannt war, wegwarf. „Gehen wir doch an die Luft.“

Jelisaweta Kijewna erhob sich wie schlafend von ihrem Platz und folgte ihm durch den schmalen Laufgraben aus dem Unterstande. Hinter ihnen schrien trunksene, lustige Stimmen, und Marja Iwanowna griff in die Saiten und sang: „Die Nacht war voller Leidenschaft und Wollust. . .“

Die Frühlingsluft draußen war von einem fauligen Geruche erfüllt, es war dunkel und still. Schadow ging schnell über das nasse Gras, die Hände in die Taschen vergraben. Jelisaweta Kijewna folgte ihm in einiger Entfernung, fühlte sich schwer gekränkt, hörte aber nicht auf zu lächeln. Er blieb plötzlich stehen und fragte kurz: „Nun?“

Ihr glühten die Ohren. Sie unterdrückte den Krampf in der Kehle und antwortete kaum hörbar: „Ich weiß nicht.“

„Kommen Sie.“ Er wies mit einer Kopfbewegung auf das Stalldach, das sich dunkel vom Himmel abhob. Nach einigen Schritten blieb er wieder stehen und ergriff mit seiner eiskalten Hand die ihrige.

„Ich bin gebaut wie ein Gott,“ sagte er mit unerwartetem Feuer. „Ich reiße Zwanzigkopfenstücke entzwei. Ich durchschaue jeden Menschen, als wäre er aus Glas. . . Ich hasse.“ Er stockte, als wäre

ihm plötzlich etwas eingefallen, und stampfte mit dem Fuß. „Dieses Richern, dieses Singen, diese feigen Gespräche sind eine Gemeinheit! Sie sind alle wie Würmer im warmen Mist. . . . Sie sehen nur meine Füße an. Ich trete sie nieder. . . . Hören Sie. . . . Ich liebe Sie nicht, ich kann es nicht! Ich werde Sie nicht lieben. . . . Machen Sie sich keine Illusionen. . . . Aber ich brauche Sie. . . . Dieses Gefühl der Abhängigkeit ist mir fürchterlich. . . . Sie müssen es verstehen. . . .“ Er schob seine Hände unter ihre Ellenbogen, zog sie mit einem starken Ruck zu sich heran und drückte seine trockenen und glühend heißen Lippen an ihre Schläfe.

Sie versuchte sich loszureißen, aber er drückte sie so fest zusammen, daß ihre Gelenke knackten, sie ließ den Kopf sinken und blieb schwer in seinen Armen hängen.

„Sie sind ganz anders als die andern,“ sagte er, „ich werde Sie lehren. . . .“ Er verstummte plötzlich und hob den Kopf. In der Dunkelheit erhob sich ein schneidendes, bohrendes Geräusch.

Gleich darauf krachte es in der Ferne.

„Teufel!“ zischte Schadow durch die Zähne.

Eine zweite Granate platzte, ganz in der Nähe, hinter dem Stalle, erhob sich eine Rauch- und Feuersäule, und in die Höhe flogen brennende Strohbindel. Jelisaweta Kijewna fiel zu Boden, riß sich mit großer Mühe in die Höhe und lief betäubt zum Unterstand.

Jenseits des Flusses, weit hinter den Hügeln donnerten die deutschen Batterien. Die Beschießung richtete sich zugleich auf zwei Stellen: sie schossen nach

rechts auf die Brücke und nach links auf die Furt zum Meierhof auf dem anderen Ufer, den die sechste Kompagnie des Ussolskischen Regiments vor kurzem besetzt hatte. Ein Teil des Feuers war auf die russischen Batterien gerichtet, die nur sehr schwach erwiderten.

Zelisawetä Kijewna sah, wie Schadow ohne Mühe, die Hände in den Taschen, direkt übers Feld zum Maschinengewehrnest ging. Und plötzlich wuchs an der Stelle, wo sich seine große Gestalt befunden hatte, ein dichter Busch aus Rauch und Feuer. Zelisawetä Kijewna schloß die Augen. Als sie sie wieder öffnete, ging Schadow etwas mehr links, die Ellenbogen immer noch gespreizt. Hauptman Tjotjkin, der mit dem Feldstecher in der Hand neben Zelisawetä Kijewna stand, rief ihr wütend zu: „Ich hab doch immer gefragt, wozu wir diesen Meierhof, hol ihn der Teufel, brauchen! Schauen Sie bitte: jetzt haben sie uns die ganze Furt zerstört. Diese Hunde!“ Er blickte wieder in den Feldstecher. „Diese Hunde, sie feuern direkt auf den Meierhof. Die sechste Kompagnie ist verloren. Ach!“ Er wandte sich weg und kratzte sich den kahlen Nacken. „Schljapkin!“

„Hier!“ antwortete ein kleiner Mann mit großer Nase und einer zottigen Fellmütze auf dem Kopfe.

„Haben Sie mit dem Meierhof gesprochen?“

„Die Verbindung ist unterbrochen.“

„Telephonieren Sie der achten Kompagnie, man solle zum Meierhof Verstärkung schicken.“

„Zu Befehl,“ antwortete Schljapkin, die Hand mit scharfem Rucke vom Mützenrand losreißend. Er ging zwei Schritte zurück und blieb stehen.

„Leutnant Schljapkin!“ rief der Hauptmann wieder mit wilder Stimme.

„Hier.“

„Wollen Sie den Befehl ausführen.“

„Zu Befehl.“ Schljapkin trat noch etwas zurück, senkte den Kopf und begann mit seinem Stock in der Erde zu stochern.

„Leutnant Schljapkin!“

„Hier.“

„Verstehen Sie, was man Ihnen sagt, oder nicht?“

„Zu Befehl, ja.“

„Geben Sie den Befehl an die achte Kompagnie weiter. Fügen Sie aber von sich aus hinzu, daß man ihn nicht ausführen soll. Sie sind auch selbst keine solchen Idioten, daß sie Menschen hinschicken. Sollen sie nur an die fünfzehn Mann zur Furt schicken, damit sie das Feuer erwidern. Der Division melden Sie aber sofort, daß die achte Kompagnie mit einem kühnen Handstreich die Furt forcire. Die Verluste wollen wir später von der sechsten Kompagnie angeben. Gehen Sie. Scheren Sie sich doch von hier, Fräulein!“ wandte er sich an Jelisaweta Kijewna. „Scheren Sie sich zum Teufel, gleich beginnt die Beschießung.“

In diesem Augenblick flog zischend, ganz tief, ein Geschöß vorbei und schlug etwa zwanzig Schritt hinter ihnen in einen Baum.

XXI

Shadow lag dicht bei der Schießscharte des Maschinengewehrnestes und verfolgte mit gierigen Blicken, ohne die Augen vom Feldstecher loszureißen, den Kampf. Das Nest war im Abhang eines bewaldeten Hügels gegraben. Am Fuße des Hügels wand sich in einem gestreckten Bogen der Fluß; rechts stieg der Rauch von der in Brand geschossenen Brücke auf; hinter dieser war im Moore die gebrochene Linie der Schützengräben zu sehen, in denen die erste Compagnie des Ussolskischen Regiments saß; links schlängelte sich durch den Schilf ein Bach, der in den Fluß mündete; noch weiter links, hinter dem Bache brannten die drei Gebäude des Meierhofs; im vorspringenden Schützengraben hinter ihnen lag die sechste Compagnie des Ussolskischen Regiments. Etwa dreihundert Schritt von dieser begannen die deutschen Linien, die sich dann nach rechts zu den bewaldeten Hügeln hinzogen.

Im Widerscheine der zwei Feuersbrünste sah der Fluß schmutzig rot aus, und sein Wasser kochte gleichsam von der Menge der niederfallenden Geschosse, spritzte und hüllte sich in rosa und gelbe Dampfwolken.

Das stärkste Artillerief Feuer war auf den Meierhof konzentriert. Über den brennenden Gebäuden leuchteten jeden Augenblick rötliche Schrapnellerexplosionen, und zu beiden Seiten der in einem Winkel gebrochenen Schützengrabenlinie erhoben sich dichte, schwarze

Rauchsäulen. Hinter dem Bache, im Schilf und im Grase blitzten hie und da die glühenden Nadeln des Gewehrfeuers.

Rrrrach, rrrrach, — dröhnten die platzenden schweren Geschosse. Ppach, ppach, ppach, — frachten dumpf die Schrapnells über dem Flusse, über den Wiesen und auf der andern Seite über den Schützengräben der 2., 3. und 4. Kompagnie. Rrrruh, rrrruh, — rollte es hinter den Hügeln, wo es von den zwölf deutschen Batterien wetterleuchtete. Ssif, ssif, — piffen die Antwortschüsse der Russen.

Das Dröhnen tat den Ohren weh, preßte die Brust zusammen und wälzte auf jedes Herz schweren Haß.

So dauerte es lange, lange. Shadow blickte auf seine selbstleuchtende Uhr: sie zeigte halb drei; also tagte es gleich, und der Angriff war jeden Augenblick zu erwarten.

Und in der That: der Artilleriedonner wurde immer lauter, das Wasser im Flusse kochte stärker, die Geschosse regneten auf alle Flußübergänge und alle Hügel auf dieser Seite. Manchmal erzitterte dumpf die Erde, und von den Wänden und der Decke des Unterstandes fielen kleine Steine und Lehmklumpen herab. Aber um den niedergebrannten Meierhof herum war es still geworden. Plötzlich flogen in der Ferne, schräg hinter dem Flusse die Feuerbänder von Duzenden von Raketen in den Himmel, und die Erde wurde wie von der Sonne erleuchtet. Als die Lichter erloschen waren, blieb es einige Minuten lang ganz dunkel. Die Deutschen erhoben sich aus ihren Unterständen und gingen zum Angriff vor.

Schadow unterschied endlich im trüben Morgenlichte weit auf der Wiese kleine Gestalten; sie warfen sich bald zu Boden, bald überholten sie einander. Vom Meierhofs fiel kein einziger Schuß. Schadow wandte sich um und rief in die Tiefe des Unterstandes: „Einen Gurt her!“

Das Maschinengewehr erzitterte wie vor teuflischer Wut und begann, heißenden Brandgeruch verbreitend, Blei auszuspucken. Die kleinen Gestalten auf der Wiese kamen sofort in schnellere Bewegung, einzelne warfen sich zu Boden. Aber das ganze Feld war schon von den dunkeln Punkten der vorgehenden Deutschen übersät. Die Vordersten erreichten bereits die zerschossenen Schützengräben der sechsten Kompagnie. Aus diesen erhoben sich an die zwanzig Mann. Und sehr schnell sammelte sich um diese Stelle herum eine ganze Menge.

* * *

Bei Sonnenaufgang war der Kampf zu Ende. Die Deutschen hielten den Meierhof und das linke Ufer besetzt. Vom ganzen Stützpunkt blieb nur die Mulde auf dem rechten Ufer des Baches, wo die erste Kompagnie lag, in den Händen der Russen. Den ganzen Tag wurde über den Bach träge hin und her geschossen, aber es war schon klar, daß der ersten Kompagnie die Gefahr drohte, umzingelt zu werden: da die Brücke niedergebrannt war, hatte sie keine unmittelbare Verbindung mit dem diesseitigen Ufer mehr, und das Vernünftigste wäre wohl gewesen, das Moor noch in der gleichen Nacht zu räumen.

Der Kommandeur des ersten Bataillons, Oberst

Borosdin, erhielt aber in der ersten Nachmittagsstunde den Befehl, alle Vorbereitungen zu treffen, um während der Nacht den Fluß zu überschreiten und die Stellungen der ersten Kompagnie zu verstärken. Hauptmann Tjotjkin mußte die fünfte und siebte Kompagnie unterhalb des Meierhofes sammeln und in Pontons hinübersehen. Das dritte Bataillon des Uffolskischen Regiments, das sich in der Reserve befand, sollte die Stellungen der Angreifenden übernehmen, das 238. Rundrawinsche Regiment durch die Furt gehen und auf das Zentrum der feindlichen Stellungen los schlagen.

Der Befehl war sehr ernst und die Disposition klar: der Meierhof wurde rechts vom ersten und links vom zweiten Bataillon wie von einer Zange umklammert, das Rundrawinsche Regiment sollte aber die ganze Aufmerksamkeit und das Feuer des Feindes auf sich lenken. Der Angriff war für Mitternacht angesetzt.

Schadow begab sich in der Abenddämmerung zur Furt, um die Maschinengewehre aufzustellen und brachte eines von ihnen mit größter Vorsicht in einem Boot auf eine winzige, mit Weidengestrüpp bewachsene Insel mitten im Flusse. Hier blieb er auch selbst. Die Stellung war gefährlich, aber bequem.

Die russischen Batterien unterhielten den ganzen Tag ein träges Feuer, das die Deutschen ebenso träge erwiderten. Nach Sonnenuntergang verstummte die Artillerie gänzlich, und es knatterten nur hie und da längs des Flusses vereinzelt Gewehrschüsse. Um Mitternacht begann in tiefster Stille der Übergang der Truppen über den Fluß, an drei Stellen zugleich. Um

die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, eröffneten die Abteilungen des Bjelozerkower Regiments, die etwa fünf Werst weiter entfernt standen, ein lebhaftes Feuer. Die Deutschen schienen auf etwas zu warten und verhielten sich ruhig.

Schadow hatte die von Spinnweben bedeckten Zweige des Weidengebüschs auseinandergeschoben und verfolgte den Übergang der Truppen über den Fluß. Rechts stand tief über den zackigen Hügeln ohne zu flimmern ein gelber Stern, und sein trüber Widerschein zitterte im glänzenden Wasser des Flusses. Über diesen Lichtstreifen zogen dunkle Punkte. Auf den Inselchen und Sandbänken zeigten sich laufende Gestalten. Nicht weit von Schadow bewegten sich mit leisem Plätschern an die zehn Mann, bis an die Brust im Wasser, die Gewehre und die Patronentaschen in den hochoberhobenen Händen. Es waren Leute vom Rundrawinschen Regiment, die durch den Fluß wateten.

Plötzlich leuchteten weit auf dem anderen Ufer schnelle Flammen auf, Geschosse schwirrten und sangen, und hoch über dem Flusse platzten mit metallischem Gefnatter die Schrapnells. Bei jedem Aufleuchten wurden die aus dem Wasser ragenden weißen, härtigen Gesichter sichtbar. Die ganze Sandbank wimmelte von rennenden Menschen. Ppach, ppach, ppach, — platzten immer neue Geschosse. Es ertönten Schreie. Raketen flogen über den ganzen Himmel und zerstoben zu blendenden Feuern. Die russischen Batterien dröhnten. Die Strömung trieb zu Schadows Füßen einen zappelnden Menschen vorbei. „Den Kopf, den Kopf haben sie mir durchlöchert!“ wiederholte er mit ge-

preßter Stimme, sich an die Weidenzweige flammernd. Schadow lief auf die andere Seite seiner Insel. In weiter Entfernung zogen über den Fluß mit Menschen beladene Pontons, und er konnte sehen, wie die Truppenteile, die schon drüben waren, übers Feld liefen. Über dem Flusse und den Hügeln wütete wie gestern der Sturm des Trommelfeuers. Das kochende Wasser schien voller Würmer: durch die schwarzen und gelben Rauchwolken und zwischen den Wassersäulen stürmten, schrien und zappelten die Soldaten. Diejenigen, die das andere Ufer erreicht hatten, klammerten sich an die Füße der Vordermänner. Hinten knatterten die Schadowschen Maschinengewehre. Vorne platzten die russischen Granaten. Die beiden Kompagnien des Hauptmanns Ljotjkin hatten den Meierhof unter Kreuzfeuer genommen. Die Vorhut des Kundrawinschen Regiments, das, wie sich später zeigte, bei diesem Flußübergang die Hälfte seines Bestandes verlor, versuchte einen Bajonettangriff, hielt aber nicht durch, sondern legte sich vor den Drahtverhauen nieder. Aus dem Schilf hinter dem Bache kamen die dichten Ketten des ersten Bataillons herausgeschwärmt. Die Deutschen verließen fluchtartig die Schützengräben.

Schadow lag am Maschinengewehr, sich mit beiden Händen an das wie rasend zitternde Schloß klammernd, und überschüttete mit mörderischem Feuer den grasbewachsenen Abhang hinter den deutschen Schützengräben, über den die Menschen zu zweit, zu dritt und in kleinen Gruppen liefen; sie stolperten und fielen auf die Seite oder auf den Rücken.

„Achtundfünfzig. Sechzig,“ zählte Schadow. Eine

schmächtige Gestalt erhob sich und schleppte sich, die eine Hand an den Kopf gedrückt, den Abhang hinauf. Schadow bewegte vorsichtig das Visier des Maschinengewehrs, und die kleine Gestalt kniete nieder und legte sich. „Einundsechzig.“ Plötzlich erstand vor den Augen Schadows ein blendender, versengender Lichtschein, und er fühlte, wie es ihn in die Luft hob und mit scharfem Schmerz am Arm riß.

* *
*

Der Meierhof und alle anliegenden Schützengräbenlinien waren besetzt, und an die zweihundert Deutsche gefangen genommen; das Artilleriefeuer auf beiden Seiten war beim Morgengrauen verstummt. Man fing an, die Verwundeten und Gefallenen aufzulesen. Die Sanitäter, die die kleinen Inseln absuchten, fanden im zerbrochenen Weidengestrüpp ein umgeworfenes Maschinengewehr, daneben einen Gemeinen ohne Kopf und an die fünf Klafter weiter, auf der anderen Seite der Insel, Schadow, der mit den Beinen im Wasser lag. Als man ihn aufhob, stöhnte er; aus dem blutdurchtränkten Armel ragte rosafarben ein Stück Knochen.

Als man Schadow auf den Verbandplatz brachte, rief der Arzt Jelisaweta Kijewna zu: „Da hat man Ihren Helden gebracht. Er wird sofort operiert!“ Schadow war bewußtlos, seine Nase war spitz und sein Mund schwarz geworden. Als man ihm das Hemd auszog, sah Jelisaweta Kijewna auf seiner breiten weißen Brust eine Tätowierung: mehrere mit den Schwänzen verbundene Affen. Während der Ope-

ration biß er die Zähne zusammen, und sein Gesicht zuckte wie im Krampfe.

Als er nach all den Qualen verbunden war und die Augen aufschlug, beugte sich Jelisaweta Kijewna über ihn. „Einundsechzig“, sagte er. Schadow phantasierte bis zum Morgen und schlief dann fest ein. Jelisaweta Kijewna bat um Erlaubnis, ihn ins große Lazarett beim Divisionsstab begleiten zu dürfen.

XXII

Dascha trat ins Eßzimmer und blieb vor dem Tische stehen. Nikolai Swanowitsch und Dmitrij Stepanowitsch, der vorgestern, durch ein dringendes Telegramm berufen, aus Samara angekommen war, verstummten. Dascha hielt ihren weißen Schal am Kinne fest, blickte auf ihren Vater, der mit rotem Gesicht und zerzaustem Haar und untergeschlagenem Bein dasaß, und auf Nikolai Swanowitsch, dessen Augenlider entzündet waren, ließ sich auf einen Stuhl sinken und sah durch die Tränen, die ihre Augen füllten, aufs Fenster, wo in der bläulichen Dämmerung die klare und schmale Mondsichel hing.

Dmitrij Stepanowitsch rauchte und die Asche fiel ihm auf seine dicke graue Weste. Nikolai Swanowitsch kehrte sorgfältig mit einem Finger die Krümel auf dem Tischtuch zu einem Häufchen zusammen. So saßen sie lange und schwiegen. Endlich sagte Nikolai Swanowitsch mit gepreßter Stimme: „Warum hat man sie ganz allein gelassen? Das geht doch nicht!“

„Bleib nur sitzen, ich sehe gleich nach!“ antwortete Dascha, sich erhebend. Sie fühlte nun weder den Schmerz in ihrem ganzen Körper, noch die Müdigkeit. „Papa, geh doch und mach ihr noch eine Einsprizung,“ sagte sie und zog den Schal über den Mund. Dmitrij Stepanowitsch schnaubte laut mit der Nase und warf den Stummel seiner Zigarette über die Schulter auf

den Boden. Der ganze Fußboden um ihn herum war mit Zigarettenstummeln übersät.

„Papa, mach ihr noch eine Einsprizung, ich bitte dich darum!“ Nikolai Iwanowitsch rief mit gereizter, theatralisch unnatürlicher Stimme: „Sie kann doch nicht von Kampfer allein leben. Sie stirbt, Dascha.“

Dascha wandte sich schnell zu ihm um, und ihre Tränen waren auf einmal vertrocknet. „Du darfst nicht so sprechen!“ rief sie. „Du darfst es nicht! Sie wird nicht sterben.“

Das gelbe Gesicht Nikolai Iwanowitschs zuckte. Er wandte sich zum Fenster und sah auf die grelle, feine Mondsichel in der bläulichen Leere. „Entsetzlich,“ sagte er, „wenn sie nicht mehr ist, kann ich nicht . . .“

Dascha ging auf den Fußspitzen durch den Salon, blickte noch einmal auf die bläulichen Fenster — hinter ihnen war eine ewige, eisige Kälte — und glitt durch die Tür in Katjas Schlafzimmer, das von einem Nachtlichte spärlich erhellt war.

In der Tiefe des Zimmers lag auf dem gelben Holzbette in den Kissen noch immer gleich unbeweglich das kleine Gesicht mit den hinaufgekämmten trockenen und dunkler gewordenen Haaren und etwas weiter unten — eine schmale Hand. Dascha kniete vor dem Bette nieder. Katja atmete kaum hörbar. Nach einer längeren Weile fragte sie leise, klagend: „Wie spät?“

„Acht, Katjuscha.“

Katja machte einige Atemzüge und fragte dann noch einmal im gleichen klagenden Ton: „Wie spät?“

Das hatte sie den ganzen Tag wiederholt. Ihr

halbdurchsichtiges Gesicht war ruhig, die Augen waren geschlossen. . . . Sie geht ja schon seit langer, langer Zeit über einen weichen Teppich durch einen langen, niederen Korridor. Die Wände und die Decke sind gelb. Hoch von rechts fällt aus den staubigen Fenstern ein hartes, quälendes Licht ein. Links ist eine Menge flacher Lüren. Hinter ihnen, wenn man sie öffnet, ist der Rand der Erde, der Abgrund. Dort hängt tief unten, in der Finsternis, die rötliche Mond-
sichel. Katja geht langsam, so langsam wie im Traume an diesen Lüren und staubigen Fenstern vorbei. Vor ihr ist der lange, flache Korridor, ganz vom gelblichen Lichte erfüllt. Es ist schwül, und von jeder Lüre weht es sie an wie Todesangst. Gott, wann ist denn das Ende? Dort, am Ende, sie weiß es, ist eine grüne, feuchte Wiese mit bis zur Erde herabhängenden nassen Zweigen. Sie glaubt sogar einen Vogel singen zu hören. . . . Wenn sie doch stehen bleiben und lauschen könnte. . . . Nein, es ist nichts zu hören. . . . Aber hinter den Lüren, in der Finsternis fängt es an zu klingen, es ist wie der Glockenschlag einer Wanduhr, ein gedehnter, tiefer Ton. . . . Gott, so schwer! . . . Könnte sie doch erwachen. . . . Etwas Einfaches, Menschliches sagen. . . .

Und wieder fragt sie gequält: „Wie spät?“

„Katjuscha, wonach fragst du immer?“

Es ist gut. Dascha ist da. . . . Und wieder lag unter ihren Füßen weich und widerlich der Korridor-
teppich, wieder strömte das harte, schwüle Licht aus den verstaubten Fenstern, und in der Ferne klang die Uhr-
glocke. . . .

Nichts hören. . . . Nichts sehen, nichts fühlen. . . . Liegen, das Gesicht in das Kissen gedrückt. . . . Wenn doch einmal das Ende käme. . . . Aber Dascha stört mich, sie läßt mich nicht Vergessen finden. . . . Sie hält mich an der Hand fest, sie küßt mich, sie murmelt, murmelt. . . . Und aus ihr fließt in diesen leeren, leichten Körper etwas Lebendiges. . . . So unangenehm. . . . Wie soll ich ihr erklären, daß das Sterben leicht ist, viel leichter, als dieses Lebendige in sich fühlen. . . . Wenn sie mich doch losließe. . . . —

„Katjuscha, ich liebe dich, ich liebe dich, hörst du es? . . .“ — Sie läßt mich nicht los, sie hat Mitleid mit mir. . . . Also darf ich nicht. . . . Das Kind bleibt allein, verwaist. . . . —

„Dascha!“

„Was, was?“

„Ich werde genesen, ich werde nicht sterben.“

Da tritt wohl der Vater ans Bett, er riecht nach Tabak. Er beugt sich über sie und schlägt die Decke zurück, und in ihre Brust dringt mit scharfem, süßem Schmerz die Nadel. Das beseligende Maß der Beruhigung fließt durch ihr Blut. Die Wände des gelben Korridors schwanke und gehen auseinander, es kommt ein kühler Hauch. Dascha streichelt ihr die Hand, die auf der Bettdecke liegt, drückt ihre Lippen an sie und haucht sie warm an. Noch eine Minute, und ihr Körper wird sich im süßen Dunkel des Schlafes auflösen. Aber von rechts tauchen in ihrem Gesichtskreise wieder die harten, gelben Punkte auf, sie regen sich selbstzufrieden, als existierten sie für sich selbst, sie vermehren sich und bauen den verdammten, schwü-

len Korridor. . . . „Dascha, Dascha, ich will nicht hin.“ Dascha umschlingt ihren Kopf mit den Händen, legt sich neben sie aufs Kissen, schmiegt sich, lebendig und stark, an sie, und ihr entströmt die rohe, heiße Kraft des Lebens: du sollst leben! Der Korridor dehnt sich aber schon wieder vor ihr, sie muß aufstehen und mit einer Hundertzentnerlast an jedem Fuße weiterwandern. Sie darf sich nicht hinlegen. Dascha wird sie umarmen, aufheben, ihr sagen: geh!

So kämpft Katja drei Tage und drei Nächte mit dem Tode. Unaufhörlich fühlt sie in sich Daschas leidenschaftlichen Willen, und wenn Dascha nicht wäre, — wäre sie schon längst ermattet und beruhigt.

* *
* *

Den ganzen dritten Abend und die ganze dritte Nacht wich Dascha nicht von ihrem Bette. Die beiden Schwestern waren gleichsam zu einem Wesen mit einem Schmerz und einem Willen geworden. Gegen Morgen fing Katja zu schwitzen an und legte sich auf die Seite. Der Atem war fast nicht mehr zu hören. Dascha wurde besorgt und rief den Vater. Sie beschloß noch zu warten. Gegen sieben Uhr früh holte Katja Atem und wandte sich auf die andere Seite. Die Krise war vorüber, nun begann die Rückkehr zum Leben.

Dascha schließ im großen Sessel neben dem Bett, zum erstenmal in diesen Tagen. Als Nikolai Swanowitzsch erfuhr, daß Katja gerettet war, umarmte er die dicke Weste Dmitrij Stepanowitschs und fing an zu schluchzen.

Der neue Tag begann voller Freuden, — es war warm und sonnig, alle kamen einander so gut vor. Aus dem Blumengeschäft kam ein Topf mit blühendem weißen Flieder, man stellte ihn in den Salon. Dascha fühlte, daß sie Katja mit eigenen Händen dem Tode entrissen hatte und auch selbst jenem stechend gelben Gang in die Finsternis so nahe war, daß sie zu hören glaubte, wie am Ende dieses Ganges, im schwarzen Abgrunde der eisige, ewige Glockenton dröhnte. Auf Erden gibt es nichts Kostbareres als das Leben, das wußte sie jetzt ganz bestimmt.

* * *

Nikolai Iwanowitsch brachte Jekaterina Dmitrijewna Ende Mai in eine Sommerfrische bei Moskau. Das aus runden Balken gezimmerte Häuschen hatte zwei Veranden: die eine ging nach dem weißen Birkenwald, die andere nach dem gegen Westen abfallenden, welligen Felde.

Dascha und Nikolai Iwanowitsch verließen jeden Abend an der Bedarfshaltestelle den Vorortszug und gingen über eine sumpfige Wiese. Über ihren Köpfen schwebten als zwei Wölkchen lebendigen Staubes die Mücken. Dann mußten sie eine Strecke bergauf gehen. Nikolai Iwanowitsch blieb hier gewöhnlich, unter dem Vorwande das Abendrot zu betrachten, stehen, holte Atem und sagte: „Ach wie schön, hol's der Teufel!“

Über der dunkel gewordenen, welligen Ebene, mit den hie und da verstreuten Felderstreifen und Haselnuß- und Birkenwäldchen hingen unbewegliche und unfruchtbare lilafarbene Wolken, wie sie zum Son-

nenuntergang gehören. Zwischen ihnen verglomm mit trübem Scheine das Abendrot, und unten im Bache spiegelte sich ein orangegelber Streifen. Die Frösche stöhnten und seufzten. Vom flachen Felde hoben sich die dunkeln Getreideschober und Dächer des Dorfes ab. Am Ufer eines Weihers brannte ein gelbes Holzfeuer. Hier hatte einst, hinter einem Erdwall und einem hohen Palisadenzaun verschanzt, der falsche Demetrius von Tuschino gefessen. Mit gedehntem Pfeifen kam hinter dem Walde ein Eisenbahnzug hervorgekrochen, der neue Soldaten nach dem Westen, in das trübe Abendrot entführte.

Dascha und Nikolai Iwanowitsch näherten sich längs des Waldsaumes dem Landhause und sahen durch die Scheiben der Veranda einen gedeckten Tisch, eine Lampe mit matter runder Glocke und den Schatten eines Menschen. Ihnen entgegen lief mit höflichem Bellen der kleine zum Landhause gehörende Hund Scharif; als er sie, mit dem Schweife wedelnd, erreichte, trat er für alle Fälle in die Vermutstauden und bellte von der Seite.

Jekaterina Dmitrijewna trommelte mit den Fingern auf die Scheiben der Veranda, — nach Sonnenuntergang durfte sie nicht mehr ausgehen. Nikolai Iwanowitsch schloß hinter sich die Gartenpforte mit der stereotypen Bemerkung: „Eine entzückende Sommerwohnung, das muß ich schon sagen.“ Man setzte sich zum Abendessen.

Dascha aß schweigend, der Tag in der Stadt hatte sie sehr ermüdet. Nikolai Iwanowitsch entnahm seiner Aktentasche einen Paß Zeitungen und vertiefte sich,

mit einem Zahnstocher im Munde stochernd, in die Lektüre; wenn er bei den unangenehmen Nachrichten anlangte, schnalzte er so lange mit der Zunge, bis Katja ihm sagte: „Nikolai, schnalz bitte nicht.“ Dascha setzte sich draußen auf die Verandastufen, stützte das Kinn in die Hände und blickte hinaus auf die dunkle Ebene, auf der hier und dort ein Feuer brannte, und auf die mattleuchtenden Sommersterne. Aus dem Gärtchen roch es nach den frisch begossenen Beeten.

Nikolai Swanowitsch raschelte auf der Veranda mit den Zeitungen und sagte: „Der Krieg kann schon aus dem Grunde nicht mehr lange dauern, weil sonst die Entente und Rußland damit sich ruiniert.“

„Willst du Sauermilch?“ fragte Katja.

„Nur wenn sie kalt ist. Schrecklich, Schrecklich! Nun haben wir Lemberg und Lublin verloren. Teufel! Wie kann man Krieg führen, wenn die Verräter einen im Rücken mit dem Dolche überfallen. Unglaublich!“

„Nikolai, schnalz bitte nicht mit der Zunge.“

„Laß mich in Ruhe! Wenn wir Warschau verlieren, so wird es eine Schande sein, die man nicht überleben kann. Manchmal kommt einem wahrhaftig der Gedanke, ob es nicht besser wäre, irgendeinen Waffenstillstand zu schließen und die Bajonette gegen Petersburg zu richten.“

In der Ferne pfiff ein Zug, man hörte, wie er auf der Brücke über den Bach ratterte, — er brachte wahrscheinlich Verwundete nach Moskau. Nikolai Swanowitsch raschelte wieder mit der Zeitung. „Man schießt die Truppen ganz ohne Gewehre an die Front. Mit Stöcken sitzen sie in den Schützengräben. Ein Gewehr

Kommt nur auf jeden fünften Mann. . . ." Er hielt inne und holte Atem. „Sie gehen auch in den Kampf mit den Stöcken und rechnen darauf, daß wenn der Nebenmann fällt, ein Gewehr frei wird. Ach Gott! . . ."

Dascha stand auf und lehnte sich an die Gartentpforte. Das Licht von der Beranda fiel auf die zerfetzten Pestwurzstauden am Zaune und auf den mit dürrer Gras bewachsenen Weg.

Dascha trat aus der Gartentpforte und ging langsam das Flüsschen Chimka entlang. Sie blieb in der Dunkelheit am Abhang stehen und lauschte dem Rieseln einer Quelle, die nur des Nachts zu hören war; eine Erdscholle rollte unter ihren Füßen den Abhang hinunter und fiel klatschend ins Wasser. Unbeweglich ragten die schwarzen Silhouetten der Bäume, ab und zu fing das Laub ganz plötzlich zu rascheln an, und dann wurde alles wieder still. Dascha preßte die Lippen zusammen und ging zurück. Zu ihren Füßen duftete bitter wie unerfüllbares Glück und trockene Erde der Wermut.

* *
* *

An einem der ersten Junitage, einem Feiertag, stand Dascha früh auf und ging, um Katja nicht zu wecken, zum Waschen in die Küche. Auf dem Küchentische lag ein Haufen Karotten, Tomaten und Blumenkohl und zu oberst eine grüne Postkarte, die wohl der Gemüsehändler mit den Zeitungen von der Post abgeholt hatte.

Dascha füllte die irdene Schüssel mit Wasser, das nach dem Flusse roch, ließ ihr Hemd von den Schul-

tern gleiten und sah wieder hin: was war das für eine merkwürdige Postkarte? Sie nahm sie mit den nassen Fingern und las: „Liebe Dascha, es macht mir Sorge, daß ich auf keinen meiner Briefe eine Antwort erhielt; sind sie denn verloren gegangen. . . .“ Dascha ließ sich schnell auf einen Stuhl sinken, es war ihr auf einmal so finster vor den Augen, und die Beine knickten vor Schwäche ein. „Meine Wunde ist gänzlich verheilt. Ich treibe jeden Tag Gymnastik und lasse mich überhaupt nicht gehen. Außerdem lerne ich Englisch und Französisch. Neulich brachte man zu uns einen neuen Schub Gefangener, und denk dir nur, wen ich unter ihnen traf: Akundin; er ist Fähnrich, ist in Gefangenschaft geraten und sehr zufrieden. Er blieb in unserm Lager eine Woche, dann kam er von hier weg. Sehr sonderbar. Ich umarme dich, Dascha, wenn du dich meiner noch erinnerst. J. Teljegin.“

Dascha zog das Hemd über die Schultern, beugte sich tief und las die Karte zum zweitenmal: „Wenn du dich meiner noch erinnerst! . . .“ Sie sprang auf, lief zu Katja ins Schlafzimmer und zog den Kattunvorhang am Fenster zurück.

„Katja, lies es laut!“

Sie setzte sich zu der erschrockenen Katja aufs Bett, las die Karte selbst vor, drückte das Gesicht an die Knie und fing zu weinen an; dann stand sie plötzlich auf und schlug die Hände zusammen: „Katja, Katja, es ist ja schrecklich! . . .“

„Aber er ist doch, Gott sei Dank, am Leben, Dascha. . . .“

„Ich liebe ihn! . . . Mein Gott, was soll ich ma-

chen? . . . Ich frage dich: wann wird dieser Krieg zu Ende sein?"

Dascha lief mit der Karte zu Nikolai Swanowitsch. Sie las sie ihm zuerst vor und verlangte dann von ihm in ihrer Verzweiflung genaueste Antwort: wann wird dieser Krieg einmal zu Ende sein?

„Meine Liebe, das weiß jetzt kein Mensch.“

„Was treibst du dann in deinem blöden Städteverband? Ihr schwätzt wohl Unsinn von früh bis spät. Ich fahre augenblicklich nach Moskau zum General-kommandierenden. . . . Ich werde von ihm verlangen. . . .“

„Was wirst du von ihm verlangen? . . . Ach, Dascha, Dascha, man muß eben warten. . . .“

* * *

Dascha war die nächsten Tage wie rasend; dann wurde sie plötzlich still und wie erloschen; abends zog sie sich immer früh auf ihr Zimmer zurück, schrieb Briefe an Iwan Iljitsch und nähte Pakete in Leinen ein. Wenn Zekaterina Dmitrijewna die Rede auf Tseljegin brachte, pflegte Dascha zu schweigen; sie gab ihre abendlichen Spaziergänge auf, blieb öfter bei ihrer Schwester, nähte, las und schien bestrebt, alle Gefühle möglichst tief in sich zu vergraben und mit einer unverletzlichen Alltags Haut bewachsen zu lassen.

Zekaterina Dmitrijewna hatte sich zwar während des Sommers vollkommen erholt, schien aber wie Dascha gleichsam erloschen. Die Schwestern sprachen oft davon, daß auf ihnen, wie auf allen andern Menschen in dieser Zeit eine schwere Last liege. Es sei schwer,

des Morgens aufzuwachen, schwer herumzugehen, schwer zu denken und Menschen zu begegnen; man könne kaum die Zeit erwarten, wo man zu Bett gehen dürfe; man lege sich zerquält hin und sehne sich nach der einzigen Freude: einzuschlafen, Vergessen zu finden. Die Schilkins hätten gestern Gäste gehabt, um sie mit dem frisch eingekochten Beerenobst zu traktieren, beim Tee sei aber die Zeitung gekommen, und in der Ver-lustliste habe man den Namen von Schilkins Bruder gefunden: auf dem Felde der Ehre gefallen. Die Schilkins seien ins Haus gegangen, die Gäste aber noch eine Weile im Dunkeln auf der Veranda sitzen geblieben und dann stumm, wie nach einer Beerdigung auseinandergegangen. Und so sei es überall. — Das Leben war teuer geworden, die Zukunft unklar und traurig. Die russischen Armeen aber zogen sich immer weiter zurück und schmolzen wie Wachs. Warschau war gefallen. Brest-Litowsk war in die Luft gesprengt und aufgegeben worden. Überall wurden Spione ent-deckt. Im Hohlweg an der Chimka tauchten Räuber auf. Eine ganze Woche lang traute sich niemand in den Wald; die Landpolizei fing zwei von der Bande ein, ein dritter entkam; er soll dann in dem Swenigoroeder Landkreis die Herrengüter unsicher gemacht haben.

* * *

Eines Morgens hielt vor dem Landhause der Smo-fownikows eine Droschke, und man sah, wie von allen Seiten die Köchinnen, Bauernweiber und Kinder zu-sammenliefen. Es war etwas passiert. Auch einige

Sommerfrischler traten vor die Türen. Matrjona lief, sich die Hände abwischend, durch den Garten. Der Kutscher stand rot, erhitzt, mit struppigem Bärtchen in seiner Droschke und erzählte: „. . . Man schleppte ihn aus dem Kontor, schmiß ihn erst auf das Pflaster und dann in die Moskwa. In der Fabrik hielten sich aber noch fünf Deutsche versteckt. . . , Dreie hat man gefunden, die Polizei nahm sie aber den Leuten ab, sonst hätte man auch sie ersäuft. . . . Auf dem Lubjanka-Platz liegen ganze Stücke Seide und Samt herum. In der ganzen Stadt wird geplündert. . . . Eine Unmenge von Leuten ist auf der Straße. . . .“

Er schlug seinem Kappen, der sich zwischen den Deichselstangen hingehockt hatte, aus aller Kraft mit den Zügeln auf die Flanken, und der schaumbedeckte Hengst rasste mit der Droschke weiter und bog zu der Schenke ein.

Jekaterina Dmitrijewna geriet in Unruhe: Dascha und Nikolai Iwanowitsch waren in Moskau. Über der Stadt stieg in den hellgrauen, glühenden Himmel eine Rauchsäule. Vom Dorfplatze aus, wo sich die Leute drängten, war die Feuersbrunst deutlich zu sehen. Wenn die Sommerfrischler auf die Bauern zgingen, verstummten die Gespräche, — man sah die Herrschaften halb spöttisch, halb erwartungsvoll an. Es war schwül wie vor einem Gewitter. Ein dicker Bauer ohne Mütze, in zerrissenem, rosafarbenen Hemd trat vor die kleine Kapelle und schrie: „In Moskau schlagen sie alle Deutschen tot!“

Raum hatte er es verkündet, als ein Bauernweib — eine Schwangere, wie es hieß, — entsetzlich auf-

schrie. Die Leute drängten sich vor der Kapelle, auch Jekaterina Dmitrijewna lief hin. Alles war aufgereggt und schrie; man erzählte sich allerlei Gerüchte:

„Der Warschauer Bahnhof brennt, die Deutschen haben ihn angezündet.“

„Zweitausend Deutsche sind schon umgebracht.“

„Nicht zwei, sondern sechsundeinhalb Tausend, man hat sie alle in der Gausa ersäuft.“

„Mit den Deutschen fing man an, dann nahm man aber alle Läden der Reihe nach durch. Auf der Schmiedebrücke soll kein einziges Geschäft ganz geblieben sein.“

„Es geschieht ihnen recht. Sie sind von unserm Schweiß dick und fett geworden, die Hunde!“

„Kann man denn das Volk bändigen? Man kann es gar nicht bändigen.“

„Ich aber sage dir: auf dem Neglinnyj steht Militär. Man hat schon dreimal auf die Menge geschossen.“

„Natürlich ist es Unfug, — Raub und Plünderung darf man nicht zulassen.“

„Dem Stadthauptmann wurde der Schädel eingeschlagen.“

„Was?“

„Im Petrowskij-Park, bei Gott, ich lüge nicht, — meine Schwester kommt eben von dort. Im Park, sagt man, hat man bei Sommerfrischlern einen drahtlosen Telegraphen gefunden und zwei Spione mit falschen Bärten erwischt, — man hat die Brüder natürlich auf der Stelle erschlagen.“

„Man sollte doch bei allen Sommerfrischlern nachschauen, das wäre vernünftig.“

Dann sah man einige Dorfmadchen mit leeren Sacken in der Richtung zum Muhlendammm rennen, wo die Moskauer LandstraÙe vorbeiging. Die Leute schrien ihnen etwas nach. Die Madchen wandten sich um, schwangen die Sacke und lachten. Fekaterina Dmitrijevna fragte einen uralten Bauern von ehrwurdigem Aussehen, der mit einem Stock in der Hand neben ihr stand: „Wohin laufen die Madels?“

„In die Stadt plundern, liebe gnadige Frau.“

Endlich, gegen sechs Uhr kamen aus der Stadt mit einer Droschke Dascha und Nikolai Iwanowitsch. Sie waren beide in hochster Aufregung und erzahlten, einander unterbrechend, daÙ der Pobel in ganz Moskau sich zu Banden sammle und die Wohnungen von Deutschen und die deutschen Geschafte plundere. Einige Hauser seien sogar in Brand gesteckt worden, das groÙe Konfektionsgeschaf von Mandel sei vollkommen ausgeraubt. Die Bauern und ihre Weiber zogen die geraubten Sachen an Ort und Stelle an und sangen dabei die Volkshymne: „Gott erhalte den Zaren.“ Das Beckersche Klavierlager auf der Schmiedebrucke sei ganzlich demolirt; man habe die Klaviere aus den Fenstern des zweiten Stocks auf die StraÙe geworfen und angezundet. Der Lubjanka-Platz sei ganz mit Medikamenten und zerschlagenen Glasern bedeckt. Man spreche auch von Menschenopfern. Am Nachmittag seien Patrouillen durch die StraÙen gezogen und hatten das Volk auseinandergetrieben. Im Augenblick sei alles ruhig.

„Es ist naturlich barbarisch,“ sagte Nikolai Iwanowitsch, vor Erregung mit den Augen zwinkernd, „mir

gefällt aber dieser Temperamentsausbruch im Volke. Heute haben sie die deutschen Geschäfte demolirt, werden aber morgen, hol's der Teufel, Barrikaden bauen! Die Regierung hat diesen Pogrom absichtlich zugelassen. Ja, ja, ich versichere dich, — als Ventil für die Erbitterung des Volkes. Das Volk wird aber nach solchen Scherzen auch an ernsthafteren Dingen Geschmack finden. . . . Hi, hi!“

In der folgenden Nacht wurde bei den Schilkins der ganze Keller ausgeräumt und bei den Swojetschnikows die Wäsche vom Hängeboden gestohlen. Einige Sommerfrischler sahen mit eigenen Augen, wie mit schweren Bündeln bepackte Weiber im Dunkeln zwischen den Bäumen schlichen. In der Schenke brannte bis zum Morgen Licht. Auch eine ganze Woche nachher tuschelten die Leute auf dem Dorfe und verfolgten die spazierendehenden Sommerfrischler mit forschenden Blicken.

* * *

Anfang August zogen die Smokownikows in die Stadt, und Jekaterina Dmitrijewna fing wieder an, im Lazarett zu arbeiten. Moskau war in diesem Herbst voll von Flüchtlingen aus Polen. Auf der Schmiedebrücke, in der Petrowka und der Twerskaja konnte man sich kaum durchzwängen. Alle Geschäfte, Cafés und Theater waren überfüllt, und auf Schritt und Tritt hörte man die von den Polen importierte Wendung: „Ich entschuldige mich.“

Diesen ganzen Lärm und Luxus, die überfüllten Theater und Hotels, die belebten, vom elektrischen

Lichte überfluteten Straßen schützte vor allen Gefahren die lebendige Mauer der verblutenden Bierzehnmillionenarmee.

Die Kriegslage war immer noch wenig tröstlich. Überall, an der Front und im Lande sprach man vom bösen Willen Rasputins, vom Verrat und von der Unmöglichkeit, länger zu kämpfen, wenn der heilige Nikola nicht ein Wunder geschehen ließe.

Doch in dieser Zeit der Entmutigung und Auflösung gelang es dem General Rußkij, die Offensive der deutschen Armeen im freien Felde zum Stillstand zu bringen. Rußland war für diesmal gerettet.

XXIII

hinter der Stadt erhob sich auf dem Abhange eines Hügels, inmitten eines verwahrlosten Weingartens ein Haus aus gelbem Stein mit einem häßlichen quadratischen Turm. Die Besizung hieß „Chateau Cabernais“. Dieses Haus hatte sich vor etwa dreißig Jahren Schadows Vater, ein heruntergekommener Gutsbesizer aus dem Orjolschen Gouvernement, erbaut. Mit den Resten eines sehr großen Vermögens war er nach Anapa am Schwarzen Meer gezogen, hatte sich den Weingarten gekauft und eine Wohnstätte errichtet. Von einem hübschen Kosakenmädchen, das in seinem Weingarten arbeitete, wurde ihm der Sohn Arkadij geboren. Die Mutter brannte nach anderthalb Jahren mit einer Türkenfeluke durch, wie es hieß, nach Trapezunt. Der Junge wuchs anfangs auf dem Hofe auf; später merkte der Vater an ihm eine große Ähnlichkeit mit sich selbst und nahm ihn ins Haus.

Die Geschäfte seines Vaters standen schlecht, er hatte sein kleines Vermögen verlebt und den größten Teil seines Weinguts verkauft. Arkadij kam wieder aufs Gymnasium, und als er es absolvierte, starb sein Vater am Delirium tremens. Um diese Zeit brach der Krieg mit Japan aus. Arkadij Shadow machte ihn als Freiwilliger mit, wurde verwundet, zum Fähnrich befördert, und trieb sich nach Beendigung des Krieges drei Jahre in Sibirien und China herum. Er versuchte allerlei Geschäfte, hatte aber kein Glück. Er

war Kommissionär, Angestellter bei Tee- und Pelzfirmen, Versicherungsagent, Goldgräber, Kontorist, befaßte sich eine Zeitlang mit Schmuggel, doch jedes Flug durchdachte und energisch begonnene Unternehmen fiel zusammen, hauptsächlich weil die Menschen, mit denen er zu tun hatte, gegen ihn Mißtrauen, Furcht und Abscheu empfanden. Nur den Frauen gefiel er außerordentlich; er übte einen mächtigen Eindruck auf ihre Phantasie aus, und sie versuchten oft, ein ihm selbst unbekanntes Geheimnis seines Lebens zu erforschen. Dies brachte ihn auf den Gedanken, sich tätowieren zu lassen, — ein Japaner zu Mukden mühte sich zwei Wochen mit seiner Haut ab und stellte mit erstaunlicher Kunst auf seiner Brust sieben kränzförmig angeordnete schwarze und rote Affen dar.

Schadow hielt sich für einen ungewöhnlichen Menschen; die Frauen, mit denen er zu tun hatte, hielten ihn für einen Verbrecher, obwohl er bislang weder Raub noch Mord begangen hatte. Aber er fühlte in sich dennoch eine ständige Unruhe, als müßte er irgend etwas tun und könnte nicht dahinterkommen, was. Nur im Alkohol fand er eine wilde Freude und glaubte immer, seine ewige Unruhe werde einmal im Rausch einen Ausfluß finden. Er liebte es, ganz allein, hinter verschlossenen Türen zu trinken; er ging dann von Ecke zu Ecke, sprach mit sich selbst oder warf sich aufs Sofa und träumte. Sein liebster Traum war: Herbst — über braune Felder, ohne Weg und Steg, ziehen Bauern und Wagen und schlagen auf ihre Pferde — im Hintergrund, über den Umrissen einer Stadt, schwebt als große Wolke der Rauch einer Feuersbrunst

— Wind fährt durch das Steppengras — Sturm-
läuten, Aufruhr.

Aber das waren lauter Träume, Unsinn, ein Spiel des jungen Blutes. Schadow sparte etwas Geld zusammen und kehrte zwei Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges nach Anapa zurück, wo er zunächst ohne bestimmte Beschäftigung lebte.

Nun gewann er auch zwei Freunde: den intelligenten Arbeiter Filjka aus der Eisenbahnwerkstätte und den von Privatstunden lebenden Moskauer Studenten Gwosdijow. In der Stadt erzählte man sich, sie seien Mitglieder einer geheimen Organisation. Die Freunde trafen sich im „Chateau Cabernais“, in dessen Keller noch vom Vater her einige Fässer Rotwein standen. Manchmal zündeten sie in Herbstnächten oben auf dem Turm ein Holzfeuer an. Beim Morgengrauen gingen sie gewöhnlich baden, selbst im Winter. Die Polizei wurde schließlich auf die Versammlungen im „Chateau Cabernais“ aufmerksam, und Schadow bekam eine Vorladung zum Kreischef, aber da begann gerade der Krieg.

* * *

Im Frühjahr 1916 sahen die Bewohner von Anapa wieder Licht in den Fenstern des verlassenen Schadowschen Hauses. Man erzählte sich, Arkadij Schadow sei aus dem Kriege ohne einen Arm zurückgekehrt, gehe nie aus, höchstens an den Strand, und habe ein ungewöhnlich schönes Weib bei sich wohnen. Abends sah man oft über die Hügel in der Richtung zum „Chateau Cabernais“ die Freunde Schadows gehen:

Grosdjow, der vor kurzem gleichfalls als Krüppel aus dem Kriege zurückgekommen war, Filka und noch einen dritten: den soeben aus Petersburg zugereisten dienstuntauglichen futuristischen Dichter Alexander Schirow. Die Bewohner von Anapa waren überzeugt, daß im „Chateau Cabernais“ wüste Orgien abgehalten wurden.

Eines Abends bog der Nordostwind die entlaubten Pappeln zu Boden, ließ die Fensterrahmen im Schadowschen Hause erzittern und das Dach so erdröhnen, als ginge jemand über das Eisenblech, und blies durch alle Ritzen, Türen und Schornsteine; durch das verstaubte Fenster sah man die braunen Plantagen mit den nackten Weiden; ferne über dem aufgewühlten, wilden Meere stoben Wolkenfetzen dahin; es war öde und sehr kalt.

Arkadij Schadow saß auf dem kurzen und schmutzigen Sofa zwischen zwei Fenstern und trank Rotwein. Der leere Armel seiner einst eleganten, jetzt aber vom Liegen zerdrückten und von Zigaretten durchgebrannten Feldbluse steckte im Gürtel. Sein Gesicht war etwas aufgedunsen, aber rosig und glattrasiert, das Haar sorgfältig frisiert und nur oben am Scheitel etwas zerzaust.

Gegen die Rückwand des Sofas gelehnt, ein Auge vor dem Zigarettenrauche zusammengekniffen, starrte er schon seit einer Stunde stumm auf Jelisaweta Rijejna. Sie saß ihm gegenüber und rauchte, den Kopf demütig gesenkt. Er hatte sie abgerichtet, niemals selbst ein Gespräch anzufangen; er aber konnte tagelang schweigen. Jelisaweta Rijejna trug einen brau-

nen, wollenen Schlafrock, der an der Brust weit offen stand, und ihren alten türkischen Schal um die Schultern; ihr üppiges Haar war in zwei Zöpfen um den Kopf geschlungen und an den Schläfen zerzaust.

„Weiß der Teufel, wie du aussiehst,“ sagte endlich Schadow, an seiner Zigarette kauend: „Wie eine Vogelscheuche!“

Jelisaweta Kijerona wandte ihm ihr Gesicht zu, lächelte, nahm dann eine neue Zigarette, und das Streichholz, mit dem sie sie anzündete, beleuchtete ihr Gesicht. Schadow sah über ihre Wange eine Träne rollen. Er spuckte den Zigarettenstummel aus. „Geh, bring noch Cabernais!“

Jelisaweta Kijerona stand langsam auf, nahm vom Fensterbrett die Kerze, ging durch die leeren und kalten Zimmer zur Wendeltreppe und stieg mit der brennenden Kerze die unter ihren Schritten sich biegender Stufen in den Keller hinunter, wo es dumpf nach Schimmel und Wein roch. Auf der gemauerten Deckenwölbung liefen große Spinnen herum, vor denen Jelisaweta sich so fürchtete, daß es sie jedesmal kalt überlief. Sie hockte sich vor das Faß hin, sah den blutroten Wein in den Tonkrug laufen und dachte sich, daß Arkadij sie einmal ermorden und hier hinter den Fässern verscharren würde. In Schadows Gegenwart wagte sie nicht, daran zu denken, aber wenn sie allein blieb, stellte sie sich mit unheimlicher Neugier vor, wie er auf sie schießen und wie sie hinsinken und mit stummem Lächeln hinsterven würde; er würde dann ihren Leichnam verscharren und später einmal, so wie sie jetzt vor dem Fasse sitzend, den dunkeln Wein in

den Krug laufen sehen und plötzlich, zum erstenmal in seinem Leben, vor qualvoller Sehnsucht Tränen vergießen. Durch solcherlei Gedanken entschädigte sie sich für alle Kränkungen, — letzten Endes würde nicht er, sondern sie triumphieren.

Vor sechs Monaten erzählte Schadow Jelisaweta Kijewna im Lazarett eines Etappenstädtchens, in einer der Regennächte, als ihn noch sein jetzt nicht mehr vorhandener, amputierter Arm schmerzte, von den merkwürdigen Anschauungen, die er während des Krieges gewonnen hatte: er habe eingesehen, daß ebenso wie es keine Sünde sei, einen Ameisenhaufen mit einem Stock aufzuwühlen, man auch die menschlichen Ameisenhaufen zerstören dürfe und müsse. Der Mensch werde für eine kurze Zeitspanne geboren, um in ihr die ganze Kraft seiner Leidenschaften zu entfalten. Aber der Instinkt der Menge, der Menschheit strebe nach Entgegengesetztem: sich vor der Persönlichkeit zu schützen, sie mit den Ketten der Pflichten zu binden und das ganze Leben in einen flachen Sumpf zu verwandeln, in dem alle Frösche gleich sind. Das Ziel der Menschheit sei die Gleichheit. Im Leben gebe es zwei Gesetze: das Gesetz des Menschen und das Gesetz der Menschheit, die Freiheit und die Gleichheit. Beide Begriffe zu verbinden sei unmöglich; sie seien einander entgegengesetzt und feindlich. Im jetzigen Kriege verwandeln sich die Menschen leicht und widerspruchslos in eine Herde und vernichten einander, von einem blinden, dumpfen, unvernünftigen Hasse erfüllt, nur weil der Gegner ein anderer, von ihnen verschiedener Mensch ist. In diesem blutigen Gemetzel werden sie

schließlich jede Ungleichheit, die Idee der Freiheit selbst zu hassen anfangen. Zu diesen ungeheuerlichen Konsequenzen sei die moderne Kultur gekommen: die Staaten fressen sich selbst auf im Namen irgendeiner idealen, allgemeinen Sklaverei, die man Gleichheit nennt. Es gebe nur einen Ausweg: die Weltkultur in die Luft zu sprengen und auf der befreiten, verödeten Erde im Namen der Freiheit, im Namen seiner selbst zu leben. . . .

Solche Gedanken kamen Jelisaweta Kijewna als eine Offenbarung vor. Endlich war sie auf einen Menschen gestoßen, dem es gelang, ihre Phantasie zu unterjochen. Stundenlang hörte sie mit glühenden Wangen, ohne den Blick von Schadows bösem, eingefallenen Gesichte zu wenden, seinem Fieberdelirium zu. . . .

Als der Urlaub zu Ende war und Jelisaweta Kijewna ins Feldlazarett zurückkehren mußte, sagte ihr Schadow: „Es wäre dumm, wenn Sie mich verließen. Wir müssen uns trauen lassen.“

Jelisaweta Kijewna nickte mit dem Kopf. Die Trauung wurde im Lazarett vollzogen. Schadow ließ sich im Dezember nach Moskau überführen, wo er ein zweites Mal operiert wurde, zog im Frühjahr mit Jelisaweta Kijewna nach Anapa und ließ sich im „Chateau Cabernais“ nieder. Sie hatten wenig Geld und hielten sich keinen Diensthofen außer einem alten Hausknecht, der die Lebensmittel aus der Stadt holte.

Hier, in diesem leeren, halbzerfallenen und kalten Hause begann ein langes und hoffnungsloses Nichtstun; alle Gesprächsmöglichkeiten waren erschöpft, und in der Zukunft winkte nur Langweile und Armut.

Hinter ihnen war gleichsam eine schwere Tür ins Schloß gefallen.

Jelisaweta Kijewna bemühte sich, die Leere dieser qualvoll langen Tage durch sich selbst zu füllen, aber das gelang ihr schlecht, — in ihren Versuchen zu gefallen war sie lächerlich, unordentlich und ungeschickt. Schadow neckte sie immer damit, und sie sah voller Verzweiflung, daß sie, trotz der Schrankenlosigkeit ihrer Gedanken, als Frau doch sehr empfindlich war.

In der letzten Zeit war er sehr grausam gegen sie und schwieg tagelang. Nun erfand sie den Trost, sich auszumalen, wie er sie ermorden und dann in der hoffnungslosen Einsamkeit lieb gewinnen würde. Und doch wußte sie, daß sie dieses qualvolle Leben voller Aufregungen und Schmerz, ihre Anbetung des Mannes und die seltenen Augenblicke einer wahnsinnigen Verzückung gegen kein anderes Leben eintauschen würde.

Jelisaweta Kijewna hob den schweren Weinkrug und ging langsam hinauf. Im Zimmer, das immer noch nicht erleuchtet war, saßen auf den Fensterbänken die Gäste: Alexander Iwanowitsch Schirow und Filjka.

Gwosdjow, ein großer Mensch mit schwachem Rücken, ging zwischen Tür und Fenster auf und ab und sprach mit böser Stimme zu Schadow: „Die französische Revolution hat die Persönlichkeit befreit, und im ekelhaften Dunst der romantischen Fieberträume begann die bourgeoise Kultur. Am Ende des Jahrhunderts hatten einige wenige Persönlichkeiten, nämlich die zwei oder drei Duzend Milliardäre tatsächlich eine vollkommene Befreiung erlangt, dazu mußten sie die ganze Welt zu Sklaven machen. Die Idee der Persön-

lichkeit, Ihres Königs aller Könige ist wie eine Seifenblase geplatzt. Der Genius hat uns nirgends hingeführt, seine Fackel hat nur die Wände des Kerkers erleuchtet, in dem wir uns selbst Ketten schmiedeten. Diese verdammte Fackel haben wir ihm schon längst aus den Händen geschlagen. . . . Wir müssen den Instinkt der isolierten Persönlichkeit, den Instinkt dieses ‚Ich‘ zerstören. Mag die Menschheit sich in eine Herde verwandeln, gut. Wir werden ihre Führer sein. Wir werden einen jeden vernichten, der auch nur um einen Zoll aus der Herde ragt. Ja, ja, ja!“ Er fuchtelte mit seiner knochigen Hand gegen Shadow. „Hier handelt es sich nur gerade um den einen Zoll, wir werden ihn stuzen. In der schrecklichen Dämmerung des Jahrhunderts haben wir unsern Weg begonnen und wurden von der Nacht umfangen. Man inszenierte ein Gemetzel. Man hezte uns gegeneinander und versuchte noch einmal, das letztmal, einen teuflischen Betrug. . . . Aber ich sage: wir sind unser Millionen, wir werden dieses Gemetzel überstehen. . . .“ Er beugte sich vor und begann plötzlich trocken zu husten; es klang wie Bellen; dann ließ er sich auf einen Stuhl sinken und schüttelte seinen langbehaarten Kopf, — seine Lunge war von giftigen Gasen verbrannt.

Siljka, der auf der Fensterbank saß, sagte mit seiner, höflicher Stimme: „Bei uns in der Fabrik verstehen nur die ganz Dummen nicht, wofür das Volk sein Blut vergießt und wir mit den Überstunden unsere Gesundheit ruinieren. Ein Abenteuer des internationalen Kapitalismus! Man hat die Völker zur Schlachtbank

getrieben, aber die Haupträdelsführer, — der deutsche Kaiser, der englische König, der französische Präsident, der österreichische Franz Joseph und auch unser Dummkopf haben sich miteinander schon längst geeinigt.“

„Unsinn,“ versetzte Gwosdjow, schwer atmend, „rede keinen Unsinn. Daß sie aber alle das gleiche Ziel haben, das stimmt.“

„Ich sage doch nichts anderes: sie haben sich geeinigt.“

Gwosdjow stand auf, schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es aus und begann wieder mit seinen plumpen Beinen auf und ab zu gehen: „Sie sind als ein ganz fremder Mensch zurückgekehrt, Shadow,“ sagte er, „wir verstehen einander nicht mehr. Hören Sie mich mal ruhig an. Ihre Analyse stimmt: erstens mußte der Kapitalismus den Markt vom Warenüberfluß befreien; zweitens mußte er mit einem Schlag die Arbeiterdemokratie zermalmen, die für ihn gefährlich geworden ist. Das erste Ziel haben sie erreicht, in einem Maße sogar, das alle Erwartungen übertrifft: der Warenkonsum des Krieges übersteigt hundertfach die Friedensnorm. In diesen Ofen kann man die Waren waggonweise werfen. Aber bei der zweiten Aufgabe erleben sie einen Durchfall: das Coeur-Aß wird geschlagen werden, nicht das Kapital wird siegen, sondern das Volk, die Masse, der Ameisenhaufen, der Sozialismus. Eine Milliarde Menschen ist an den Kriegshandlungen und der militärischen Sozialisierung der Industrie beteiligt. Fünfzig Millionen Männer im Alter zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren haben Waffen in die Hand bekommen. Die Spaltung der

europäischen Arbeitermassen ist eine künstliche Sache, — alle Arbeiter haben gelernt, Waffen herzustellen und werden auf ein gegebenes Signal einander die Hände über die Schützengräben reichen. Der Krieg wird mit einer Revolution enden, mit einem Weltbrand, die Bajonette werden sich ins Innere der Länder richten. . . Sie aber machen eine direkt entgegengesetzte, falsche und dumme Schlußfolgerung. . . Was hat damit die Freiheit der Persönlichkeit zu tun? — Es ist Anarchismus, ein Fieberwahn! Das Pathos der Gleichheit, das ist die Konsequenz des Krieges. . . Verstehen Sie, was das heißt: Umbau der ganzen Welt, des Staates, der Moral? Man wird die Erdkugel umkehren müssen, um sich auch nur ein wenig der Wahrheit zu nähern, die als blutige Flamme in den Volksmassen aufleuchten wird. — Gerechtigkeit! Den Kaiserthron wird ein Bettler voller Eiterbeulen besteigen und rufen: ‚Friede mit allen!‘ Und alle werden sich vor ihm neigen und seine Wunden küssen. Man wird aus einem Keller, aus einer Kloake, ein Wesen ans Licht ziehen, das in der letzten Erniedrigung schmachtet und kaum noch einem Menschen ähnlich sieht, und alles wird dem Stande dieses Wesens angepaßt werden müssen. Was werden Sie dann mit Ihrer ‚Persönlichkeit‘, dem ‚König aller Könige‘ anfangen? Man wird Ihnen einfach den Kopf abschlagen, damit er nicht zu hoch hinaustragt.“

Schadow lag, seine langen Beine ausgestreckt, auf dem Sofa und rollte die Zigarette aus dem einen Mundwinkel in den anderen; sie beleuchtete seine spöttischen Lippen und die trockene Nasenspitze. Zelisaweta Kijewna beobachtete ihn aus ihrem dunklen Winkel und dachte

sich: wenn du betrunken und müde bist, ziehe ich dich aus und bringe dich zu Bett; nur ich allein kann deine ganze Seele verstehen, und wenn du mich auch hassest, ich bin dir bis in den Tod ergeben. — Sie bekam, indem sie sich das dachte, Herzklopfen.

„Nehmen wir an,“ sagte Schadow mit eiskalter, leiser Stimme, „nehmen wir an, daß der krummbeinige Michrjutka mit seiner im Kriege zerschundenen Frage schließlich die allgemeine Freiheit ausruft, alle Offiziere abschlachtet, die Parlamente und Ministerräte auseinanderjagt, allen Taschentuchbesitzern die Köpfe herunterreißt, bis auf der Erde alles vollkommen gleich wird. Ich will zugeben, daß es so kommen wird. Was werdet aber ihr Führer um diese Zeit machen? Euch dem Niveau des Syphilitikers Michrjutka aus der Kloake anpassen? He?“

Gwosdjow antwortete hastig: „Um vom Kriege zur Meuterei der Truppen zu gelangen, von der Meuterei zur politischen Revolution, und so weiter bis zur sozialen Revolution, muß man den vierten Stand aufmarschieren lassen, das bewaffnete Proletariat; dieses muß die ganze Verantwortung für die Revolution tragen und die Diktatur in seine Hand nehmen.“

„Also nicht mehr die Anpassung an Michrjutka?“

„Während der Revolution gibt es keine Gleichheit, sondern eine Diktatur. Revolutionäre Ideen werden durch Feuer und Blut verbreitet, das hätten Sie wissen sollen.“

„Wenn aber die Revolution zu Ende ist, was wollen Sie dann mit dem revolutionären Proletariat anfangen? Werden Sie diese ganze Klasse dem Michr-

jutka anpassen, oder werden Sie sie als eine verdiente revolutionäre Aristokratie weiterbestehen lassen?"

Gwosdjow blieb stehen und fragte sich den Bart.

„Das Proletariat wird in seine Arbeitsstätten zurückkehren. . . . Selbstverständlich wird es auch hier eine Kollision mit der menschlichen Natur geben, aber was soll man machen. . . . Alles, was hinausragt, muß gestutzt werden.“

„Eines schönen Tages wird das revolutionäre Proletariat mit den Genossen Diktatoren an der Spitze die Revolution für beendet erklären und beschließen, sich selbst restlos aufzufressen,“ sagte Schadow. „Das hätten Sie mir vorher sagen sollen. Ich aber denke mir folgendes. . . . Es gibt ein außerordentlich interessantes Naturgesetz: je abstrakter und erhabener eine Idee ist, desto blutiger ist ihre Verwirklichung im Leben; dabei wird sie immer im mathematisch entgegengesetzten Sinne verwirklicht: nach der Kabbalah der Juden ist unsere Welt der umgekehrte Schatten Gottes; dieses Gesetz ist eben uralte. Es ist also, glaub ich, klar, wozu die Ideen der Liebe und der Freiheit geführt haben: wenn man der Menschheit mit einer dieser Ideen nahe kommt, so spritzt einem eine Blutfontäne entgegen. Jetzt ist die Zeit für die dritte Idee, die Gleichheit gekommen. Hier behaupten Sie selbst unumwunden, daß Blut fließen muß. Ich stimme zu und reiche Ihnen in diesem Punkte die Hand. Ich glaube auch daran, daß die Zeit für diese Idee gekommen ist, ich glaube an das Blut und auch an Ihre Diktatur, aber womit das alles enden wird, — darüber wollen wir lieber schweigen. Den krumm-

beinigen Michrjutka, den Hundesohn und Syphilitiker, hasse und verachte ich ganz offen; ich bin mit Ihnen bereit, ihn nach der Schnur zu stutzen und ihm auf den Schädel zu hauen, wenn er brummt. Ich bin bereit, mit der Revolution schon morgen früh zu beginnen. Aber, mein Bester, nicht im Namen der Gleichheit zwischen mir und Michrjutka, sondern im Namen der Gleichheit Michrjutkas. . . . Ich werde ein guter Verwalter sein, das verspreche ich jetzt schon.“

Schadow zog die Beine ein, stand auf, stürzte ein Glas Wein hinunter und begann mit leichten, tänzelnden Schritten auf und abzugehen. Zelisaweta Kijerwna beobachtete ihn klopfenden Herzens aus ihrem Winkel: Da ist er, der König der Könige, der große Mann, mein Gatte. —

Der Wind, der mit Anbruch der Nacht stärker geworden war, schüttelte den Fensterladen, blies in alle Ritzen und heulte mit wilden Stimmen auf dem Dachboden. Die Freunde schwiegen. Filjka stieg von der Fensterbank, schenkte sich Wein ein, kehrte mit dem Glas auf seinen Platz zurück und sagte einschmeichelnd: „Solche Menschen wie Sie, Genosse Schadow, müßten wir mehr haben. Gott weiß, wann die Revolution beginnen und wann sie endigen wird, aber wir haben keine Kämpfer. Das Volk ist gar zu dumm. Das einzige ist noch der Haß, aber wenn es zum Handeln kommt, versteckt sich ein jeder hinter dem Rücken des andern. Natürlich sollte man anfangen, aber es ist niemand da, der anfangen wollte.“

„Ja, Teufel, anfangen! . . . Mit drei Kopeken anfangen,“ versetzte Schadow, sich wieder aufs Sofa

werfend; plötzlich fragte er mit ganz anderer Stimme:
„Alexander Iwanowitsch, wie ist es nun? . . .“

Alle richteten die Blicke auf Alexander Schirow, dessen schmaler Schatten sich vom Fenster abhob. Er machte eine Bewegung. Gwosdjow sagte erregt:

„Genossen, ich habe keine Genehmigung von der Partei und kann mich an der Sache nicht beteiligen.“

„Ich nehme alles auf meine persönliche Verantwortung,“ entgegnete Schadow. „Das ist schon beschlossen, die Partei hat damit nichts zu tun. Genügt Ihnen das?“

Gwosdjow schwieg. Filjka versetzte noch einschmeichelnder: „Es ist ja eine gemeinsame Sache, ich bin mit Leib und Seele dabei, aber wegen der Partei habe ich Zweifel.“

Gwosdjow trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „An der Beratung werde ich mich als Privatperson wohl beteiligen, aber was das Unternehmen selbst betrifft, so kann ich, ich wiederhole es, nicht die Verantwortung auf mich nehmen. Macht es ohne mich. Filjka kann tun, was er will.“

„Das Geld werden Sie aber annehmen?“ rief Schadow.

„Ja.“

„Dann ist es gut. Lisa, bring noch Wein.“

Jelisaweta Kijewna nahm den Krug und ging schnell aus dem Zimmer. Sie wußte, daß sie in ihrer Abwesenheit endgültig die Sache beschließen würden, über die sie sich schon seit fünf Nächten berieten.

Es hatte damit angefangen, daß Alexander Iwanowitsch Schirow von einem neuen Bekannten erzählte,

dem Kommandanten der Garnison Anapa, Oberst Bryssow, der aus Wladiwostok stammte und sich als Verehrer der allermodernsten Dichtkunst herausstellte. Einige Tage später fand in einem Zimmer des Griechischen Gasthauses zu Anapa eine Zusammenkunft mit dem Obersten statt, bei der Schadow, Schirow und Jelisaweta Kijerwa zugegen waren. Bryssow traktierte sie mit echtem Monopolschnaps, rezitierte futuristische Gedichte und lachte auffallend laut, wobei er seinen graumelierten Bart nach rechts und links strich. Seine Gutmütigkeit und innere Undiszipliniertheit schienen grenzenlos.

„Ich bin der letzte Mohikaner“, schrieb Bryssow, sein durchschwitztes Khaki aufknöpfend, „und bewahre die Überlieferungen. Nach dem Japankriege kam der neue Stil in Mode, die Mohikaner sterben aus. In Wladiwostok gab es aber seinerzeit einen Klub. Ich wurde als Leutnant und grüner Junge hingeführt. Auf der Treppe stand auf jeder Stufe ein Glas Schnaps: bemühen Sie sich bitte hinauf. Ha, ha! Es waren aber im ganzen achtunddreißig Stufen.“

Der Oberst schien gar keine Geheimnisse zu haben. Er erzählte über die „phänomenalen Diebereien“ in den neu eroberten türkischen Gebieten und über eine Fehlle mit gestohlenem Gold, die nächster Tage aus Trapezunt kommen sollte. „Es heißt, die Ladung bestehe aus Reis. Ha, ha, Reis! Sie führen als Privatgut eine Ladung Reis, hol ihn der Teufel. Ha, ha! Warum bekomme ich dann den strengsten Befehl, die Privatbarke mit Reis, die dieser Tage eintreffen soll, von Militärposten bewachen zu lassen? Wie?“

Jelisaweta Kijewna ahnte, daß die nächtlichen Gespräche im „Chateau Tabernais“ sich um diese Felsklüfte drehten. Als sie mit dem Weinkrug zurückkam, waren die Gäste schon fort. Schadow stand am Fenster.

„Im Schwazzen sind sie alle Meister“, sagte er mit dumpfer Stimme, ohne sich zu rühren. „Aber mach einmal einen Sprung, von diesen Worten zur Tat. . . .“ Jetzt wandte er sich seiner Frau zu, sein Gesicht war verzerrt. „Es kommt nicht auf die Ideen an, sondern auf den Sprung. Ich werde mir vielleicht den Hals brechen, aber den Sprung machen. . . . Ich sehe im Sprunge die höchste Heldentat. . . . Ja, Ideen, Ideen. . . . Gwosdjow sagt, ich sei Anarchist. . . . Unsinn, er ist ein Dummkopf. . . . Ich will leben, das ist meine Philosophie. . . . Und ich halte das für einen genügenden Grund, um auf alle eure göttlichen und menschlichen Gesetze zu spucken. . . . Was glozest du mich so an? . . . Jawohl, ich bin ein Held, weil. . . .“ Er streckte die Hand aus, um Jelisaweta Kijewna, die ganz nahe herangekommen war, zurückzustoßen. . . . Sie ergriff seine eiskalten Finger. Plötzlich ließ er den Kopf sinken. „Nun ja, du siehst es selbst, ich fürchte mich. . . . Ja, ich fürchte mich, wie seltsam es auch ist.“

„Was habt ihr beschlossen?“ fragte Jelisaweta Kijewna schwer atmend.

„Morgen nacht werden wir die Felsklüfte mit dem Reis plündern.“

Er sagte es noch einmal, ruhiger, mit einem Lächeln und starrte dann lange in das dunkle Fenster. Jeli-

Jelisaweta Kijewna umschlang seine Schultern und schmiegte sich mit der Wange an ihn. Er sagte ganz leise: „Für diesen Raubüberfall gibt es nicht die geringste Rechtfertigung, das ist die Hauptsache. Wenn es dafür eine Rechtfertigung gäbe, würde ich nicht mittun. Das ist eben die Sache, daß es keine Rechtfertigung gibt. Hast du es verstanden?“

„Darf ich morgen mit?“

„Du darfst. Dies soll der Anfang sein, Lisa. Wenn ich mir morgen nicht den Hals breche, so werde ich mich richtig entfalten. . . . Ich werde einen Ruf erschallen lassen. Wir werden Genossen finden. . . . Wir werden die Keller öffnen und den ganzen Haß der Menschheit herauslassen. Nun, gut. . . . Komm schlafen.“

* * *

Den ganzen Tag blies ein steifer, kalter Wind. Schadow lief einmal in die Stadt und kam gegen Abend erregt und lustig zurück. Als es dämmerte, stieg er mit Jelisaweta Kijewna die Hügel zum trüben, brausenden, verunstalteten Meere hinab. Jelisaweta Kijewna klapperten die Zähne. Der Strand war leer. Es wurde immer dunkler. An der Stelle, wo die Dünen sich dem Wasser näherten, erhoben sich aus dem Gebüsch zwei Gestalten: Filjka und Alexander Schirow. Filjka sagte mit gedämpfter Stimme: „Wir haben das Boot bei den Badehütten zurückgelassen, hier kommt man nicht heran, es ist zu feicht.“

Schadow antwortete nichts und ging über den lockeren, von den Wellen beleckten Sand. Das Gehen war recht schwierig, das Wasser stieg zuweilen bis über

die Knie. Jelisaweta Kijewna stolperte über einen von den Wellen an den Strand gespülten Baumstamm und klammerte sich an Schirow; er taumelte erschrocken zurück, sein Gesicht mit den dicken Lippen war freidebläß.

„Eine wahnsinnige Nacht, wunderbar!“ sagte Jelisaweta Kijewna.

„Fürchten Sie sich nicht?“ fragte er im Flüsterton.

„Unsinn! Im Gegenteil.“

„Wissen Sie, Filjka hat gedroht, mich zu erstechen.“

„Warum?“

„Wenn ich nicht mitkomme.“

„Er hat auch recht.“

„Na, wissen Sie. . . .“

Neben der schiefen, nach Fäulnis und Lang riechenden, knarrenden Badehütte lag ein Ruderboot mit steilen Borden. Schadow sprang als erster hinein und setzte sich ans Steuer.

„Schirow, nach vorn! Lisa, Filjka an die Ruder!“

Es war sehr schwer, vom Ufer loszukommen; die Brandung trieb das Boot immer wieder auf den Sand. Alle waren im Nu durchnäßt. Alexander Iwanowitsch Schirow hielt seinen Hut fest, gab leise Schreie von sich und versuchte plötzlich aus dem Boot zu springen. Schadow erhob sich von der Bank und sagte: „Filjka, gib ihm mal eins mit dem Ruder!“ Da hockte sich Schirow wieder zitternd vorne im Boote hin.

Jelisaweta Kijewna ruderte, indem sie sich mit aller Kraft gegen den Bord stemmte und bei jedem Ruderschlag den Rücken zurückwarf. Wäre ihr Mann nicht dabei, so würde sie vor Entzücken schreien. Das Boot

flog bald die rollenden Wellenkämme hinauf, bald stürzte es zwischen trüben Wassermauern in die Tiefe.

Schadow erhob sich wieder von seiner Bank und blickte nach vorn. Etwa zwanzig Klafter vor ihnen schaukelte die schwarze Silhouette der Feluke mit zwei Masten. Schadow steuerte das Boot von der Leeseite heran und kommandierte Schirow: „Pack das Lau!“

Das Boot legte an die nach Leer riechende Feluke an, die knarrend aus dem Wasser stieg und wieder in die Wellen sank. Im Takelwerke pfiff der Wind. Alexander Schirow klammerte sich mit beiden Händen an das Lau. Filjka fing mit dem Bootshaken die Strickleiter. Schadow kletterte geschickt wie eine Katze hinauf und sprang mit einem Satze auf das Deck. Filjka folgte ihm. Jelisaweta Kijewna ließ die Ruder los und blickte hinauf. Es war nicht mehr als eine Minute vergangen, als drei trockene Schüsse krachten. Alexander Schirow senkte den Kopf und drückte sich an das Lau. Oben erklang eine gedehnte, fremde Stimme: „Ach, ich bin hin. . .“ Gleich darauf entstand eine Bewegung. An der Reling erschienen drei ringende Gestalten. Eine von ihnen hingte sich über die Reling. Über ihr erhob sich ein Arm und fuhr nieder. Der Körper stürzte über Bord und fiel dicht neben dem Boot ins Wasser. Jelisaweta Kijewna sah und hörte alles wie im Traume. Am Bord erschien Schadow und befahl laut: „Alexander Iwanowitsch, klettere herauf.“

Schirow blieb kraftlos an der Strickleiter hängen. Schadow streckte ihm die Hand entgegen und zog ihn aufs Deck.

„Lifa, paß aufs Boot auf,“ sagte er, „wir sind gleich fertig.“

Das Boot stieß nach einer Stunde von der Feluke ab, Siljka allein ruderte. Zu Füßen Jelisawetas Kijewnas stand ein kleines Köfferchen, — man hatte es in einem Sacke mit Reis gefunden. Neben ihm saß auf dem Boden des Bootes, das Gesicht an die Knie gedrückt, Alexander Schirow.

Sie ließen das Boot bei der Badehütte zurück und schlugen zu viert den Weg zum „Chateau Cabernais“ ein; sie gingen dicht am Wasser, das die Spuren ihrer Füße wegspülte. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, zeigten sich auf dem Sande rötliche Schatten, und der Schaum der heranrollenden Wellen wurde rot wie Blut. Jelisaweta Kijewna sah sich um: in der Ferne zwischen den sich ballenden und enteilenden Wolken brannte die Feluke mit gewaltiger, rauchender Flamme. Schadow beugte sich vor und rief: „Lauffschritt, Lauffschritt! . . .“

XXIV

Moskau war im Laufe dieses Sommers merklich leerer geworden: der Krieg hatte wie eine Pumpe die ganze männliche Bevölkerung herausgesogen. Nikolai Iwanowitsch hatte sich noch im Frühjahr an die Front, nach Minsk begeben. Dascha und Katja lebten in der Stadt still und zurückgezogen, — es gab viel Arbeit. Manchmal kamen kurze und traurige Briefe von Tseljegin: er hatte einen Fluchtversuch aus der Gefangenschaft unternommen, war aber aufgegriffen und in eine Festung verbracht worden.

Eine Zeitlang verkehrte bei den Schwestern ein sehr netter junger Mensch, Koschtschin, der soeben die Fähnrichschule absolviert hatte. Er stammte aus einer guten Professorenfamilie und kannte die Smokownikows noch aus Petersburg.

Täglich in der Abenddämmerung erklang die Tür-
glocke. Jekaterina Dmitrijewna seufzte dann leise auf und ging zum Buffet, um Marmelade in die Schale zu tun oder Zitrone zum Tee aufzuschneiden. Dascha hatte bemerkt, daß wenn nach dem Läuten im Eßzimmer Koschtschin erschien, Katja ihm ihr Gesicht nicht sofort zuwandte, sondern erst eine Minute verstreichen ließ; dann zeigte sich auf ihren Lippen das gewohnte zärtliche und etwas traurige Lächeln. Koschtschin verbeugte sich stumm. Er war groß gewachsen, hatte kräftige Hände und bewegte sich langsam. Er setzte sich gemächlich an den Tisch und berichtete mit

ruhiger, leiser Stimme über die neuesten Kriegsereignisse. Katja saß still hinter dem Samowar, blickte ihm ins Gesicht, und ihren dunkeln Augen mit den großen Pupillen konnte man ansehen, daß sie seine Worte gar nicht hörte. Wenn Koschtschins Blicke die ihrigen trafen, neigte er gleich sein breites, glatt-rasiertes Gesicht über das Teeglas, und über seine Backenknochen ging ein Zucken, als rollte unter der Haut eine kleine Kugel. Zuweilen trat am Teetisch ein langes Schweigen ein, und Katja seufzte plötzlich auf. Sie errötete dann und lächelte wie schuldberührt. Gegen elf Uhr brach Koschtschin gewöhnlich auf, küßte Katja respektvoll und Dascha zerstreut die Hand und ging, wobei er immer mit der Schulter an den Türpfosten stieß. Man hörte seine Schritte lange noch durch die leere Gasse hallen. Katja spülte die Tassen, schloß das Büfett ab, ging, immer noch schweigend, auf ihr Zimmer undriegelte hinter sich zu.

Dascha saß einmal beim Sonnenuntergang am offenen Fenster. Hoch über der Straße flatterten Schwalben. Dascha lauschte ihren feinen, gläsernen Stimmen und dachte sich, daß morgen ein heißer und heiterer Tag sein würde, da die Schwalben so hoch flögen; die Schwalben wüßten nichts vom Kriege, die glücklichen Vögel!

Die Sonne war untergegangen, über der Stadt schwebte eine goldene Staubwolke, und in ihr leuchtete immer heller die schmale Mondsichel. Menschen saßen in der Dämmerung vor den Haustüren und Toren. Es war so furchtbar traurig. Dascha wartete, und da klangen schon irgendwo in der Nähe die von

ewiger, spießbürgerlicher abendlicher Langweile erfüllten Töne eines Leierkastens. Eine hohe, bis zu den Dachböden reichende Frauenstimme sang: „Ich lebte von trockenem Brote und kaltem Wasser allein. . .“

Katja trat von rückwärts an Daschas Stuhl und lauschte gleichfalls, ohne sich zu regen. „Katjuscha, wie schön sie singt!“

„Weshalb?“ sagte Katja plötzlich mit tiefer, veränderter Stimme. „Weshalb wurde das über uns verhängt? Was habe ich verbrochen? Wenn das alles einmal zu Ende ist, bin ich schon eine alte Frau, verstehst du es? Ich kann nicht mehr, ich kann nicht, ich kann nicht! . . .“ Sie stand schwer atmend vor der Portiere, blaß, mit Falten an den Mundwinkeln, und blickte Dascha mit trockenen, dunkel gewordenen Augen an. „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht!“ wiederholte sie leise und heiser. „Das wird kein Ende nehmen! . . . Wir sterben. . . Wir werden nie mehr eine Freude erleben. . . Hörst du, wie sie heult? Sie singt einen bei lebendigem Leibe ins Grab. . .“

Dascha umschlang die Schwester mit den Armen, streichelte sie und bemühte sich, sie zu beruhigen. Aber Katja wehrte sich mit den Ellenbogen, rückte von ihr weg und war wie aus Stein.

„Katjuscha, Katjuscha, sag doch, was ist mit dir? . . . Liebste, beruhige dich doch. . .“ Dascha fühlte, wie Katja ihre Zähne aufeinanderbiß und eiskalte Hände hatte. „Was ist geschehen? Warum bist du so?“

Im Vorzimmer ging die Klingel. Katja schob die Schwester zur Seite und blickte auf die Tür. Herein trat Koschtschin, mit kurzgeschorenem Haar. Er be-

grüßte mit einem schiefen Lächeln Dascha, reichte Katja die Hand, sah sie plötzlich erstaunt an und runzelte die Stirn. Dascha zog sich sogleich ins Eßzimmer zurück. Während sie die Teetassen auf den Tisch stellte, hörte sie, wie Katja anscheinend ruhig, aber mit der gleichen tiefen und heiseren Stimme fragte: „Sie müssen fort?“

Koschtschin hüstelte und sagte trocken: „Ja.“

„Morgen?“

„Ja, morgen früh.“

„Wohin?“

„Zur Dritten Armee.“ Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort: „Die Sache ist nämlich die, Zekaterina Dmitrijewna: wir sehen uns offenbar zum letztenmal, und so entschloß ich mich, Ihnen zu sagen. . .“

Katja unterbrach ihn hastig: „Nein, nein. . . Ich weiß alles. . . Und auch Sie wissen, daß ich. . .“

„Zekaterina Dmitrijewna, Sie? . . .“

Katja schrie verzweifelt auf: „Ja, Sie sehen es selbst! . . . Ich flehe Sie an, gehen Sie. . .“

Die Schale mit Marmelade zitterte in Daschas Händen. Im Salon herrschte Schweigen. Katja sagte endlich sehr leise: „Gott wird Sie schützen. . . -Gehen Sie, Wadim Petrowitsch. . .“

„Leben Sie wohl.“

Er seufzte kurz auf. Seine Schritte verklangen im Vorzimmer, und die Wohnungstüre fiel ins Schloß. Katja kam ins Eßzimmer, setzte sich an den Tisch, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und zwischen ihren Fingern drangen Tränen hervor.

Von dieser Stunde an erwähnte sie Koschtschin

mit keinem Worte mehr, sie hatte ja auch nichts zu sagen, — wenn sie nur Kraft genug hatte, um sich diese überflüssige, in der Abenddämmerung von ihrem zu unrechter Zeit sich nach Liebe sehrenden Herzen erzeugte Qual aus der Brust zu reißen.

Katja ertrug den Schmerz mit großem Mut, wenn sie auch jeden Morgen mit roten Augen und geschwellenen Lippen aufstand. Koschtschin schickte von unterwegs eine Postkarte mit einem Gruß an beide Schwestern; man legte sie auf den Kamin, wo die Fliegen sie beschmutzten.

* *
* *

Die Schwestern gingen nun jeden Abend auf den Tverskoi-Boulevard zur Musik; sie saßen auf einer Bank und sahen sich das Publikum an: unter den Bäumen spazierten junge Mädchen und Backfische in weißen und rosafarbenen Kleidern, sehr viele Frauen und Kinder; ab und zu kam auch ein Soldat mit verbundenem Arm oder ein Invalide auf Krücken vorbei. Die Militärmusik spielte den Walzer ‚Auf den Hügeln der Mandschurei‘. — Tu, tu, tu, sang die Trompete, und die Töne stiegen traurig in den Abendhimmel. Dascha ergriff Katjas schwache, magere Hand und küßte sie zärtlich.

„Katjuscha, Katjuscha,“ sagte sie und blickte auf das zwischen den Bäumen leuchtende Abendrot, „erinnerst du dich noch an die Verse:

Meine arme Liebe, tot und hoffnungslos,
Du erkaltest, meines Herzens Zärtlichkeit . . .

Ich weiß es ganz sicher: wenn wir tapfer sein werden,

so erleben wir doch die Zeit, wo man mit geschlossenen Augen lieben kann, ohne nachzudenken, ohne sich zu quälen. . . . Jetzt wissen wir ja, daß es in der Welt nichts Größeres gibt als die Liebe. Manchmal denke ich mir: wenn Iwan Iljitsch aus der Gefangenschaft zurückkehrt, wird er mir ganz fremd und neu sein. Jetzt liebe ich ihn einsam, irgendwie unkörperlich, doch sehr, sehr treu. Unser Wiedersehen wird aber so sein, als hätten wir einander in irgendeinem anderen Leben geliebt; jetzt sind wir uns nahe und zugleich fremd, es ist etwas unheimlich. . . . Was wird sein, was wird sein? . . . Manchmal habe ich das Gefühl, als sei mein Herz durchsichtig geworden.“

Katerina Dmitrijewna schmiegte ihre Wange an Daschas Schulter und sagte: „Dascha, in meinem Herzen ist solche Bitterkeit, solche Finsternis, als wäre es ganz alt geworden. Du wirst die guten Zeiten noch erleben, ich aber nicht, — ich verblühe fruchtlos.“

„Katuscha, schäme dich doch, so zu sprechen.“

„Ja, Kind, man muß tapfer sein.“

Am einem solchen Abende setzte sich ans andere Ende ihrer Bank ein Mann in Uniform. Das Orchester spielte den alten Walzer. Hinter den Bäumen leuchteten matt die Laternen. Der Mann auf der Bank sah sie so durchdringend an, daß Dascha ein Unbehagen am Halse verspürte. Sie wandte sich um und rief plötzlich erschrocken und leise: „Nein!“

Neben ihr saß Bessonow, mager, heruntergekommen, in einer viel zu weiten Feldbluse und einer Soldatenmütze mit rotem Kreuz. Er erhob sich und

begrüßte stumm die Schwestern. Dascha sagte ‚Guten Tag‘, und preßte die Lippen zusammen. Zekaterina Dmitrijevna lehnte sich in den Schatten von Daschas Hut zurück und schloß die Augen. Bessonow blickte auf den Sand zu seinen Füßen und schien verstaubt, ungewaschen und grau.

„Ich sah Sie hier auf dem Boulevard auch gestern und vorgestern“, sagte er und zog die Brauen hoch. „Ich wagte nicht, an Sie heranzugehn. . . . Ich muß in den Krieg, kämpfen. Wie Sie sehen, bin auch ich darangekommen.“

„Was wollen Sie kämpfen, Sie sind ja beim Roten Kreuz!“ versetzte Dascha plötzlich gereizt.

„Die Gefahr ist wohl verhältnismäßig geringer. Es ist mir übrigens vollkommen gleich, ob man mich töten wird oder nicht. . . . Es ist so langweilig, so langweilig, Darja Dmitrijevna!“ Er hob den Kopf und richtete einen trüben Blick auf ihre Lippen. „So langweilig: alle diese Leichen, Leichen, Leichen. . . .“

Katja fragte, ohne die Augen zu öffnen: „Ist Ihnen das alles langweilig?“

„Ja, furchtbar langweilig, Zekaterina Dmitrijevna. Ich hatte noch eine kleine Hoffnung. . . . Aber nach allen diesen Leichen ging alles zum Teufel. . . . Es war irgendeine Kultur im Entstehen, — Blödsinn, Fieberwahn. . . . Die Wirklichkeit ist — Leichen und Blut, — Chaos. Also . . . Darja Dmitrijevna, eigentlich habe ich mich zu Ihnen gesetzt, um Sie zu bitten, mir eine halbe Stunde Ihrer Zeit zu schenken.“

„Wozu?“ Dascha blickte in sein fremdes, ungesun-

des Gesicht mit dem unangenehmen Mund, und plötzlich hatte sie das Gefühl, als sähe sie diesen Menschen überhaupt zum erstenmal; dieses Gefühl war so stark, daß ihr der Kopf schwindelte.

„Ich habe viel darüber nachgedacht, was zwischen uns in der Krim vorgefallen ist,“ sagte Bessonow, „und möchte mit Ihnen darüber sprechen.“ Er holte aus der Brusttasche seiner Feldbluse langsam das Zigarettenetui. „Ich möchte einen gewissen unangenehmen Eindruck zerstreuen. . . .“

Dascha kniff die Augen zusammen: in diesem widerlichen Gesicht war keine Spur mehr vom einstigen Zauber. Einfach einer vom Boulevard. Und sie erwiderte sehr fest: „Mir scheint, Sie haben mit mir über nichts zu sprechen.“ Sie wandte sich weg. Katjas Hand zitterte in ihrem Rücken. Dascha errötete und runzelte die Stirn. „Leben Sie wohl, Alexej Alexejewitsch.“

Bessonow verzog seine tabakgelben, verwitterten Lippen zu einem Lächeln, lüftete die Mütze und ging. Dascha blickte auf seinen schwachen Rücken, auf seine viel zu weite Hose, die aussah, als wollte sie hinunterrutschen, und seine schweren, verstaubten Stiefel, — war es denn wirklich jener Bessonow, der Dämon ihrer Mädchennächte? Und sie fühlte plötzlich durchdringendes Mitleid mit ihm.

„Katjuscha, ich komme gleich wieder,“ sagte sie hastig und lief Bessonow nach. Er ging in eine Seitenallee. Dascha holte ihn schwer atmend ein und packte ihn am Armel. Er blieb stehen, wandte sich um und preßte die Lippen zusammen.

„Alexej Alexejewitsch, seien Sie mir nicht böse.“

„Ich bin Ihnen nicht böse, Sie selbst haben mit mir nicht sprechen wollen.“

„Nein, nein. . . . Sie haben mich mißverstanden. . . . Ich bin Ihnen sehr, sehr gut, ich wünsche Ihnen alles Beste. . . . Aber daran, was einmal zwischen uns war, wollen wir nicht mehr denken, vom Einstigen ist nichts mehr geblieben. . . . Ich fühle mich aber schuldig, und Sie tun mir leid. . . .“

Er hob die Schultern und blickte lächelnd an Dascha vorbei auf die Spaziergänger. „Ich danke für das Mitleid.“

Dascha seufzte, — wenn Bessonow ein kleiner Junge wäre, so würde sie ihn mitnehmen, mit warmem Wasser waschen, mit Bonbons traktieren und sich mit ihm so lange abgeben, bis in seinen Augen Freude aufleuchtete. Was soll sie aber jetzt mit ihm machen, — er hat sich selbst diese Qual erdacht, er quält sich, ist böse und gekränkt.

„Alexej Alexejewitsch, wenn Sie wollen, schreiben Sie mir jeden Tag, ich werde Ihnen pünktlich antworten,“ sagte Dascha und sah ihm mit dem gütigsten Ausdruck ins Gesicht.

Er warf den Kopf zurück und lachte hölzern und böse: „Danke. . . . Ich habe aber schon seit mehr als einem Jahr Ekel vor Papier und Tinte. . . .“ Er biß die Zähne zusammen und verzog das Gesicht, als hätte er etwas Saures gekostet. „Darja Dmitrijevna, Sie sind entweder eine Heilige oder eine dumme Gans. . . . Nehmen Sie es mir nicht übel. . . . Sie sind die Höllepein, zu der ich bei Lebzeiten verurteilt

bin, verstehen Sie es? . . . Seit zwei Jahren lebe ich wie ein Mönch. . . . Da haben Sie es! . . .“

Er machte eine Anstrengung, von ihr fortzugehen, konnte aber die Füße nicht vom Boden losreißen. Dascha stand mit gesenktem Kopf, — sie hatte alles verstanden, es war ihr traurig zumute, und ihr Herz war rein. Bessonow sah auf ihren gebeugten Hals, auf die unberührte, zarte Brust, die im Ausschnitt des weißen Kleides leuchtete, und dachte sich natürlich, daß es sein Tod sei.

„Haben Sie Erbarmen,“ sagte er mit einfacher, stiller, menschlicher Stimme. Sie antwortete, ohne den Kopf zu heben: „Ja, ja.“ Und sie entfernte sich von ihm zwischen den Bäumen. Bessonow erkannte noch zum letztenmal mit durchdringendem Blick ihren blonden Kopf in der Menge, — sie wandte sich nicht um. Er legte die Hand auf einen Baumstamm, klammerte sich mit den Fingern an die grüne Rinde: die Erde, die letzte Zuflucht, entchwand unter seinen Füßen.

XXV

Der Mond hing als trübe Kugel über den öden Torfssümpfen. Der Nebel rauchte längs der verlassenenen Schützengräben. Überall ragten Baumstümpfe aus der Erde und hie und da schwarze, niedere Fichten. Es war feucht und still. Über den schmalen Faszinenweg bewegte sich langsam, ein Pferd hinter dem andern, ein Sanitätstransport. Die Frontzone lag nur an die drei Werst entfernt, hinter der zackigen Silhouette des Waldes, und kein Ton klang von dort herüber.

In einem der Wagen lag, auf dem Heu ausgestreckt, unter einer nach Pferdeschweiß riechenden Decke Bessonow. Jeden Abend nach Sonnenuntergang hatte er Fieber, die Zähne klapperten vor leichtem Schüttelfrost, der ganze Körper war wie ausgetrocknet, und durch das Gehirn zogen mit kaltem Brausen klare, leichte, bunte Gedanken. Es war das herrliche Gefühl des Weichens jeder Körperschwere.

Die Pferddecke bis ans Kinn heraufgezogen, blickte Alexej Alexejewitsch in den nebligen, fiebernden Himmel; — da ist es, das Ende des Erdenwegs: Nebel, Mondlicht und der wie eine Wiege schaukelnde Wagen; der Kreis der Jahrhunderte hat sich geschlossen, und wieder knarren die Räder der Sklythenwagen. Alles Gewesene ist ein Traum: die Lichter Petersburgs, die Musik in strahlenden, warmen Sälen, die Flut von Frauenhaaren auf einem Kissen, dunkle Pupillen,

Todesqual im Blicke. . . . Langweile, Einsamkeit. . . . Das Halbdunkel des Arbeitszimmers, der Rauch der Zigarette, das vor krankhafter Erregung schlagende Herz und der Rausch keimender Worte. . . . Das junge Mädchen mit den weißen Margueriten, das so plötzlich aus dem erleuchteten Vorraum in sein dunkles Zimmer, in sein Leben getreten war. . . . Und Langweile, Sehnsucht und Trübsinn, die wie kalter Staub auf seinem Herzen liegen. . . . Das sind nur Träume. . . . Der Wagen schaukelt. . . . Neben dem Wagen geht ein Bauer mit einem dünnen Bärtchen, das wie Bast aussieht, die Mütze über die Augen gezogen; seit zweitausend Jahren schreitet er schon so neben dem Wagen. . . . Die unendlichen Räume der Zeit liegen offen im Mondlichte. . . . Aus dem Dunkel der Jahrhunderte schweben Schatten heran, Wagenräder knarren und durchpflügen die Welt mit schwarzen Furchen. Die Hunnen ziehen wieder über die Erde. Und dort, im trüben Nebel — in den Himmel steigende Rauchsäulen, Knarren und Achzen von Rädern. Das Knarren und Achzen wird immer lauter, der ganze Himmel ist von herzerschütterndem Dröhnen erfüllt. . . .

Der Wagen blieb plötzlich stehen. Durch das Brausen, das die vom Mondlicht und Nebel erfüllte Nacht durchdrang, klangen die erschrockenen Stimmen der Trainsoldaten. Bessonow hob, auf einen Ellenbogen gestützt, den Oberkörper. Nicht hoch über dem Walde schwebte eine lange, vielkantige Säule mit glänzenden Seitenflächen, — sie beschrieb im Mondlicht eine Schleife, kam, mit ihren Motoren brüllend, immer näher, wurde größer, und aus ihrem Bauche drang

ein schmales Lichtschwert; es glitt über den Sumpf, die Baumstümpfe, die gefälltten Fichten und das Lannengestrüpp und bohrte sich in die Straße und die Wagen.

Durch das Säusen klangen schwache, zarte Töne: ta, ta, ta, — als klopfte ein Metronom. . . . Die Menschen sprangen von den Wagen. Ein zweirädriger Sanitätskarren bog in den Sumpf ein und stürzte hin. . . . Auf der Straße, hundert Schritte vor Bessonow leuchtete plötzlich ein blendender Lichtbusch auf, ein Wagen und ein Pferd flogen als schwarze Masse in die Luft, eine riesenhafte Rauchsäule stieg hinauf, und der ganze Sanitätstransport wurde wie von einem brausenden Sturm durcheinandergeworfen. Die Pferde sprengten mit den Vorderrädern in den Sumpf, die Menschen liefen ihnen nach. Der Wagen, in dem Bessonow lag, stürzte um, und Alexej Alexejewitsch rollte von der Straße in den Graben, — ein schwerer Sack fiel ihm auf den Rücken, und dann kam eine Ladung Stroh.

Das Luftschiff warf eine zweite Bombe, das Säusen der Motore klang immer ferner und erstarb. Bessonow arbeitete sich aus dem Stroh heraus, befreite sich mit großer Mühe von den auf ihn gestürzten Säcken, schüttelte sich und kletterte auf die Straße hinauf. Hier standen quer einige Wagen ohne Vordertheil; im Sumpfe lag ein Pferd in seinen Deichselstangen, es hielt den Kopf erhoben und zuckte mechanisch mit einem Hinterbein.

Bessonow betastete sein Gesicht und seinen Schädel, — am Ohre war es klebrig; er drückte sein

Taschentuch an die Schramme und ging die Straße entlang auf den Wald zu. Vor Schreck und Erschütterung zitterten ihm so die Beine, daß er sich schon nach einigen Schritten auf einen Rieshaufen hinsetzen mußte. Er wollte etwas Kognak trinken, aber seine Feldflasche war mit dem Gepäck im Graben geblieben. Bessonow zog mit Mühe Pfeife und Zündhölzer aus der Tasche und begann zu rauchen, — der Tabak schmeckte bitter und widerlich. Jetzt erinnerte er sich seines Fiebers, — schlecht steht die Sache, er muß unbedingt den Wald erreichen, wo, wie er gehört hat, eine Batterie liegt.

Der Mond stand hoch am Himmel, die Straße wand sich im Nebel durch die öden Sümpfe und schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Hände in die Hüften gestemmt, hin und her schwankend, die zentnerschweren Stiefel mit Mühe hebend und schleppend, sprach Bessonow mit sich selbst: ‚Man hat mich einfach herausgeschmissen. . . . Schlepp dich, Hundesohn, schlepp dich, bis du überfahren wirst. . . . Hast Verse geschrieben und dumme Weiber verführt. . . . Das Leben war so langweilig. . . . Aber das war doch nur meine Privatsache. . . . Man hat mich herausgeschmissen, — siehst du dort den Punkt im Sumpfe: da wirst du verrecken. . . . Darfst wohl protestieren, bitte sehr. . . . Protestiere nur, heule. . . . Versuchs nur, versuchs nur, schrei, so schrecklich du kannst, heule. . . .‘

Bessonow wandte sich plötzlich um. Von der Landstraße glitt ein grauer Schatten hinunter. . . . Es überlief ihn kalt. Er lächelte, sprach einige abgeris-

sene, sinnlose Sätze und wankte weiter. . . . Dann sah er sich vorsichtig um: etwa fünfzig Schritt hinter ihm schleppte sich ein Hund mit großem Kopf und langen Beinen.

„Hol ihn der Teufel!“ murmelte Bessonow. Er ging etwas schneller und sah sich wieder um. Es waren fünf Hunde, grau und mit abschüssigen Hintern; sie gingen im Gänsemarsch, die Schnauzen gesenkt. Bessonow warf nach ihnen mit einem kleinen Stein. „Ich werde euch! . . . Marsch weg, Gesindel. . . .“ Die Tiere sprangen lautlos von der Straße in den Sumpf. Bessonow sammelte sich in den Mantelschoß Steine, blieb ab und zu stehen und warf nach den Hunden. . . . Dann ging er weiter, piff und schrie: He, he! . . . Die Tiere kamen wieder auf die Landstraße und trabten einer hinter dem andern weiter ohne ihm näher zu kommen.

Zu beiden Seiten der Straße begann niederes Lannengebüsch. Da sah Bessonow an einer Straßenbiegung vor sich eine menschliche Gestalt. Sie blieb stehen, sah sich um und trat langsam in den Schatten der Lannen.

„Teufel!“ flüsterte Bessonow und wich gleichfalls in den Schatten. Hier stand er lange, bemüht, sein Herzklopfen zu bemeistern. Auch die Tiere blieben nicht weit von ihm stehen. Das vorderste legte sich nieder, die Schnauze auf die Pfoten. Der Mensch vorne rührte sich nicht. Bessonow sah klar eine weiße lange Wolken über den Mond ziehen. Dann hörte er einen Laut, der wie eine Nadel in sein Hirn drang: das Krachen eines Astchens, wahrscheinlich unter dem

Fuße jenes Menschen. Bessonow trat schnell auf die Mitte der Landstraße und schritt, die Fäuste vor Wut geballt, vorwärts. Endlich erblickte er ihn zu seiner Rechten: es war ein großgewachsener Soldat mit gebeugtem Rücken, er trug den Mantel über die Schultern geworfen, und sein langes Gesicht ohne Brauen war wie leblos, grau, mit halbgeöffnetem, großem Mund.

„He du, von welchem Regiment?“ rief Bessonow.

„Von der zweiten Batterie.“

„Komm, begleite mich zur Batterie.“

Der Soldat schwieg und rührte sich nicht; er sah Bessonow mit trüben Blicken an und wandte dann sein Gesicht nach links.

„Wer sind diese da?“

„Hunde,“ antwortete Bessonow ungeduldig.

„Nein, Hunde sind es nicht.“

„Komm, rühr dich, begleite mich.“

„Nein, ich komm nicht mit,“ sagte der Soldat leise.

„Hör mal, ich habe Fieber, begleite mich, bitte, ich will dir Geld geben.“

„Nein, ich geh nicht mit,“ sagte der Soldat, seine Stimme erhebend. „Ich kehre nicht zurück, ich bin Deserteur.“

„Dummkopf, man wird dich ja erwischen.“

„Alles ist möglich.“

Bessonow schielte über die Schulter, — die Tiere waren verschwunden, sie hatten sich wohl in die Lannen zurückgezogen.

„Ist es weit bis zur Batterie?“

Der Soldat gab keine Antwort. Bessonow wandte

sich, um weiterzugehen, der Soldat packte ihn aber sofort am Ellenbogen, so fest wie mit einer Zange. „Nein, Sie werden nicht hingehen. . . .“

„Laß meinen Arm los!“

„Ich lasse ihn nicht los!“ Der Soldat blickte, ohne Bessonows Hand loszulassen, zur Seite, über die Lannen hinweg. „Ich habe schon seit drei Tagen nichts gegessen. . . . Vorhin war ich im Graben eingebüßelt und hörte: sie gehen. . . . Ich denke mir, es seien Truppen. Ich liege. Sie gehen, eine große Menge, — sie gehen und gehen, im gleichen Schritt und Tritt, es hallt über die ganze Landstraße. . . . Was ist das für eine Geschichte? Ich kriechе aus dem Graben und sehe: sie gehen in Totenhemden über die ganze Landstraße, es ist kein Ende zu sehen. . . . Sie schwanken wie Nebel, und die Erde zittert unter ihnen. . . .“

„Was sprichst du da?“ schrie Bessonow mit wilder Stimme und versuchte sich loszureißen.

„Ich spreche die Wahrheit, und du mußt mir glauben, Hund! . . .“

Bessonow befreite seinen Arm und lief davon; der Soldat stampfte hinter ihm drein und packte ihn, schwer atmend, an der Schulter. Bessonow fiel hin und schützte Hals und Gesicht mit den Händen. Der Soldat stürzte keuchend über ihn her, umklammerte mit seinen harten Fingern Bessonows Hals und preßte ihn zusammen.

„So einer bist du also?“ flüsterte der Soldat durch die Zähne. Durch den Körper des Liegenden lief ein langes Zucken, er streckte sich und lag plötzlich flach

im Staube. Der Soldat ließ ihn los, stand auf, hob seine Mütze vom Boden und ging, ohne sich umzusehen, den Weg weiter. Er schwankte, schüttelte den Kopf, setzte sich und ließ die Beine in den Graben hängen.

„Ach, es ist mein Tod!“ sagte der Soldat laut und gedehnt. „Herr, entlasse mich. . . .“

XXVI

Nach dem mißglückten Fluchtversuch aus dem Konzentrationslager wurde Iwan Iljitsch Teljegin in eine Festung überführt und in Einzelhaft genommen. Hier plante er einen neuen Fluchtversuch und feilte sechs Wochen lang am Fenstergitter. Im Hochsommer wurde aber diese ganze Festung plötzlich geräumt, und Teljegin kam als vorbestraft in die sogenannte „Gnila-Jama“ (Faule Grube). Das war ein schrecklicher, bedrückender Ort, — in einem weiten Talkessel, mitten in einem Torfsumpfe standen vier in einem Quadrat angeordnete, von Stacheldraht umzogene, lange Baracken. In der Ferne, bei den Hügeln, wo Schornsteine ragten, begann eine Schmalspurbahn, deren verrostete Schienen sich durch den ganzen Sumpf zogen und nicht weit von den Baracken vor einem tiefen Einschnitt aufhörten, — an der Stelle der vorjährigen Arbeiten, bei denen mehr als fünftausend russische Soldaten an Typhus und Ruhr gestorben waren. Auf der andern Seite der gelbbraunen Ebene erhoben sich in ungleichen Zacken die lilafarbenen Karpathen. Nördlich von den Baracken, gleich hinter dem Stacheldraht konnte man eine Menge von Grabkreuzen aus Fichtenholz sehen, die über den ganzen Sumpf verstreut waren.

An heißen Tagen stiegen von der Ebene Ausdünstungen auf; die Bremsen summten, Mücken klebten an den Gesichtern, die Sonne stand trübbrot am Him-

mel und ließ diesen hoffnungslosen Ort dampfen und verwesen.

Die Behandlung war streng, die Kost karg. Die Hälfte der Offiziere litt an Magenkrankheiten, Fieber, Ausschlägen und Geschwüren. Einige waren daran gestorben. Aber im Lager herrschte dennoch eine gehobene Stimmung: Brussilow rückte unter schweren Kämpfen vor, die Franzosen schlugen die Deutschen in der Champagne und bei Verdun, die Türken räumten Kleinasien. Das Ende des Krieges schien nun wirklich nicht mehr fern. Die in „Gnila-Zama“ Eingesperrten ertrugen mit zusammengebissenen Zähnen alle Entbehrungen: zu Neujahr werden wir zu Hause sein.

Der Sommer ging aber zu Ende, es begann die Regenzeit, Brussilow stellte seine Offensive ein, ohne Krakau und Lemberg genommen zu haben, die blutigen Schlachten an der französischen Front hörten auf, — die Entente und die Zentralmächte leckten sich ihre Wunden. Das Kriegsende wurde offenbar auf nächsten Herbst hinausgeschoben.

Nun begann in „Gnila-Zama“ die Verzweiflung. Der Schlafnachbar Teljegins, Woskoboinkow, hörte plötzlich auf, sich zu waschen und zu rasieren, lag tagelang auf der Pritsche mit halbgeschlossenen Augen und gab auf Fragen, die man an ihn richtete, keine Antwort. Ab und zu setzte er sich schnell auf und kratzte voller Haß seinen ganzen Körper mit den Nägeln. Auf seiner Haut zeigten sich rosa Flechten, die periodisch wieder verschwanden. Eines Nachts weckte er Iwan Iljitsch und fragte mit dumpfer Stimme: „Teljegin, bist du verheiratet?“

„Nein.“

„Ich habe in Lwer eine Frau und eine Tochter. Besuche sie, hörst du!“

„Hör auf, Jakow Iwanowitsch, schlaf.“

„Ich werde tief einschlafen, Bruder.“

Beim Morgenappell meldete sich Woskoboinikow nicht. Man fand ihn in der Retirade, an einem schmalen Ledergürtel erhängt. Die ganze Baracke erzachte. Die Offiziere drängten sich um die Leiche, die auf dem Rücken auf dem Boden lag. Die Laterne, die ihr zu Häupten stand, beleuchtete das von Abscheu und Qual verkrampfte knochige Gesicht und die Kratzspuren auf der Brust unter dem zerrissenen Hemd. Das Laternenlicht war trüb, die Gesichter der Lebenden, die sich über die Leiche beugten, waren geschwollen, gelb und verzerrt. Einer von ihnen, Oberleutnant Melischin, wandte sich plötzlich gegen die Tiefe der Baracke und sagte laut: „Kameraden, werden wir dazu schweigen?“ Durch die Menge, über alle Pritschen ging ein dumpfes Murren. Die Eingangstüre wurde aufgeschlagen, und ein verschlafener österreichischer Offizier, der Lagerkommandant, trat in die Baracke. Die Menge gab ihm den Weg zur Leiche frei, und sofort wurden erregte Stimmen laut:

„Wir werden nicht schweigen!“

„Ihr habt den Menschen zu Tode gequält!“

„Es liegt ein System darin.“

„Ich selbst verfaule bei lebendigem Leibe.“

„Wir dulden es nicht. Wir fordern Versetzung an einen andern Ort!“

„Wir sind keine Zuchthäusler!“

Der Kommandant reckte sich auf den Zehen und schrie: „Mund halten! Jeder auf seinen Platz! Ihr russischen Schweine!“

„Was? . . . Was hat er gesagt? . . .“

„Wir sind russische Schweine?!“

Zum Kommandanten drängte sich alsbald ein kleiner, dicker Mann mit zerzaustem Vollbart vor, der Stabshauptmann Schukow. Er hob seinen kurzen Zeigefinger dicht vor das Gesicht des österreichischen Offiziers und rief mit schluchzender Stimme: „Siehst du meinen Finger, du Hundesohn, siehst du ihn?“ Er schüttelte seine Mähne, packte den Kommandanten an den Schultern, beutelte ihn wie rasend, warf ihn zu Boden und stürzte sich über ihn her. Die Offiziere drängten sich um die beiden Ringenden und schwiegen. Da hörte man aber schon auf dem Bretterboden die Schritte der herbeilaufenden Soldaten, und der Kommandant schrie „Hilfe!“ Tseljegin, der die ganze Zeit hinter den anderen gestanden hatte, stieß mit den Worten „Ihr seid wohl verrückt geworden, er wird ihn ja erwürgen!“ seine Kameraden auseinander, packte Schukow bei den Schultern und schleppte ihn weg. „Sie sind ein gemeiner Kerl!“ rief er dem Kommandanten auf deutsch zu. Schukow atmete schwer mit weit aufgerissenem Munde. „Laß, ich will ihm das Schwein zeigen!“ sagte er dumpf und heiser. Der Kommandant hatte sich aber schon erhoben und die zerdrückte Mütze in die Stirne gezogen und streifte mit einem schnellen, durchdringenden Blick Schukow, Tseljegin und Meljschin und noch zwei oder drei neben ihnen stehende Offiziere, als wollte er sich ihre Gesichter merken. Dann verließ er sporen-

flirrend die Baracke. Man schloß sofort die Thür und stellte beim Eingang zwei Wachtposten auf.

An diesem Morgen gab es weder Appell, noch Trommelwirbel, noch Kaffee. Gegen Mittag kamen in die Baracke Soldaten mit einer Bahre und trugen Woskoboinkows Leiche hinaus. Die Thüre wurde wieder geschlossen. Die Offiziere verteilten sich auf den Pritschen, viele legten sich hin. In der Baracke wurde es ganz still, — die Sache war ja klar: Meuterei, Mordversuch, Standgericht.

Iwan Iljitsch begann diesen Tag wie jeden andern, ohne die geringste Abweichung von den Regeln, die er sich selbst aufgestellt hatte und die er seit mehr als einem Jahre peinlich befolgte: um sechs Uhr früh pumpfte er einen Eimer voll braunen Wassers, rieb sich damit ab, machte hundertundeine gymnastische Übung, wobei er darauf achtete, daß die Gelenke ordentlich knackten, zog sich an, rasierte sich und setzte sich — heute, da es keinen Kaffee gab, mit nüchternem Magen — an die deutsche Grammatik.

Teljegin war während der Gefangenschaft schweigsam geworden; sein mit Muskeln gepanzerter Körper war eingetrocknet, die Bewegungen waren schnell und scharf, die Augen gleichsam verblichen und zeigten einen kalten, trozigen Glanz, — im Augenblick des Zornes oder der Entschlossenheit waren sie schrecklich.

Er nahm heute fleißiger als sonst die deutschen Worte durch, die er sich gestern herausgeschrieben hatte, und schlug das zerlesene Bändchen Spielhagen auf. Schukow setzte sich zu ihm auf die Pritsche.

Iwan Iljitsch fuhr fort, ohne sich zu ihm umzuwenden, halblaut im deutschen Buche zu lesen. Schukow seufzte und sagte dann: „Ich will vor Gericht aussagen, daß ich geisteskrank bin, Iwan Iljitsch.“

Teljegin sah ihn schnell an. Das rosige, gutmütige Gesicht Schukows mit der breiten Nase, dem lockigen Bart, den weichen, warmen Lippen, die durch das Dickicht des verwahrlosten Schnurrbartes zu sehen waren, zeigte einen schuldbewußten Ausdruck; die hellen Wimpern zwinkerten oft und schnell.

„Wie kam ich nur dazu, ihm den verfluchten Finger vor die Nase zu halten! Ich weiß selbst nicht mehr, was ich damit beweisen wollte. Iwan Iljitsch, ich sehe es ein, — ich bin natürlich schuld. . . . So habe ich auch die Kameraden hineingelegt. . . . Also habe ich beschlossen, mich für geisteskrank zu erklären. . . . Was sagen Sie dazu?“

„Hören Sie mal, Schukow,“ antwortete Iwan Iljitsch, einen Finger ins Buch legend, „einige Mann wird man in jedem Falle erschießen. . . . Wissen Sie das?“

„Ja, ich verstehe.“

„Wäre es nicht einfacher, vor Gericht keinen Narren zu spielen. . . . Wie meinen Sie? . . .“

„Das stimmt natürlich.“

„Keiner der Kameraden wird Ihnen einen Vorwurf machen. Nur ist das Vergnügen, den Österreicher in die Fresse zu hauen, zu teuer bezahlt.“

„Iwan Iljitsch, wie ist es mir selbst zumute: die Kameraden vors Kriegsgericht zu bringen!“ Schukow ballte seine kleine Faust zusammen und schüttelte den

Kopf. „Wenn die Hunde mich allein bestrafen wollten, wäre es mir leichter.“

Er sprach noch lange in diesem Sinne, aber Teltjegin hörte ihm nicht mehr zu und las in seinem Spielhagen. Dann stand er auf, streckte sich und ließ die Gelenke knacken. In diesem Augenblick ging die Außentüre geräuschvoll auf, vier Soldaten mit auf-gepflanztem Bajonett traten in die Baracke und stellten sich zu beiden Seiten der Türe auf; die Gewehrschlösser klirrten; eine Weile später kam der Feldwebel, ein mürrischer Mensch mit einer Binde auf einem Auge. Er überblickte die Baracke und rief mit dumpfer, unheilverkündender Stimme: „Stabshauptmann Schukow, Oberleutnant Meljtschin, Leutnant Iwanow, Leutnant Ubejko, Fähnrich Teltjegin. . .“

XXVII

Traurig und öde sind die Karpathen an einem windigen Herbstabend. Trüb und unruhig war es den Flüchtlingen zumute, als sie auf der windungsreichen, von den Regengüssen bis zum Gestein ausgewaschenen, weißen Straße den Paß erreichten. Drei oder vier bis zum Wipfel entblößte Fichten wiegten sich über dem steilen Abhang. Unten im Nebel rauschte dumpf der fast unsichtbare Wald. Noch tiefer, auf dem Grunde murrte und plätscherte ein wasserreicher Strom und ließ die Ufersteine dröhnen.

Hinter den Fichtenstämmen, weit hinter den bewaldeten und nackten Berggipfeln leuchtete zwischen den bleiernen Wolken der lange, trübrote Schliß des Abendrotes. Der Wind blies in dieser Höhe frei und stark; er piffte alte Erinnerungen in die Ohren.

Die Flüchtlinge bogen in den Wald ein und gingen längs der Straße. Sie sprachen wenig und nur im Flüsterton. Es war ganz dunkel geworden. Über ihren Köpfen rauschten wichtig die Fichten, und es klang wie ferne Wellenbrandung, — streng und ewig.

Teljegin stieg von Zeit zu Zeit auf die Landstraße hinunter, um nach den Kilometersteinen zu sehen. An einer Stelle, wo sie einen Militärposten vermuteten, machten sie einen großen Umweg, kletterten über mehrere Gräben, stießen im Dunkeln auf gestürzte Bäume und Bergbäche, wurden ganz naß und zerrissen sich die Kleider. So gingen sie die ganze Nacht.

Des Morgens machten sie in einer versteckten Waldschlucht an einem Bache halt.

Teljegin und Meljischin breiteten die Karte auf der Erde aus, und jeder machte für sich eine kleine Orientierungsskizze. Es wurde beschloffen, sich am anderen Tage zu trennen: Meljischin und Schukow wollten nach Rumänien gehen, Teljegin den Weg über Galizien versuchen. Sie vergruben die große Karte in die Erde. Dann häuften sie Laub auf, vergruben sich darin und schlieffen sogleich ein.

Das war um die dritte Nachmittagsstunde. Über der Schlucht hoch oben auf dem Felsen stand ein Mann, auf ein Gewehr gestützt, — der Posten, der die Brücke bewachte. In der Waldeinsamkeit ringsum und zu seinen Füßen war es still; man hörte nur, wie ein schwerfälliger Auerhahn über eine Waldwiese flog und mit den Flügeln das Lannengebüsch streifte und wie irgendwo eintönig und langsam Wasser tropfte. Der Wachtposten stand eine Weile unbeweglich da, warf dann das Gewehr auf die Schulter und entfernte sich.

Als Iwan Iljitsch die Augen öffnete, war es schon Nacht; zwischen den schwarzen, unbeweglichen Zweigen leuchteten die Sterne, sie waren groß und klar und funkelten wie himmlischer Tau.

Er setzte sich auf, sah sich um und legte sich wieder auf den Rücken. Die Nacht war still, im Dunkeln plätscherte ein Bächlein. Iwan Iljitsch begann sich des letzten Tages zu erinnern, aber die Empfindung der seelischen Spannung vor dem Standgericht und während der Flucht war so schmerzhaft, daß er diese Gedanken von sich wies und wieder zum Himmel hinaufschaute.

Über seinem Kopfe strahlte in einem kleinen Sternbild mit blauem Licht ein Stern. Vor tausend Jahren hatte dieser blaue Strahl den Stern verlassen, und nun fiel er auf Iwan Iljitschs Auge und rührte an seinem Herzen. Dieser Stern, und die Milchstraße, und die zahllosen Gestirne sind nur wie ein Sandkorn im himmlischen Ozean; und dort gibt es auch Abgründe in die Ewigkeit, schwarz wie Kohlenfässer. Und alle diese Sterne und schwarzen Abgründe sind in ihm, im glühenden Herzen Iwan Iljitschs, das heftig im trockenen Laube pochte.

Es war wohl der Sternenstaub von Millionen von Welten notwendig, um dieses lebendige Klümpchen Herz zu schaffen, das nur darum lebt, weil es lieben will. Und ebenso wie das Sternenlicht sich unfaßbar über die Erde ergießt, so sendet auch das Herz sein unsichtbares Licht, — die Sehnsucht nach Liebe, — zu den Sternen hinauf und will nicht daran glauben, daß es klein und sterblich ist. Es war ein Augenblick göttlicher Größe.

„Sie schlafen nicht?“ fragte die leise Stimme Meljichins.

„Nein, ich bin schon lange wach. Stehen Sie auf und wecken Sie den Hauptmann. Wir müssen aufbrechen.“

Eine Stunde später schritt Iwan Iljitsch allein auf der im Dunkeln weiß schimmernden Straße dahin.

XXVIII

Zeligin erreichte am zehnten Tage die Frontzone. Während der ganzen Zeit marschierte er nur nachts und verkroch sich bei Tagesanbruch im Wald; wenn er aber ins Tal hinabsteigen mußte, suchte er sein Nachtlager möglichst weit entfernt von Menschenwohnungen. Er lebte von Gemüse, die er in den Gärten stahl.

Die Nacht war regnerisch und kalt. Iwan Klitsch schleppte sich auf der Landstraße gegen den Strom der nach Westen ziehenden Verwundetentransporte, von Fuhrwerken mit Hausrat und Scharen von Frauen und Greisen, die ihre Kinder und ihre Bündel auf den Armen trugen.

Mit ihm, nach Osten, bewegten sich Militärtransporte und Truppenteile. Es war so seltsam: die Jahre Bierzehn und Fünfzehn waren schon vorüber, das Jahr Sechzehn ging zu Ende, aber auf den ausgefahrenen Straßen ratterten noch immer die Wagen und schleppten sich in demütiger Verzweiflung die Bewohner der niedergebrannten Dörfer. Der Unterschied war lediglich der, daß die großen Pferde jetzt nur mit Mühe ihre Beine hoben, die Soldaten abgerissen und kleiner und die zahllosen Obdachlosen schweigsam und gleichgültig waren. Aber dort, im Osten, von wo der schneidende Wind die niedrig hängenden Wolken herantrieb, schlugen die Menschen immer noch andere Menschen tot, die schon aufgehört hatten Feinde zu sein, und konnten einander doch nicht ausrotten.

In einer sumpfigen Niederung, auf der Brücke über einen angeschwollenen Fluß, zog im Dunkeln eine große Masse von Menschen und Fuhrwerken. Räder dröhnten, Peitschen knallten, Kommandorufe schrillten, eine Menge Laternen bewegte sich schwankend, und ihr Licht fiel auf das zwischen den Brückenpfeilern brodelnde trübe Wasser.

Iwan Iljitsch erreichte, am Abhange der Landstraße gleitend, die Brücke. Über die Brücke zog ein Militärtransport. Vor Tagesanbruch durfte er gar nicht daran denken, aufs andere Ufer zu kommen.

Beim Betreten der Brücke hockten sich die Pferde zwischen den Deichselstangen hin, versuchten sich mit den Hufen an den durchnäßten Brettern festzuhalten und warfen die schwerbeladenen Wagen beinahe um. Am Brückenkopfe stand ein Reiter in einem vom Winde geblähten Mantel; er hielt eine Laterne in der Hand und schrie mit heiserer Stimme. Ein alter Mann ging auf ihn zu, zog die Mütze und schien ihn um etwas zu bitten. Der Reiter schlug ihm zur Antwort mit dem Säbelgriff ins Gesicht, und der Greis fiel unter die Räder.

Das andere Ende der Brücke verschwand in der Finsternis, aber die vielen Laternen erweckten den Eindruck, als hätten sich dort Tausende von Flüchtlingen angesammelt. Der Wagenzug bewegte sich langsam über die Brücke. Iwan Iljitsch stand an einen Wagen gedrückt, — darin saß, eine Bettdecke über die Schultern geworfen, eine magere Frau mit über die Augen herabfallenden Haaren. Mit der einen Hand umklammerte sie ein Vogelbauer, mit der an-

dern hielt sie die Zügel. Der ganze Wagenzug hielt plötzlich. Die Frau wandte entsetzt den Kopf um. Am anderen Ende der Brücke wurde das Stimmengewirr lauter, die Laternen bewegten sich schneller. Es war etwas geschehen. Ein Pferd schrie durchdringend wie ein wildes Tier. Eine Stimme rief gedehnt: „Rettet euch!“ Im nächsten Augenblick wurde die Luft von einer Gewehrsalve zerrissen. Die Pferde taumelten zur Seite, die Wagen krachten, Frauen und Kinder schrien, heulten und winselten.

In der Ferne rechts leuchteten einzelne Funken und krachten Antwortschüsse. Iwan Flitsch stieg auf ein Wagenrad und sah hin. Sein Herz hämmerte. Es hatte den Anschein, als schiese man von allen Seiten, längs des ganzen Flusses. Die Frau mit dem Bogelbauer versuchte vom Wagen zu steigen, ihr Rock blieb am Rad hängen, und sie fiel hin. „Helft!“ schrie sie mit tiefer Stimme. Der Käfig mit dem Vogel rollte den Abhang hinunter.

Der Wagenzug kam wieder in Bewegung und fuhr unter Geschrei und Gerassel im Trab über die Brücke. „Halt, halt!“ schrieen aber gleich wilde Stimmen. Iwan Flitsch sah, wie ein großes Fuhrwerk sich über das Brückengeländer neigte und in den Fluß stürzte. Er stieg vom Rad, sprang über die liegengelassenen Bündel, holte den Wagenzug ein und warf sich in einen Wagen. Da schlug ihm der süße Geruch von Brot entgegen. Er steckte die Hand unter die Plache, brach ein Stück vom Brote ab und begann, vor Oier keuchend, zu essen.

Endlich war der ganze Zug in Unordnung, unter

Schüssen, über die Brücke gekommen. Iwan Iljitsch stieg vom Wagen, gelangte zwischen den Fuhrwerken der Flüchtlinge aufs Feld und ging der Landstraße entlang. Aus den abgerissenen Säzen, die er in der Finsternis erhaschte, erkannte er, daß die Schießerei einer feindlichen, d. h. russischen Patrouille galt. Folglich war die Frontlinie höchstens zehn Werst entfernt.

Iwan Iljitsch blieb einigemal stehen, um Atem zu holen. Es war schwer, gegen den Wind und Regen zu gehen. Die Beine knickten in den Knien ein, das Gesicht glühte, die Augen waren entzündet und geschwollen. Schließlich setzte er sich auf einen Erdbuckel und ließ den Kopf in die Hände sinken. Eiskalte Regentropfen fielen ihm in den Nacken, der ganze Körper schmerzte wie überfahren.

In diesem Augenblick schlug ein rundes, dumpfes Geräusch, als wäre irgendwo die Erde eingestürzt, an sein Ohr. Nach einer Minute ertönte ein zweiter, ähnlicher Seufzer der Nacht. Iwan Iljitsch hob den Kopf und lauschte. Er unterschied zwischen diesen tiefen Seufzern ein dumpfes Brummen, das bald verstummte, bald zu einem bösen Grollen anwuchs. Die Töne kamen nicht aus der Richtung, in die Iwan Iljitsch ging, sondern von links, von der fast entgegengesetzten Seite.

Er setzte sich auf die andere Seite des Grabens hinüber; nun konnte er deutlich die zerfetzten Wolken sehen, die tief über den schmutzigen, eisernen Himmel jagten. Es war das Morgengrauen. Dort war der Osten. Dort war Rußland.

Iwan Iljitsch stand auf, schnallte den Gürtel enger

und ging, im Schmutz ausgleitend, über nasse Acker, Gräben und die halbzerfallenen Reste der vorjährigen Schützengräben in diese Richtung.

Als es ganz hell geworden war, erblickte er wieder am Rande des Feldes eine Landstraße voller Menschen und Fuhrwerke. Er blieb stehen und sah sich um. Seitwärts stand unter einem großen, halb entlaubten Baum eine kleine, weiße Kapelle. Die Tür war von den Angeln gerissen, auf dem runden Dach und auf der Erde lag welkes Laub.

Iwan Iljitsch beschloß, hier den Abend abzuwarten; er trat in die Kapelle und legte sich auf den moosbewachsenen grünen Boden mit dem Gesicht zur Wand. Der zarte und durchdringende Geruch von welkem Laub benahm ihm den Kopf. In der Ferne hörte man Rädergerassel und Peitschengeknall. Diese Töne erschienen ihm ungemein angenehm, und plötzlich waren sie alle verstummt. Es war ihm, als hätte ihm jemand die Finger auf die Augen gedrückt. In der bleiernen Schwere des Schlafes erschien allmählich ein lebendiges Pünktchen. Es bemühte sich gleichsam, ein Traumgesicht zu werden, und konnte es nicht. Die Müdigkeit war so groß, daß Iwan Iljitsch brummend den Kopf schüttelte und sich immer tiefer in den weichen Abgrund des Schlafes vergrub. Aber das Pünktchen erschien immer wieder und beunruhigte ihn, als wäre etwas geschehen, — sein Herz strömte über von Tränen. Der Schlaf wurde immer leichter, und in der Ferne dröhnten wieder die Räder. Iwan Iljitsch setzte sich auf und sah sich um. Durch die Tür konnte er die dichten, flachen Wolken sehen; die Sonne, die sich

dem Westen zuneigte, streckte unter ihren nassen bleiernen Rücken ihre breiten Strahlen aus. Ein flüssiger Lichtfleck legte sich auf die baufällige Mauer der Kapelle und beleuchtete das gesenkte Antlitz der hölzernen, vor Alter verblichenen Madonna mit goldener Krone; das in ein verschossenes Kleidchen gehüllte Knäblein lag auf ihrem Schoße, seine segnende Hand war abgebrochen.

Iwan Klitsch bekreuzigte sich und verließ die Kapelle. Auf der steinernen Schwelle saß eine junge blonde Frau mit einem Kindlein im Schoße. Sie hatte einen weißen, schmutzbespritzten Filzkittel an. Die eine Hand stützte die Wange, die andere lag auf der bunten Decke des Kindes. Sie hob langsam den Kopf, — ihr Blick war so hell und sonderbar, — das verweinte Gesicht zuckte, als wollte es lächeln, und sie sagte auf ruthenisch leise und einfach: „Der Junge ist tot.“ Dann stützte sie das Gesicht wieder in die Hand. Tseljegin beugte sich über sie und streichelte ihr den Kopf, sie seufzte krampfhaft auf, und Tränen liefen ihr über die Wangen. „Kommen Sie. Ich will ihn tragen,“ sagte er freundlich.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Wohin soll ich gehen. Gehen Sie allein mit Gott, guter Herr.“

Iwan Klitsch blieb noch eine Weile stehen, drückte sich die Mütze in die Augen und ging.

XXIX

Die letzte Stunde vor Moskau rollte der Zug mit gedehntem Pfeifen an den verödeten Sommerfrischen vorbei; sein weißer Rauch verfing sich im Herbstlaub, in den durchsichtig gelben Birken und dem purpurnen Espengehölz, wo es nach Pilzen roch. Hier und da hing ein Ahornast mit blutroten, gefingerten Blättern auf das Geleise herab. Durch das entlaubte Gesträuch sah man Glasflugeln in Beeten, vernagelte Fensterläden von Sommerhäusern und mit Laub bedeckte Gartenwege und Stufen.

Da fliegt eine Bedarfshaltestelle vorbei, wo zwei Soldaten mit Rucksäcken mit aufgerissenem Munde auf die Fenster des Zuges starren und auf einer Bank ein trauriges, von Gott vergessenes junges Mädchen in kariertem Mäntelchen sitzt und mit der Spitze eines Regenschirms auf den nassen Brettern des Perrons ein Muster zeichnet. Da erscheint an einer Biegung zwischen den Bäumen ein Bretterschild mit einer aufgemalten Flasche ‚Schustows unvergleichlicher Ebereschenlikör‘. Da ist der Wald zu Ende, und rechts und links ziehen sich lange Reihen weißgrüner Kohlköpfe hin; am Schlagbaum steht ein Wagen mit Stroh, und ein Bauernweib mit Männerhalbpelz hält ein ungefügliches graues Pferdchen am Zaum. In der Ferne aber unter der langgestreckten Wolke tauchen schon die Turmspitzen auf, und hoch über der Stadt werden die fünf strahlenden Zwiebeln der Erlöserkathedrale sichtbar.

Leljegin lag im Fenster und atmete den kräftigen Oktoberduft ein: den Geruch von Laub, feuchten Pilzen, vom Rauch irgendwo brennenden Stroh's und von der vom Morgenfroste gehärteten Erde.

Er fühlte hinter sich den schweren Weg der beiden qualvollen Jahre liegen, der in dieser herrlichen, langen Stunde der Erwartung endete. Iwan Iljitsch hatte es genau berechnet: um halb drei Uhr wird er den Knopf an der einzigen Lüre drücken — er stellte sie sich aus heller Eiche mit zwei Fensterchen oben vor —, an die er sich wohl noch sterbend hingeschleppt haben würde.

Die Gemüsegärten gingen zu Ende, und am Geleise flogen die schmutzbesprühten Vorstadthäuschen vorbei, schlecht gepflasterte Straßen mit rasselnden Frachtfuhrwerken, Bretterzäune und dahinter Gärten mit uralten Linden, die ihre Äste bis in die Mitte der Gassen ausstreckten, bunte Ladenschilder, Passanten, die in ihren eigenen nichtigen Geschäften gingen und weder den dröhnenden Zug, noch den im Fenster liegenden Iwan Iljitsch bemerkten; ein in die Tiefe der Straße laufender, wie ein Spielzeug aussehender Trambahnwagen, eine von einem Hause halbverdeckte winzige Kirche, — Iwan Iljitsch bekreuzigte sich schnell, — die Räder klopften auf den Weichen. Endlich, endlich, nach zwei langen Jahren sah er den asphaltierten Peron des Moskauer Bahnhofs an den Fenstern vorbeischieben. In die Wägen stiegen die Träger, saubere, gleichgültige, alte Männchen in weißen Schürzen. Iwan Iljitsch streckte seinen Kopf weit hinaus und suchte etwas mit den Blicken. Unsinn, er hatte doch niemand von seinem Kommen benachrichtigt.

Als Iwan Iljitsch mit seinem billigen Köfferchen, das er in aller Eile in Kiew gekauft hatte, aus dem Bahnhofgebäude trat, konnte er sich nicht des Lachens enthalten: etwa fünfzig Schritte vor ihm stand auf dem Platz eine lange Reihe von Droschken. Die Kutscher winkten mit den Fausthandschuhen und schrien:

„Ich will den Herrn fahren! Ich! Ich!“

„Herr, warum wollen Sie denn den Braunen nehmen? Hier ist ein Klappe!“

„Bitte, bitte, ich fahre den Herrn!“

„Was drängst du dich vor, grindiger Teufel? Zurück!“

„Einen Traber mit Gummirädern!“

Die zurückgehaltenen Pferde stampften, schnaubten und wieherten. Das Geschrei erhob sich über dem ganzen Platz. Man konnte meinen, die ganze Reihe der Droschken wolle jeden Augenblick den Bahnhof stürmen.

Iwan Iljitsch stieg in eine sehr hoch gebaute Luxusdroschke mit hohem Sitz; der freche, schmucke Kutscher fragte ihn herablassend freundlich nach der Adresse und ließ, der Eleganz halber seitwärts sitzend und die lose hängenden Zügel in der linken Hand haltend, seinen Traberhengst laufen; die Gummireifen sprangen über die Pflastersteine.

„Kommen der Herr aus dem Felde?“ fragte der Kutscher.

„Aus der Gefangenschaft,“ antwortete Iwan Iljitsch, „ich bin geflohen.“

„Nein, wirklich? Wie sieht es denn dort aus? Man sagt, sie haben nichts mehr zu fressen. — Obacht,

Mutter! . . . Ja, ein Nationalheld. . . . Viele fliehen aus der Gefangenschaft, immer vor Hunger. — Fuhrmann, Obacht! Du frecher Kerl! . . . Kennen Sie den Iwan Trifonytsch?“

„Wen?“

„Den vom Kasguljai, er handelt mit Karbol oder mit Schwefel. Gestern fuhr er mit mir und jammerte furchtbar. Ja, das sind Geschichten! . . . Er hat an den Kriegslieferungen so viel verdient, daß er gar nicht weiß, was er mit dem Gelde anfangen soll; nun brennt ihm aber vorgestern seine Frau mit einem Polacken durch. Und sogar gar nicht weit: in den Petrowskij-Park, zum Jean. Am andern Tage haben unsere Kutscher die Neuigkeit über ganz Moskau verbreitet. Iwan Trifonytsch kann sich jetzt nicht mehr auf der Straße sehen lassen, alle lachen. . . . Das hat er davon, daß er so viel verdient und gestohlen hat. . . .“

„Fahr, bitte, schneller, mein Bester,“ sagte Iwan Iljitsch, obwohl der hochgebaute Hengst auch ohnehin wie der Wind durch die Gasse flog.

„Wir sind schon da, Herr, die zweite Tür. Halt!“

Iwan Iljitsch warf einen erregten Blick auf die sechs Fenster des weißen Häuschens, in denen ruhig und reinlich Spitzenstores hingen, und sprang aus dem Wagen. Die Türe war alt und geschnitz, mit einem Löwenkopf als Griff, und die Klingel war nicht elektrisch, sondern zum Ziehen. Iwan Iljitsch stand einige Sekunden da und hatte nicht die Kraft, die Hand an die Klingel zu führen, sein Herz schlug langsam und schmerzhaft. — Eigentlich weiß ich noch nichts, viel-

leicht ist niemand zu Hause, vielleicht wird man mich nicht empfangen, dachte er sich und zog am Messingknopf. Jrgendwo in der Tiefe bimmelte eine Klingel. — Natürlich niemand zu Hause! — Aber gleich darauf ließen sich schnelle Frauenschritte vernehmen. Iwan Iljitsch sah sich zerstreut um, die schwarzbärtige, lustige Frage des Kutschers blinzelte ihm zu. Dann klorrte eine Kette, die Türe ging auf, und ein pockennarbiges Dienstmädchen steckte den Kopf heraus.

„Wohnt hier Darja Dmitrijewna Bulawina?“ fragte Teljegin und hüstelte.

„Zu Hause, zu Hause, treten Sie näher,“ antwortete das pockennarbige Mädchen freundlich, in singendem Ton, „die Gnädige und das gnädige Fräulein sind zu Hause.“

Iwan Iljitsch trat wie im Traum in den mit einer Glaswand versehenen Flur, wo eine gestreifte Ottomane stand und es nach Pelzen roch. Das Dienstmädchen öffnete eine zweite, mit schwarzem Wachs- tuch beschlagene Türe nach rechts, — in dem kleinen, halbdunkeln Vorzimmer hingen Damenmäntel und vor dem Spiegel lagen Handschuhe, ein Häubchen mit dem roten Kreuz und ein Daumentuch. Allen diesen harm- losen Gegenständen entströmte der ihm bekannte, kaum wahrnehmbare Duft eines wunderbaren Parfüms.

Das Dienstmädchen entfernte sich, ohne nach dem Namen des Gastes zu fragen. Iwan Iljitsch berührte mit den Fingern das Daumentuch und empfand plöz- lich, daß zwischen diesem reinen und schönen Leben und ihm, der aus dem blutigen Gemezel kam, gar kein Zusammenhang sei. „Gnädige Fräulein, es ist wer zu

Ihnen“, hörte er in der Tiefe des Zimmers das Dienstmädchen sagen. Iwan Iljitsch schloß die Augen — gleich wird der himmlische Donner erschallen — und vernahm, vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, die klare Stimme: „Zu mir? Wer ist es?“

Durch die Zimmer klangen Schritte. Sie kamen aus dem Abgrunde der zwei Jahre Erwartung. In die Lüre des Vorzimmers trat aus dem Lichte der Fenster Dascha. Ihr leichtes Haar schimmerte golden. Sie schien größer und schlanker. Sie trug eine gestrickte Jacke und einen blauen Rock.

„Sie wollen mich sprechen?“

Dascha stockte, ihr Gesicht zuckte, die Brauen gingen hinauf, der Mund öffnete sich, aber der Schatten des ersten Schreckens wich rasch von ihrem Gesicht, und die Augen erstrahlten vor Überraschung und Freude.

„Sie sind es?“ sagte sie kaum hörbar. Dann umschlang sie stürmisch Iwan Iljitsch und küßte ihn mit zärtlich bebenden Lippen auf den Mund. Darauf lief sie in den Salon, setzte sich in einen Sessel, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, senkte den Kopf zu den Knien und fing an zu weinen. „Ja, es ist dumm, es ist dumm, gewiß. . . . Es geht gleich vorüber,“ flüsterte sie, mit aller Kraft die Augen reibend. Iwan Iljitsch stand vor ihr und drückte die Mütze an die Brust. Dascha ergriff plötzlich die Armlehnen des Sessels und hob den Kopf.

„Iwan Iljitsch, Sie sind geflohen?“

„Ja.“

„Mein Gott, und?“

„Und bin . . . direkt hergekommen.“

Er setzte sich in den Sessel ihr gegenüber, legte die Mütze auf den Tisch und blickte zu Boden.

„Wie ist es gegangen?“ fragte Dascha stockend.

„Eigentlich ganz gewöhnlich.“

„War es gefährlich?“

„Ja. . . . Das heißt, nicht besonders.“

Beide fühlten sich allmählich von einer Schüchternheit, wie von einem Spinnengewebe, umfassen; Dascha schlug sogar die Augen nieder.

„Seit wann sind Sie hier in Moskau?“

„Ich komme unmittelbar vom Bahnhof.“

„Ich will gleich Kaffee machen lassen. . . .“

„Nein, bemühen Sie sich nicht. . . . Ich fahre gleich ins Hotel.“

„Werden Sie Abends kommen?“ fragte Dascha ganz leise.

Iwan Iljitsch preßte die Lippen zusammen und nickte. Ihm ging der Atem aus. Er erhob sich.

„Jetzt gehe ich also. Abends komme ich wieder.“

Dascha reichte ihm die Hand. Er ergriff ihre zarte und kräftige Hand, und diese Berührung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Er drückte ihre Finger zusammen. In der Türe des Vorzimmers wandte er sich noch einmal um. Dascha stand mit dem Rücken zum Licht und sah Tschegin mit krauser Stirne sonderbar, gar nicht freundlich an.

„Darf ich gegen sieben kommen, Darja Dmitrijevna?“ Sie nickte.

Iwan Iljitsch trat auf die Straße und sagte dem Kutscher: „In ein Hotel, in ein gutes, in das beste!“

Er saß in der Droschke zurückgelehnt, die Hände in

den Taschen und lächelte. Bläuliche Schatten von Menschen, Bäumen und Wägen schwebten vor seinen Augen. Der kalte, vom eigentümlichen Geruch einer russischen Stadt erfüllte Wind kühlte sein Gesicht. Iwan Iljitsch führte seine von der Berührung Daschas noch glühende Hand an die Nase und lachte: „Ein wahrer Zauber!“

Dascha stand, nachdem sie sich von Iwan Iljitsch verabschiedet hatte, am Fenster im Salon. In ihrem Kopf klang es, sie war außerstand ihre Gedanken zu sammeln und zu fassen, was geschehen war. Sie schloß die Augen, schrie plötzlich leise auf und lief zu ihrer Schwester ins Schlafzimmer.

Jekaterina Dmitrijewna saß am Fenster, nähte und sann. Als sie Daschas Schritte hörte, fragte sie, ohne den Kopf zu heben: „Dascha, wer war eben bei dir?“

„Er.“

Katja sah sie aufmerksam an, und ihr Gesicht zuckte. „Wer?“

„Er. . . . Verstehst du denn nicht. . . . Er. . . . Iwan Iljitsch. . . .“

Katja ließ die Nähnarbeit sinken und schlug langsam die Hände zusammen.

„Katja, begreife doch, ich bin so gar nicht froh, ich habe nur Angst,“ sagte Dascha mit dumpfer Stimme.

XXX

Als die Dämmerung anbrach, fing Dascha an, bei jedem Geräusch zusammenzufahren, in den Salon zu laufen und zu horchen. Wiederholt schlug sie ein Buch — eine Beilage zu der „Niwa“ — auf, immer an der gleichen Stelle: „... Marußja aß gerne Schokolade, die ihr Mann aus der Konditorei Kraft zu bringen pfliegte. . .“ Sie legte das Buch weg und trat ans Fenster. In der frostigen Dämmerung leuchteten zwei Fenster im Hause gegenüber auf, wo die Schauspielerin Tscharodejewa wohnte; eine Jose mit einem Häubchen deckte dort lautlos den Tisch; die Tscharodejewa, mager wie ein Skelett, erschien in einem über die Schultern geworfenen Pelz, setzte sich an den Tisch und gähnte, — wahrscheinlich hatte sie eben auf dem Sofa geschlafen; sie goß sich Suppe ein und wurde plötzlich nachdenklich, die gläsernen Augen auf eine kleine Vase mit einer verwelkten Rose geheftet. „Marußja aß gerne Schokolade,“ wiederholte Dascha durch die Zähne. Plötzlich ging die Klingel. Daschas Herz stand still. Es war aber die Abendzeitung. — Er wird nicht kommen, dachte sich Dascha und ging ins Eßzimmer, wo über der weißen Tischdecke eine einzige Glühlampe brannte und die Uhr tickte. Dascha setzte sich an den Tisch. — So geht das Leben mit jeder Sekunde dahin! dachte sie sich.

Wieder ging die Klingel. Dascha sprang atemlos auf und lief ins Vorzimmer. Es war ein Bote aus

dem Lazarett, der ein Paket mit Papieren brachte. Dascha ging nun in ihr Zimmer und legte sich aufs Sofa.

Iwan Iljitsch wird natürlich nicht kommen: sie hat auf ihn zwei Jahre gewartet, und als er endlich kam, fand sie kein Wort für ihn. Statt der Liebe ein leerer Fleck.

Dascha zog unter dem seidenen Kissen ihr Taschentuch hervor und begann es an einem Zipfel einzureißen. Sie hatte ja gefühlt und gewußt, daß es gerade so kommen würde. In diesen zwei Jahren hatte sie Iwan Iljitsch vergessen, sie hatte einen eigenen, erdichteten Iwan Iljitsch geliebt, nun war aber ein neuer, fremder, lebendiger gekommen. . . . Schrecklich, schrecklich! dachte sich Dascha. Sie legte das Taschentuch weg und ließ die Beine vom Sofa hinunter. — Er darf nichts wissen, und auch du selbst sollst an nichts denken. Liebe ihn. Auch wenn du es nicht kannst, es ist ganz gleich, — liebe ihn. Du hast keinen Willen mehr. Jetzt bist du ganz sein. —

Plötzlich fühlte sie sich beruhigt: Ich will mich fügen, soll er mich so lieben, wie ich bin. — Dascha seufzte auf, erhob sich vom Sofa, setzte sich vor den Spiegel, brachte ihr Haar in Ordnung und puderte sich, damit man ihre Tränen nicht sähe. Aus dem ovalen Rahmen sah auf sie ein sehr hübsches junges Mädchen mit leichten Haaren, einem traurigen Gesichtchen und kindlichen, ein wenig geschwollenen Lippen. Die Nase war fein, die Augen waren groß und heiter. Vielleicht allzu heiter.

Dascha rückte näher zum Spiegel. — Es ist also doch nichts geschehen, alles ist heiter und in bester Ord-

nung. Ein Engel, ein reiner Engel. . . . Ganz unschuldig. . . . — Dascha lächelte, auf das Spiegelglas legte sich ein Hauch. — Sie haben nur noch eine Minute zu leben, leben Sie wohl, man wird Sie schon entlarven. . . . Die Auglein werden bald nicht mehr so heiter sein. . . .

Dascha fühlte, wie ein langsamer, heißer Strom durch ihren ganzen Körper wogte. Es war ihr heiß und ruhig ums Herz. Sie merkte nicht, wie die Tür leise aufging und die pockennarbige Lisa erschien.

„Gnädiges Fräulein, es ist wer zu Ihnen.“

Dascha holte tief Atem, stand auf — ganz leicht, als berührte sie mit den Füßen nicht den Boden — und ging ins Eßzimmer. Katja erblickte sie zuerst und lächelte ihr zu. Iwan Klitsch sprang auf, zwinkerte mit den Augen, wie von einem hellen Licht geblendet, und richtete sich auf.

Er hatte eine neue Tuchbluse an mit einer neuen Nimmengarnitur und war glatt rasiert und kurz geschoren. Jetzt fiel es besonders auf, wie groß gewachsen, stramm und breitschultrig er war. Der Blick seiner hellen Augen war fest, zu beiden Seiten seines geraden Mundes lagen zwei Falten, — Dascha klopfte das Herz, sie fühlte, daß diese Falten die Spur des Todes, des Schreckens und Leidens waren. Seine Hand war kräftig und kalt wie Eis. Dascha seufzte kurz auf. „Sehen Sie sich, Iwan Klitsch,“ sagte sie, an den Tisch tretend, „erzählen Sie. . . .“ Sie nahm einen Stuhl und setzte sich neben Tseljegin. Er legte beide Hände aufs Tischtuch, drückte sie zusammen und begann, ab und zu auf Dascha blickend, schnell und flüch-

tig von der Gefangenschaft und der Flucht zu erzählen. Dascha saß ganz dicht neben ihm und sah ihm ins Gesicht, ihr Mund stand offen.

Während Iwan Fljitsch erzählte, fühlte er selbst, daß seine Stimme wie aus der Ferne und fremd klang, daß die Worte sich von selbst zu Sätzen fügten, er aber tief erregt und erschüttert war, weil an seiner Seite, mit dem Kleide sein Knie berührend, ein Wesen saß, das mit keinen Worten zu beschreiben möglich war, — ein liebes, unheimliches, völlig unbegreifliches Mädchen, das nach einer Waldwiese oder nach Blumen duftete, nach etwas Warmem, wovon ihm der Kopf schwindelte.

Iwan Fljitsch erzählte den ganzen Abend. Dascha stellte Fragen, unterbrach ihn, schlug die Hände zusammen und warf ihrer Schwester Blicke zu. „Katzuschka, höre doch, er war schon zum Tode verurteilt, bedenke es nur! . . .“ Sie wurde ganz bleich und ergriff seine Hand. „Wir lassen Sie nicht mehr fort.“

Teljegin lachte: „Wenn ich wieder einberufen werde, ist nichts zu machen. Ich hoffe nur, daß man mich auf irgendein Munitionswerk kommandieren wird.“

Er drückte ihr vorsichtig die Hand. Dascha blickte ihm aufmerksam in die Augen, ihre Wangen röteten sich leicht, und sie machte ihre Hand los.

„Warum rauchen Sie nicht? Ich bringe Ihnen gleich Streichhölzer.“

Sie ging schnell hinaus, kam sogleich mit einer Streichholzschachtel wieder, blieb vor Iwan Fljitsch stehen und begann die Streichhölzer, die sie am äußersten Endchen hielt, anzureiben; ein Streichholz nach

dem andern brach entzwei: „Nette Streichhölzer kauft unsere Lisa!“ Endlich ging ein Streichholz an, Dascha führte es vorsichtig an die Zigarette Iwan Iljitschs, und das Flämmchen beleuchtete von unten ihr zartes Kinn. Teljegin schloß die Augen. Er hatte noch nicht gewußt, daß man beim Anzünden einer Zigarette solches Glück empfinden kann.

Teljegin ging um Mitternacht fort. Dascha umarmte und küßte ihre Schwester und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Im Bette liegend, die Hände im Nacken verschränkt, dachte sie sich, daß sie nun endlich aus dem schwülen Nebel emporgetaucht sei, — ringsum sei es noch öde und wüßt und unheimlich, aber alles sei schon blau, und dieses Blaue sei das Glück.

XXXI

Zwan Hlitsch erhielt am fünften Tage nach seiner Ankunft ein amtliches Schreiben aus Petrograd mit der Aufforderung, sich unverzüglich in den Obuchowschen Werken zur Verfügung des General-Ingenieurs zu melden.

Die Freude darüber, der Rest des Tages, den er mit Dascha im Trubel der Straßen verbrachte, der eilige Abschied auf dem Nikolai-Bahnhofe, dann der trocken-warme Wagen zweiter Klasse mit der knisternden Heizung und das von einem Bändchen umschlungene kleine Paket, das er unerwartet in seiner Tasche fand und das zwei Äpfel, Schokolade und Gebäck enthielt, — das alles war wie ein Traum.

Zwan Hlitsch trat aus dem Rupee und stellte sich im Seitengange ans Fenster, mit dem Gesicht fast die Scheibe berührend. Draußen flogen, kreuzten sich und fielen zur Erde feurige Linien. Ab und zu jagte eine graue Rauchwolke vorbei. Die Räder klapperten gehorsam. Die Lokomotive ließ an einer Biegung ein langes Heulen vernehmen und beleuchtete die schwarzen Regal einiger Lannen, — sie traten aus dem Dunkel hervor und verschwanden gleich wieder. Eine Weiche klapperte, der Wagen schwankte, eine grüne Laterne flog vorbei, und wieder regnete es längs des Fensters die langen feurigen Linien.

Zwan Hlitsch verfolgte sie mit den Augen und fühlte mit einer plötzlichen, erschütternden Freude die

ganze Bedeutung dessen, was er in diesen fünf Tagen erlebt hatte. Wenn er dieses Gefühl jemand beschreiben könnte, so würde man ihn für verrückt halten. Für ihn war aber darin nichts Seltsames und nichts Berrücktes: alles war ungewöhnlich klar.

Er fühlte: im Dunkel der Nacht bewegen sich, quälen sich und sterben Millionen und Abermillionen von Menschen. Allen diesen Millionen und Abermillionen scheint es, daß sie lebendige Menschen seien. Sie leben aber nur bedingt, und alles, was jetzt auf Erden geschieht, ist nur bedingt, beinahe scheinbar. Dermaßen scheinbar, daß wenn er, Iwan Iljitsch, nur noch eine Anstrengung machte, alles sich sofort verändern und anders werden würde. Und in all dem Scheinbaren gibt es einen lebenden Mittelpunkt: das ist er, Iwan Iljitsch, der am Fenster steht. Er ist ein auserwähltes Wesen. Es ist aus der Welt der Schatten getreten und fliegt in diesem Feuerregen über die dunkle Welt dahin. In ihm schlägt voll göttlicher Freude das Herz und fließt der Strom der Liebe — das lebendige Blut.

Dieses ungewöhnliche Gefühl der Liebe zu sich selbst dauerte nur einige Sekunden. Er kehrte ins Rupee zurück, stieg auf den oberen Schlafplatz, betrachtete beim Auskleiden seine großen Hände und dachte sich zum erstenmal in seinem Leben, daß sie schön seien. Er schob sie in den Nacken, schloß die Augen und erblickte sofort Dascha. Sie sah ihm erregt und verliebt ins Gesicht. (Es war heute im Eßzimmer; Dascha packte das Gebäck ein, Iwan Iljitsch ging um den Tisch herum auf sie zu und küßte sie auf die

warme Schulter; sie wandte sich schnell um, und er fragte: „Dascha, wollen Sie meine Frau werden?“ Sie antwortete nicht und sah ihn nur an.) Wie er so dalag, Daschas Gesicht sah und sich an dieser Vision gar nicht sattsehen konnte, fühlte Iwan Klitsch, gleichfalls zum erstenmal in seinem Leben, einen Jubel, ein Entzücken, eine Freude darüber, daß Dascha ihn, der die großen und schönen Hände hatte, liebte. Sein Herz klopfte wie rasend.

* *
* *

Iwan Klitsch meldete sich gleich nach seiner Ankunft in Petrograd bei den Dbuchowschen Werken und wurde in die Werkstatt für die Nachtschicht eingestellt.

Auf den Werken hatte sich in diesen drei Jahren vieles verändert: die Zahl der Arbeiter hatte sich verdreifacht, zum Teil war es junger Nachwuchs, zum Teil hatte man die Leute vom Ural geholt und zum Teil der Armee entnommen. Der einstige hungrige, halb betrunkene, erbooste und schüchterne Arbeiter war spurlos verschwunden. Die Arbeiter verdienten viel Geld, lasen Zeitungen, schimpften auf den Krieg, auf den Zaren, die Zarin, Rasputin und die Generäle, waren erboost und überzeugt, daß nach dem Kriege die Revolution ausbrechen würde.

Besonders erboost waren sie darüber, daß man in den städtischen Bäckereien dem Brotmehl allerlei Ersatzstoffe beimischte, daß es auf dem Markte oft mehrere Tage hintereinander kein Fleisch oder nur faules Fleisch gab, daß die Kartoffeln gefroren waren, der Zucker viel Schmutz enthielt und daß alle Waren

außerdem dauernd im Preise stiegen, während die Kaufleute, Kriegsgewinnler und Spekulanten, die sich an Heereslieferungen bereichert hatten, fünfzig Rubel für eine Schachtel Bonbons und hundert Rubel für eine Flasche Champagner zahlten und von einem Frieden mit den Deutschen nichts wissen wollten.

Iwan Flitsch bekam nach seinem Eintritt in den Dienst einen Urlaub von drei Tagen, um seine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen; er lief diese ganze Zeit auf der Suche nach einer Wohnung herum. Es war ihm nicht ganz klar, wozu er diese Wohnung brauchte, aber damals, als er im Rupee lag, hatte er sich vorgenommen, eine hübsche Wohnung mit weißen Zimmern, blauen Vorhängen und sauberen Fensterscheiben zu mieten.

Er hatte sich schon Duzende von Häusern angesehen, aber nichts Entsprechendes gefunden: hier stand vor den Fenstern eine Mauer, dort war die Einrichtung gar zu geschmacklos, dort wieder zu düster. Aber am dritten Tag fand er zufällig das, was ihm im Rupee vorgeschwebt hatte: fünf nicht sehr große, weiße Zimmer mit sauberen Fenstern nach dem Westen. Diese Wohnung, am Ende des Kamennostrowskij-Prospekts, war für Iwan Flitsch zwar etwas zu teuer, er mietete sie aber trotzdem und schrieb Dascha darüber.

In der vierten Nacht fuhr er aufs Werk. Auf dem vor Kohlenstaub schwarzen Hofe brannten auf hohen Masten die Bogenlampen. Der Rauch aus den Kaminen wurde vom Winde und der Feuchtigkeit zur Erde geschlagen, und die Luft war von einem gelblichen, schwülen Dunst erfüllt. Durch die halbrunden, großen,

verstaubten Fenster der Werkgebäude konnte man sehen, wie die zahllosen Riemenscheiben und Transmissionen schwirrten, wie die gußeisernen Rahmen der Maschinen hin und her glitten und Stahl und Bronze bohrten, hobelten und frästen, und wie die senkrechten Scheiben der Stanzmaschinen sich drehten. In der Höhe liefen und verschwanden im Dunkeln die Laufkassen der Hebekrane. Die Essen glühten in weißem und rosigem Licht. Der gigantische Bär des Dampfhammers ging auf und nieder, und die Erde zitterte unter seinen kurzen Schlägen. Aus niederen Kaminen stiegen in die Finsternis des feuchten Himmels Flammensäulen auf. Und in diesem Rasseln und Dröhnen bewegten sich ohne Übereilung menschliche Gestalten.

Iwan Iljitsch trat in die Werkstatt, in der Granatenhülsen hergestellt wurden. Ingenieur Strukow, sein alter Bekannter, führte ihn herum und erklärte ihm alle Einzelheiten dieser Arbeit. Dann trat er mit ihm hinter den Bretterverschlag in einer Ecke der Werkstatt, zeigte ihm die Bücher und Listen, übergab ihm die Schlüssel und sagte, während er sich den Mantel anzog: „Diese Werkstatt arbeitet mit dreiundzwanzig Prozent Ausschuß, halten Sie sich auch an diese Zahl.“

Aus Strukows Worten und Gebaren bei der Übergabe der Werkstatt hörte Iwan Iljitsch eine große Gleichgültigkeit heraus; und doch war Strukow, wie er ihn von früher her kannte, ein vorzüglicher Ingenieur, mit Leib und Seele der Arbeit ergeben. Dies betrückte ihn, und er fragte: „Glauben Sie, daß der Prozentsatz des Ausschusses sich nicht herabdrücken läßt?“

Strukow gähnte, schüttelte den Kopf, stülpte sich die Mütze tief über den ungekämmten Kopf und kehrte mit Iwan Klitsch zu den Maschinen zurück. „Schlagen Sie es sich aus dem Kopfe, Väterchen. Ist es Ihnen nicht ganz gleich? Wir werden eben um dreiundzwanzig Prozent weniger Menschen umbringen. Außerdem ist dagegen nichts zu machen, die Maschinen sind abgenützt, hol sie der Teufel!“

Er blieb vor einer der Pressen stehen. Ein alter, kurzbeiniger Arbeiter in Lederschurz schob einen glühenden Rohling in die Maschine, der Rahmen senkte sich, der Dorn drang in den rosigen Stahl wie in Butter ein, eine Flamme zischte auf, der Rahmen ging in die Höhe, und eine dreizöllige Granathülse fiel zu Boden. Der Alte hielt sogleich einen neuen Rohling hin. Ein anderer, junger, großgewachsener Arbeiter mit emporgewirbeltem Schnurrbart machte sich an der Esse zu schaffen. Strukow wandte sich an den Alten: „Kubljow, die Hülsen sind doch alle Ausschuß?“

Der Alte lächelte, wippte mit seinem dünnen Bärtchen und schielte verschmizt zu Tseljegin hinüber. „Lauter Ausschuß. Sie sehen doch, wie die Maschine arbeitet.“ Er legte die Hand auf die von Fett grüne Führungsstange, über die der Rahmen der Presse glitt. „Sie ist ganz zittrig. Man hätte sie schon längst hinauswerfen sollen.“

Der junge Arbeiter an der Esse, der Sohn Iwan Kubljows, Wassjka, lachte kurz auf und sagte: „Vieles hätte man hinauswerfen sollen. Die ganze Maschinerie ist verrostet.“

„Wassjka, nicht gar so scharf!“ sagte Strukow lustig.

„Ja, das ist es eben; nicht gar so scharf!“ Wassjka schüttelte den lockigen Kopf, und sein hübsches, etwas breites Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart und den bösen, durchdringenden Augen grinste unangenehm und selbstbewußt.

„Das sind die zwei besten Arbeiter in der Werkstatt“, sagte Strukow leise zu Iwan Klitsch, als sie sich von ihnen entfernten. „Leben Sie wohl. Heute gehe ich noch in die ‚Roten Schellen‘. Sind Sie noch nie dort gewesen? Eine herrliche Kneipe, man kriegt dort auch Wein. Ich will Sie mal hinführen.“

* * *

Teljegin schrieb Dascha jeden Tag, sie antwortete ihm weniger oft. Ihre Briefe waren sonderbar, wie mit einer Eiskruste überzogen, und Iwan Klitsch fühlte ein leichtes Frösteln, wenn er sie las. Er pflegte sich ans Fenster zu setzen und Daschas Briefe mit den großen, nach unten verlaufenden Zeilen mehreremal hintereinander zu lesen. Dann blickte er auf den lilagrauen Wald auf den Inseln hinaus, auf den bewölkten Himmel, der ebenso trüb war wie das Wasser im Kanal, stützte das Kinn auf das Fensterbrett, sah hinaus und dachte sich, daß es ganz in Ordnung sei, wenn Daschas Briefe nicht so zärtlich seien wie er es sich in seiner Unvernunft wünschte, daß Dascha sie ehrlich und aufmerksam schreibe, in einer so aufrichtigen, stillen und strengen Stimmung wie in den großen Fasten vor der Beichte.

„Lieber Freund,“ schrieb sie ihm, „Sie haben eine Wohnung mit fünf Zimmern gemietet. Bedenken Sie

doch, was Sie sich für Unkosten machen. Selbst wenn Sie sie nicht allein bewohnen werden, sind die fünf Zimmer doch zu viel. Dann die Bedienung: eine solche Wohnung erfordert zwei Dienstboten, was das heutzutage kostet. Man möchte sich lieber in eine Nische verkriechen und dort ohne zu atmen sitzen. . . . Bei uns in Moskau ist Herbst, es ist regnerisch und kalt, kein einziger Lichtblick. . . . Warten wir das Frühjahr ab. . . .“

Ebenso wie Dascha am Tage seiner Abreise die Frage, ob sie seine Frau werden wolle, nur mit einem Blick beantwortet hatte, so erwähnte sie auch in ihren Briefen mit keinem Wort die Hochzeit und das künftige gemeinsame Leben. Man mußte wohl das Frühjahr abwarten.

Diese Erwartung des Frühjahrs und eine unklare, verzweifelte Hoffnung auf irgendein Wunder empfanden jetzt alle. Das Leben war stehen geblieben, war in den Winterschlaf versunken. Es war, als hätte man im wachen Zustande keine Kraft mehr, das blutige Frühjahr zu erwarten.

Dascha schrieb einmal: „Ich wollte Ihnen vom Tode Bessonows weder erzählen noch schreiben. Gestern hörte ich aber wieder Einzelheiten über sein schreckliches Ende. Iwan Njitsch, kurz bevor er an die Front ging, traf ich ihn einmal auf dem Tverskoj-Boulevard. Er war sehr elend, und mir scheint, daß er, wenn ich ihn nicht von mir gestoßen hätte, wohl nicht zugrunde gegangen wäre. Ich habe ihn aber von mir gestoßen. Ich konnte nicht anders und würde wieder so handeln, wenn ich jetzt noch einmal die Wahl

hätte. Sein Tod liegt auf mir, und ich nehme es hin. Ich will, daß Sie es verstehen.“

Teljegin brauchte einen halben Tag für die Antwort auf diesen Brief. . . . „Wie können Sie nur denken, daß ich nicht alles hinnehme, was Sie auf sich tragen,“ schrieb er langsam, jedes Wort wägend, um ja nicht eine Unaufrichtigkeit zu sagen. „Manchmal prüfe ich mich, — selbst wenn Sie einen anderen Menschen lieb gewannen, wenn das Schrecklichste geschähe, was wäre dann mit mir? . . . Ich würde auch das hinnehmen. . . . Ich würde mich damit nicht versöhnen, nein: meine Sonne wäre verdüstert. Aber besteht denn meine Liebe zu Ihnen in der Freude allein? . . . Ich kenne das Gefühl: man will sterben, weil man viel zu tief liebt. . . . Dasselbe empfand wohl auch Besonow, als er an die Front ging. . . . Sein Name sei heilig. . . . Auch Sie, Dascha, müssen fühlen, daß Sie grenzenlos frei sind. . . . Ich bitte Sie um nichts, selbst nicht um Liebe. . . . Das habe ich in der letzten Zeit begriffen. . . . Ich möchte wirklich arm im Geiste werden. . . . Mein Gott, mein Gott, in welcher schwereren Zeit leben wir!“

Zwei Tage darauf kam Iwan Iljitsch beim Morgen grauen heim, nahm ein Bad und legte sich ins Bett, wurde aber sogleich durch ein Telegramm geweckt: „Alles gut. Liebe dich furchtbar. Deine Dascha.“

* *
*

An einem Sonntagabend holte der Ingenieur Stru-
kow Iwan Iljitsch ab und fuhr mit ihm in die ‚Roten
Schellen‘.

Die Kneipe befand sich in einem von Tabakrauch und alkoholischen und menschlichen Ausdünstungen erfüllten Keller. Die gewölbte Decke und die Wände waren mit bunten Vögeln, nackten Frauen von unnatürlicher Farbe und phantastischem Körperbau, Kindern mit lasterhaften Gesichtern und mit bedeutungsvollen Schnörkeln ausgemalt. Es ging sehr laut zu. Auf dem Podium saß ein kleines, altes, kahles Männchen mit eingefallenen, geschminkten Wangen und kimperte auf einem Klavier. Alle Tische waren besetzt. Mehrere Offiziere tranken eine starke Bowle und wandten sich erregt nach jeder vorbeigehenden Frau um. Rechtsanwälte, die Beziehungen zur Kunst hatten, schrien und stritten. Die Königin des Lokals, eine schwarze Schöne mit geschwellenen Augen, lachte laut. Antoschka Arnoldow saß ganz am Rande eines der Tischen und schrieb, eine Haarsträhne drehend, einen Bericht von der Front. Auf einer Erhöhung an der Wand duselte, den betrunkenen Kopf auf die Brust gesenkt, der Urahne des Futurismus, ein Tierarzt mit schieferm, schwindstüchtigem Gesicht. Drei junge Dichter schrien aus einer Ecke durchs ganze Lokal: „Kostja, sing doch etwas Unanständiges!“ Der geschminkte Alte am Klavier versuchte, ohne sich umzusehen, mit seiner zitterigen Stimme etwas zu singen, aber man hörte ihn nicht. Der Wirt der Kneipe, ein ehemaliger Schauspieler mit langen, zerzausten Haaren erschien ab und zu in einer Seitentüre, sah mit wahnsinnigen Augen auf die Gäste und verschwand gleich wieder. Vorgestern früh war seine Frau direkt aus dem Lokal mit einem jungen genialen Komponisten auf den Finn-

ländischen Bahnhof durchgebrannt, — nun trank er schon den dritten Tag ohne zu schlafen.

Strukow, dem die Bowle in den Kopf gestiegen war, sagte zu Iwan Iljitsch: „Wissen Sie, warum ich diese Kneipe so liebe? Solche Fäulnis findet man sonst nirgends, ein Hochgenuß. . . . Schauen Sie, dort in der Ecke sitzt einer, ist mager und schrecklich, kann sich gar nicht rühren, — Hysterie im höchsten Grade. . . . Hat einen Riesenerfolg bei den Frauen. . . . Und der da mit dem Pferdegebiß ist der berühmte Semiswetow: er hat sich die Vorderzähne ziehen lassen, um nicht in den Krieg zu müssen, und schreibt Verse. . . . „Wir wollen den Krieg nicht eher beenden, als bis wir das russische Bajonett an den seidenen Hosensack der Wiener Prostituierten abgewischt haben. . . .“ Dieses Gedicht ist gedruckt; es gibt aber auch ungedruckte. . . . „Schmaße mit deinem eisernen Gebiß, friß Menschenfleisch, Bürger. Unser Proletarierbajonett wird dir schnell deinen fetten Bauch aufschlitzen.““ Strukow kicherte, stürzte ein Glas Bowle hinunter und fuhr fort, ohne seine zarten, von einem tatarischen Schnurrbart beschatteten Lippen abzuwischen, Iwan Iljitsch die Namen der Gäste zu nennen und mit dem Finger auf die unausgeschlafenen, krankhaften, halb verrückten Gesichter zu zeigen. „Hier ist der Herd der Ansteckung, der Krebs,“ — er sprach diese Worte mit Behagen — „von hier ergießt sich der Eiter über unser ganzes Mütterchen Rußland. Iwan Iljitsch, Sie sind doch Patriot, ich weiß es. . . . Ein Intellektueller, der ans Volk glaubt. . . . Gut wäre es, diese ganze Fäulnis mit Blut zu besprengen, ha, ha. . . . Sie

werden dann übers ganze Land rennen und wie toll um sich beißen. . . . Warten Sie nur, lassen Sie Zeit, wenn dieses ganze Gesindel Blut leckt, wird es lebendig werden, die Toten werden ihre Kraft fühlen und an ihr Recht glauben. . . . Wie rasend werden sie alles aufreißen und umstürzen. . . . Dann wird unser verdammtes Mütterchen zerspringen und die ganze Welt mit seinem Eiter überschwemmen. . . . Verflucht soll sie sein!“

Strukow war ordentlich betrunken. Seine Augen glänzten trocken und lustig, und er stieß auch die Flüche mit dem gleichen, beinahe zärtlichen Lächeln aus. Teljegin saß düster da. Von dem Lärm und bunten Trubel der Kneipe und der unglaublichen Blasphemie Strukows schwindelte ihm der Kopf.

Er sah, wie erst einige, und dann alle im Lokal sich zu der Eingangstüre wandten; der Tierarzt öffnete seine gelben Augen; in der Seitentüre erschien das wahnsinnige Gesicht des Wirtes; die halbtote Frau, die neben Jwan Iljitsch saß, hob ihre verschlafenen Lider, und ihre Augen wurden plötzlich lebendig; sie sprang mit einer unerwarteten Behendigkeit auf einen Stuhl und blickte in die gleiche Richtung wie alle. . . . Ein Weinglas fiel um und klirrte. . . .

In der Eingangstür stand, eine Schulter etwas vorgeschoben, die Hände in den Taschen, ein älterer Mann von mittlerem Wuchs. Sein schmales Gesicht mit dem hängenden Bärtchen war lustig und lächelte mit zwei tiefen Falten; die lauernden, flugen, durchdringenden Augen brannten mit einem grauen Licht. Es dauerte eine Minute. Aus dem Dunkel der Türe

näherte sich ihm ein anderes Gesicht, das eines Beamten mit einem schiefen, besorgten Lächeln, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Mann runzelte geärgert seine große Nase und sagte: „Wieder kommst du mit deinen Dummheiten. . . . Ach, ich hab dich ordentlich satt.“ Er warf den Gästen im Keller einen noch lustigeren Blick zu, wippte mit seinem schwarzen Vollbart von unten nach oben und sagte mit lauter, behäbiger Stimme: „Nun, lebt wohl, lustige Brüder. . . .“

Gleich darauf verschwand er. Die Tür fiel ins Schloß. Der ganze Keller summt wie ein Bienenkorb. Struikow krallte sich mit den Fingern in die Hand Iwan Njitschs ein und sagte außer Atem: „Hast du ihn gesehen? Hast du ihn gesehen? Es war Rasputin.“

XXXII

Zwan Iljitsch ging gegen vier Uhr früh vom Nachtdienste heim. Es war eine frostige Dezembernacht. Droschken waren keine zu sehen, jetzt war um diese Stunde selbst im Zentrum der Stadt schwer eine zu finden. Teljegin ging schnell durch die leere Straße, sein Atem dampfte in dem aufgestellten Kragen. Im Lichte der wenigen Laternen konnte er sehen, wie die ganze Luft von herabfallenden frostigen Nadeln erfüllt war. Der Schnee knirschte laut unter seinen Füßen. An einer gelben, flachen Hausfassade vor ihm flackerten rötliche Reflexe. Teljegin bog um die Ecke und erblickte ein offenes, auf einem eisernen Roste brennendes Holzfeuer und mehrere verummte, von Dampfwolken umgebene, erfrorene Gestalten ringsum. Etwas weiter standen auf dem Trottoir unbeweglich in einer Linie an die hundert Menschen: Frauen, alte Männer und halbwüchsige Jungen; es war eine ‚Polonaise‘ vor einem Lebensmittelgeschäft. Ein Nachtwächter in Filzstiefeln stand daneben und schlug die Fausthandschuhe aufeinander.

Zwan Iljitsch ging längs der Polonaise und betrachtete die an die Wand gedrückten, in Tücher und Bettdecken gehüllten, vor Kälte gekrümmten Gestalten.

Er erreichte den Quai, schlug die Richtung zu der Brücke ein und sagte sich, als der Wind an den Schößen seines Mantels riß, daß er sich doch eine Droschke suchen müsse, vergaß es aber gleich

wieder. In der Ferne, auf dem andern Ufer, flimmer-
ten kaum sichtbar die Laternen. Quer über das Eis zog
sich längs des Fußweges eine Linie trüber Flämmchen.
Über die ganze dunkle, weite Wüste der Newa wehte
ein kalter Wind und piff jämmerlich in den Tram-
bahndrähnen und im durchbrochenen gußeisernen Brück-
fengeländer.

Iwan Hlitsch blieb manchmal stehen und blickte
in diese düstere Finsternis und ging dann weiter,
immer an das Gleiche denkend: an jenen Augenblick
im Eisenbahnwagen, als er wie von einem inneren
Feuer, vom Glück, von der Empfindung seiner selbst
erfüllt gewesen war.

Dieses Gefühl von Glück war wie ein Licht in der
Finsternis: alles ringsum war unklar, verworren,
widerspruchsvoll, sogar diesem Glücke feindlich. Er
mußte sich ordentlich zusammennehmen, um sich ruhig
sagen zu können: ich lebe, ich bin glücklich, mein
Leben wird licht und schön sein. Damals, am Fenster
des zwischen den Funken dahinfliegenden Wagens war
es leicht zu sagen; jetzt kostete es aber eine große An-
strengung, sich von jenen halberfrorenen anstehenden
Menschen, von dem wie im Todeskampf heulenden
Dezemberwind, von der Empfindung des allgemeinen
Elends und des drohenden Unterganges zu trennen.

Eines stand für Iwan Hlitsch fest: seine Liebe zu
Dascha, Daschas Schönheit, und die freudige Empfin-
dung seiner selbst, dessen, der damals am Wagenfenster
stand und von Dascha geliebt wurde, — das ist das
höchste Gut, und im ganzen Leben gibt es nichts, was
höher stünde. Der gemütliche, alte, vielleicht zu enge,

aber herrliche Tempel des Lebens geriet unter den Schlägen des Krieges ins Schwanken, — die Säulen zittern, die Kuppel klappt, die alten Steine fallen herab, und inmitten dieses Staubes und Schuttes, im Krachen des einstürzenden Tempels wollen zwei Menschen, Iwan Iljitsch und Dascha, im beseligenden Wahnsinn der Liebe, allem zum Trotz, glücklich sein. Ist das recht?

Iwan Iljitsch blickte ins düstere Dunkel der Nacht, auf die flimmernden Flämmchen, hörte das herzzerreißende Heulen des Windes und dachte sich: Nein, es ist keine Sünde, keine Sünde, — denn der Wille zum Glück geht über alles. Ich bin als Gottes Ebenbild geschaffen, ich will nicht die Zerstörung meines Antlitzes, ich will seine Verklärung — das Glück. Ich will es allem zum Trotz. Kann ich denn die Hungrigen sättigen, den Krieg beenden? Nein! Und wenn ich es nicht kann, muß ich denn auch in dieser Finsternis verschwinden und auf das Glück verzichten? Nein, ich muß es nicht. Aber kann ich, werde ich auch glücklich sein? . . . —

Iwan Iljitsch passierte die Brücke und ging, ohne auf den Weg zu achten, den Schloßquai entlang. Hier brannten auf hohen Masten, im Winde schwankend, helle Bogenlampen. Über das vom Schnee entblößte Holzpflaster flog mit trockenem Geräusch feiner Schneestaub. Die Fenster des Winterpalais gähnten dunkel und leer. Vor dem gestreiften Schilderhaus stand neben einem Schneehaufen ein baumlanger Wachtposten in einem Schafpelz und hielt das Gewehr mit gekreuzten Händen an die Brust gedrückt.

Iwan Iljitsch blieb plötzlich stehen, warf einen Blick zu den Fenstern hinauf und ging dann noch schneller weiter, erst gegen den Wind kämpfend, dann von ihm im Rücken getrieben. Es schien ihm, daß er jetzt allen, allen Menschen eine klare, einfache Wahrheit hätte sagen können, an die alle glauben würden. Er würde ihnen sagen: „Ihr seht, so kann man nicht weiter leben: die Staaten sind auf Haß aufgebaut, der Haß hat die Grenzen aufgerichtet, jeder von euch ist ein kleiner Klumpen Haß, eine Festung mit nach allen Seiten gerichteten Geschützen. So ist das Leben eng und schrecklich. Die ganze Welt erstickt in Haß, die Menschen vernichten einander, das Blut fließt in Strömen. Ist euch das zu wenig? Seid ihr noch nicht sehend geworden? Wollt ihr, daß auch hier in jedem Hause der Mensch seinen Mitmenschen umbringe? Besinnt euch, werft die Waffen weg, legt die Schranken nieder, öffnet die Türen und Fenster, damit freie Luft hereinkomme. Möge eine Prozession über die ganze Erde ziehn und sie im Namen des Heiligen Geistes mit dem Wasser des Lebens besprengen. Denn wir leben nur von ihm. Es gibt genug Land für Getreidefelder, Wiesen und Viehweiden, genug Berghänge für Weingärten. . . . Unererschöpflich ist der Schoß der Erde, für alle ist Raum. . . . Seht ihr denn nicht, daß ihr immer noch im Dunkel der vergangenen Jahrhunderte lebt. . . .“ —

* *
* *

Auch in diesem Stadtteil gab es keine Droschken. Iwan Iljitsch ging wieder über die Newa und vertiefte

sich in die krummen Gassen der Petersburger Seite. In seine Gedanken versunken, im Selbstgespräch, verlor er die Orientierung und ging aufs Geratewohl durch die dunklen und öden Gassen, bis er schließlich an den Quai irgendeines Kanals stieß.

„Ein schöner Spaziergang!“ Iwan Iljitsch blieb lachend stehen, holte Atem und sah nach der Uhr. Es war fünf. Hinter der nächsten Ecke kam, im Schnee knirschend, ein großes offenes Auto mit abgelöschten Laternen hervor. Am Steuer saß ein Offizier in offenem Mantel, — sein schmales, rasiertes Gesicht war blaß, seine Augen waren gläsern wie bei einem sinnlos Betrunknen. Hinter ihm saß ein anderer Offizier mit einer in den Nacken gerutschten Mütze — sein Gesicht war nicht zu sehen — und hielt mit beiden Händen einen langen, in Bastdecken eingeschlagenen Gegenstand. Der Dritte im Auto war ein Zivilist mit aufgestelltem Mantelkragen und einer hohen Astrachanmütze. Er stand auf und packte den am Steuer Sitzenden an der Schulter. Das Auto hielt vor einer Brücke. Iwan Iljitsch sah, wie alle drei in den Schnee sprangen, das große Paket aus dem Auto zogen, es einige Schritt über den Schnee schleiften, dann mit großer Mühe hoben, bis zur Mitte der Brücke trugen und übers Geländer warfen. Die beiden Offiziere kehrten unverzüglich zum Auto zurück; der Zivilist aber beugte sich über das Geländer, sah eine Weile hinunter und holte dann, den Mantelkragen zurückschlagend, seine Genossen ein. Das Auto riß sich vom Flecke los und verschwand.

„Gemeinheit!“ sagte Iwan Iljitsch, der die ganze

Zeit mit verhaltenem Atem in der Nähe gestanden hatte. Er trat auf die Brücke; so gespannt er auch hinunterblickte, konnte er im großen schwarzen Eisloch unter der Brücke nichts erkennen.

„Gemeinheit!“ murmelte Iwan Glitsch wieder und verzog den Mund. Dann ging er längs des gußeisernen Kanalgitters weiter. An der Ecke fand er endlich eine Droschke mit einem erfrorenen, alten Kutscher. Als er sich in den Schlitten setzte, die hartgefrorene Pelzdecke zuknöpfte und die Augen schloß, zitterte sein ganzer Körper vor Müdigkeit. — Ich liebe, das ist wichtig, das ist wahr, dachte er sich: — Wie ich auch handle, wenn es nur von meiner Liebe kommt, so ist es gut.

* *
* *

Der in Bastdecken eingeschlagene Gegenstand, den die drei Männer von der Brücke ins Eisloch geworfen hatten, war der Leichnam des ermordeten Rasputin. Um diesen übermenschlich zähen und starken Bauern zu töten, mußte ihm Zyankali in den Wein getan, je eine Revolverkugel in die Brust, in den Rücken und in den Nacken gejagt und schließlich der Schädel mit einem Totschläger zerschmettert werden. Und doch wurde bei der ärztlichen Untersuchung der Leiche, als man sie nach vierundzwanzig Stunden aufgefunden und aus dem Wasser gezogen hatte, festgestellt, daß Rasputin erst unter dem Eise der Moika zu atmen aufgehört hatte.

Dieser Mord bedeutete gleichsam eine Auslösung alles dessen, was zwei Monate später begann: eine Sanktionierung des Blutvergießens. Rasputin hatte

mehr als einmal gesagt, daß nach seinem Tode der Thron stürzen und die Dynastie der Romanows untergehen würde. Dieser wilde und rasende Mensch hatte offenbar eine Vorahnung des Unheils, wie die Hunde einen Todesfall im Hause wittern, und so starb der letzte Verteidiger des Thrones, der Bauer, Pferdedieb und rasende Fanatiker einen schweren Tod.

Nach seinem Ende herrschte im Palais eine unheimliche Trauer, im ganzen Lande aber ein Jubel; die Leute gratulierten einander. Nikolai Swanowitsch schrieb seiner Frau aus Minsk: „In der Nacht, als diese Nachricht eintraf, ließen sich die Offiziere vom Stabe des Oberbefehlshabers acht Duzend Flaschen Champagner ins Kasino bringen. Die Soldaten schrien an der ganzen Front Hurra. . . .“

Nach einigen Tagen schon war in Rußland dieser Mord vergessen, nicht aber im Palais: dort glaubte man an die Prophezeiung und bereitete sich auf die Revolution vor. Man teilte Petrograd heimlich in Sektoren ein und forderte vom Großfürsten Ssergej Michailowitsch Maschinengewehre; als er keine hergab, ließ man sich vierhundertzwanzig Stück aus Archangelsk kommen und verteilte sie auf den Dachböden an den Straßenkreuzungen. Die Presse bekam einen neuen Druck zu fühlen, und die Zeitungen erschienen zur Hälfte mit weißen Spalten.

Die Kaiserin schrieb ihrem Mann verzweifelte Briefe und bemühte sich, seinen Willen und Geist zu stärken. Der Kaiser saß aber wie gebannt in Mogilew unter den ihm treuen — das stand außer jedem Zweifel — zehn Millionen Bajonetten. Die Weiberrevolten und

das Geschrei in den Petrograder Polonaisen erschienen ihm weniger gefährlich als die Armeen der drei Reiche, die die russische Front bedrängten. Um diese selbe Zeit plante General Alexejew, der Chef des Stabes des Oberbefehlshabers, ein fluger Mann und glühender Patriot, in Mogilew hinter dem Rücken des Kaisers die Verhaftung der Zarin und die Vernichtung der deutschen Partei.

Im Januar wurde der Befehl zur Offensive an der Nordfront unterschrieben, um der Frühjahrskampagne des Feindes zuvorzukommen. Die Schlacht begann in einer kalten Nacht bei Riga. Gleich nach Eröffnung des Artilleriefeuers erhob sich ein Schneesturm. Die Soldaten marschierten durch tiefen Schnee, im Heulen des Sturmes und im mörderischen Granatenfeuer. Duzende von Flugzeugen, die zur Unterstützung der vorgehenden Truppenteile aufgestiegen waren, wurden vom Winde zur Erde geschlagen, und ihre Maschinengewehre mähten im Schneesturme Feind und Freund nieder. Rußland machte den letzten Versuch, den eisernen Ring, der es umklammerte, zu sprengen; die russischen Bauern kämpften, in weiße Totenhemden gekleidet, von Polarstürmen getrieben zum letztenmal für das Kaiserreich, das ein Sechstel der Welt umspannte, für die Autokratie, die einst der Welt drohend erschienen und nun zu einer Idee geworden war, deren Sinn vergessen, unverständlich und feindselig war.

Zehn Tage tobte die wütende Schlacht, Tausende von Menschen wurden unter den Schneewehen begraben. Die Offensive wurde eingestellt und erstarb. Die Front erstarrte wieder im Schnee.

XXXIII

Zwan Iljitsch hatte die Absicht, in den Feiertagen nach Moskau zu fahren, wurde aber von der Direktion nach Schweden kommandiert, von wo er erst im Februar zurückkehrte. Gleich nach seiner Rückkehr erbat er sich einen dreiwöchigen Urlaub und telegraphierte Dascha, daß er am sechsundzwanzigsten des Monats kommen werde.

Vor seiner Abreise mußte er eine ganze Woche Dienst in den Werkstätten versehen. Zwan Iljitsch staunte über die Veränderung, die hier während seiner Abwesenheit vorgegangen war; die Direktion war so höflich und entgegenkommend wie noch nie, die Arbeiter aber fletschten die Zähne und waren so böse, daß man jeden Augenblick erwartete, einer von ihnen würde den Schraubenschlüssel zu Boden schleudern und schreien: „Schluß gemacht! Schlagt die Drehbänke kaput!“

Die Arbeiter regten sich in diesen Tagen ganz besonders über die Sitzungsberichte der Reichsduma auf, in der über die Verpflegungsfrage verhandelt wurde. Aus diesen Berichten ging deutlich hervor, daß die Regierung, kaum noch ihre Geistesgegenwart und Würde wahrend, sich mit letzten Kräften gegen die Angriffe wehrte, daß die Minister nicht mehr wie göttliche Helden, sondern wie gewöhnliche Menschen sprachen, und daß die Wahrheit nicht in ihren Reden und den Dumadebatten lag: sie war vielmehr in aller

Munde und in den unheil kündenden, dunkeln Gerüchten vom allgemeinen und baldigen Zusammenbruch der Front und des Hinterlandes vor Hunger und Desorganisation.

An seinem letzten Dienstage fiel Iwan Blitsch eine besondere Unruhe unter den Arbeitern auf. Sie ließen jeden Augenblick ihre Arbeit liegen, standen tuschelnd beieinander und schienen auf irgendwelche Nachrichten zu warten. Als er Wassilij Kuhljow fragte, worüber sich die Arbeiter berieten, warf sich dieser plötzlich seinen wattierten Rock wütend über die Schulter, ging aus der Werkstatt und schlug die Tür krachend ins Schloß.

„Dieser Wassilij ist furchtbar böse geworden“, sagte Iwan Kuhljow. „Er trägt immer einen Revolver in der Tasche herum.“

Wassilij kam aber bald zurück, die Arbeiter liefen von allen Drehbänken herbei und umringten ihn in der Tiefe der Werkstatt. „Bekanntmachung des Befehlshabers der Truppen des Petersburger Militärbezirks, Generalleutnants Chabalow,“ las Wassilij laut, jedes Wort betonend, von einem weißen Zettel ab, den er in der Hand hielt. „In den letzten Tagen findet die Abgabe von Mehl und die Erzeugung von Brot in den Bäckereien in der gleichen Menge wie bisher statt. . . .“

„Er lügt, er lügt!“ riefen die Stimmen. „Seit drei Tagen gibt's kein Brot!“

„Ein Mangel an Brot darf nicht eintreten“, las Wassilij weiter.

„Ja, er hat es halt angeordnet!“

„Wenn aber in einigen Geschäften das Brot nicht ausreicht, so kommt es daher, weil viele, aus Angst vor Brotknappheit, solches auf Vorrat kauften und es zu Zwieback rösteten. . . .“

„Wer röstet Zwieback? Zeig mir diesen Zwieback!“ schrie eine Stimme wie wahnsinnig. „Man müßte ihm selbst einen Zwieback in die Kehle stopfen, diesem Generalleutnant!“

„Schweigt, Genossen!“ überschrie Wassilij alle. „Soll uns Chabalow diese Zwiebacke zeigen. Genossen, wir müssen auf die Straße gehen. . . . Von den Baltischen Werken kommen viertausend Arbeiter auf den Newskij. . . . Aus der Wyborgschen Vorstadt kommen die Weiber. . . . Man hat uns lange genug mit Bekanntmachungen abgespeißt!“

„Richtig! Soll man uns das Brot zeigen! Wir wollen Brot!“

„Man wird euch kein Brot zeigen, Genossen. In der Stadt reicht das Mehl bloß für drei Tage, und dann wird es weder Mehl noch Brot geben. Alle Züge stecken hinter dem Ural. . . . Hinter dem Ural sind alle Magazine mit Getreide verstopft. . . . In Tscheljabinsk verfaulen drei Millionen Pud Fleisch auf der Station. . . . In Sibirien macht man aus Kuhbutter Kerzen. . . .“

Aus der Menge, die Rubljow umringte, trat ein Bursche mit schiefen Schultern und fing an, sich vor die Brust zu schlagen und zu schreien: „Wozu erzählst du mir das? . . .“

„Schluß gemacht! . . . Löscht die Öfen!“ riefen die Arbeiter, über die Werkstätte laufend.

Wassilij Rubljow ging auf Iwan Iljitsch zu. Sein Schnurrbart zitterte. „Geh,“ sagte er deutlich, „geh, solange du heil bist!“

* *
* *

Iwan Iljitsch schlief den Rest dieser Nacht schlecht und erwachte an einer Unruhe im ganzen Körper. Der Morgen war trüb; draußen tropfte es auf das Fensterblech. Iwan Iljitsch lag da und versuchte seine Gedanken zu sammeln, die Unruhe wollte nicht weichen, und die Tropfen reizten ihn, als fielen sie in sein Gehirn. — Ich brauche nicht auf den sechsundzwanzigsten zu warten, sondern will gleich morgen fahren, dachte er sich. Dann zog er sein Hemd aus, ging nackt ins Badezimmer, ließ die Dusche laufen und stellte sich in das eiskalte, peitschende Geriesel.

Vor der Abreise hatte Iwan Iljitsch noch vieles zu erledigen. Er trank schnell seinen Kaffee aus, trat auf die Straße, sprang in eine überfüllte Trambahn und fühlte sich wieder von der früheren Unruhe ergriffen. Die Fahrgäste saßen wie immer düster schweigend da, zogen die Beine ein und zerrten gehässig die Mantelschöße unter den Gefäßen der Nachbarn heraus; der Boden war schmutzig, an den Fensterscheiben liefen Tropfen, und die Klingel auf der vorderen Plattform bimmelte unaufhörlich und aufreizend. Iwan Iljitsch gegenüber saß ein Militärbeamter mit kränklichem, gelbem Gesicht; sein bartloser Mund war zu einem schiefen Lächeln erstarrt, seine bleiernen Augen blickten fragend mit einer ihnen sonst sicher nicht eigenen Lebhaftigkeit. Iwan Iljitsch sah sich aufmerksam um und

merkte, daß alle Fahrgäste einander ebenso fragend und ratlos anblickten.

An der Ecke des Großen Prospektes blieb der Wagen stehen. Nach einer Sekunde gerieten die Fahrgäste in Bewegung und sahen sich um, einige sprangen von der Plattform. Der Wagenführer nahm die Kurbel ab, steckte sie in den Busen seines blauen Mantels, öffnete die Bordertür und rief unruhig und böse ins Innere des Wagens: „Der Wagen geht nicht weiter.“

Auf dem Kamennoostrrowskij- und auf dem ganzen Großen Prospekt, soweit das Auge reichte, stauten sich die Trambahnwagen. Die Bürgersteige wimmelten von Menschen. Rasende Gassenjungen, eine Ausgeburt des Krieges, liefen herum. Hie und da ging an einem Ladenfenster dröhnend der eiserne Kolladen hinunter. Es schneite spärliche, nasse Flocken.

Auf dem Dache eines der Trambahnwagen erschien ein Mann in einem langen, vorne offenen Mantel; er riß sich die Mütze vom Kopf und schien etwas zu schreien. Durch die Menge ging ein Stöhnen, — Oh—oh—oh. . . . Der Mann fing an, einen Strick an das Wagendach festzumachen; dann richtete er sich wieder auf und riß wieder die Mütze vom Kopfe. „Oh—oh—oh. . .“ rollte es durch die Menge. Der Mann sprang auf das Pflaster hinunter. Die Menge flutete zurück, und nun konnte man sehen, wie ein dicht zusammengedrängter Haufen von Menschen, über den schmutzigen Schnee gleitend, am Stricke zog, der an den Trambahnwagen festgebunden war. Der Wagen neigte sich auf die Seite. Die Menge flutete noch weiter zurück, die Gassenjungen piffen. Der Wagen

schwankte eine Weile hin und her und blieb dann doch stehen, man hörte, wie die Räder gegen die Schienen schlugen. Nun liefen von allen Seiten noch mehr Menschen herbei, die mit besorgten Mienen, schweigend den Strick ergriffen. Der Wagen kam wieder ins Schwanken und stürzte plötzlich um, die Scheiben kllirrten. Die Menge drängte, immer noch schweigend, zum umgeworfenen Wagen hin.

„Nun geht es los!“ rief hinter Iwan Bljitsch eine vergnügte Stimme. Und im gleichen Augenblick begannen einige Kehlen etwas unsicher das Revolutionslied zu singen:

„Ihr fieleet als Opfer im Freiheitskampf. . . .“

Auf dem Wege zum Newskij begegnete Iwan Bljitsch den gleichen verständnislosen Blicken und unruhigen Gesichtern. Überall sammelten sich wie kleine Wasserwirbel gierige Zuhörer um die Träger der Neuigkeiten. Vor den Haustüren standen gemästete Portiers; Dienstmädchen steckten ihre Nasen heraus und blickten auf die Straße, in deren Tiefe sich die Menge staute. Ein Herr mit gepflegtem Vollbart, eine Aktentasche unter dem Arm, in einem aufgeknapften Iltispeiz erkundigte sich bei einem Hausknecht: „Sagen Sie mir, lieber Freund, was ist das für ein Auflauf? Was geht dort eigentlich vor?“

„Sie wollen Brot, sie revoltieren, Herr.“

„So, so!“

Etwas weiter stand an einer Straßenkreuzung eine blasse Dame mit verweintem Gesicht, ein schwindstüchtiges Hündchen mit hängendem, zitterndem Hintern im Arm; sie fragte alle Vorbeigehenden: „Was ist

das dort für eine Menge? . . . Was wollen die Leute?“

„Es riecht nach Revolution, meine Gnädige,“ sagte ihr im Vorbeigehen, sichtlich erfreut, der Herr im Iltispelz.

Über das Trottoir ging ein Arbeiter, die Schöße seines Halbpelzes flatterten, sein ungesundes Luchsgesicht zuckte. „Genossen,“ rief er mit gebrochener, weinerlicher Stimme, sich plötzlich umwendend, „werden sie noch lange unser Blut trinken?“

Ein junger Offizier, beinahe ein Knabe, mit dicken Backen, ließ seine Droschke halten und betrachtete, sich am Gürtel des Kutschers festhaltend, die wogenden Menschenmassen wie eine Sonnenfinsternis.

„Ja, schau nur, schau nur!“ rempelte ihn ein vorbeigehender Arbeiter an.

Die Menge wurde immer größer und füllte schon die ganze Straße; sie brauste unruhig und rückte in der Richtung zur Brücke vor. An drei Stellen tauchten weiße Fahnen auf. Die Passanten wurden wie Späne von einem Strom mitgerissen. Iwan Iljitsch ging mit der Menge über die Brücke. Über das neblige, schneeverwehte und von Fußspuren wie von einem Ausatz bedeckte Marsfeld sprengten einige Reiter. Als sie die Menge erblickten, wendeten sie ihre Pferde um und kamen im Schritt näher. Einer von ihnen, ein rotwangiger Oberst mit Backenbart, führte die Hand lächelnd an den Mützenrand. In der Menge erklang ein schwerfälliger und düsterer Gesang. Aus dem Nebel des Sommergartens, von den dunklen, nackten Ästen erhoben sich wie Felsen die Krähen, die einst die Mörder des Kaisers Paul erschreckt hatten.

Iwan Fljitsch ging vor der Menge, ein Krampf schnürte seine Kehle zusammen. Er räusperte sich, aber die Erregung stieg ihm immer wieder auf, und Tränen wollten ihm aus den Augen stürzen. Als er das Ingenieurschloß erreichte, bog er nach links ab und ging zum Litejnyj.

In den Litejnyj-Prospekt ergoß sich von der Petersburger Seite her eine zweite Menge, die die ganze Brücke füllte. In allen Lortwegen standen Neugierige, in allen Fenstern drängten sich erregte Gesichter.

Iwan Fljitsch blieb in einem Lortwege neben einem alten Beamten mit zitternden Hundewangen stehen. Rechts in der Ferne war die Straße von einer Kette Soldaten abgesperrt, die unbeweglich, auf die Gewehre gestützt, standen.

Die Menge kam näher und verlangsamte ihre Schritte. Erschrockene Stimmen riefen in ihre Tiefe: „Stehen bleiben, halt! . . .“ Gleich darauf erklang das Geheul von Tausenden hoher Frauenstimmen: „Brot, Brot, Brot!“

„Das darf man nicht zulassen“, sagte der Beamte und blickte Iwan Fljitsch streng über die Brille an. Aus dem Tore traten zwei Hausknechte und drängten mit den Schultern gegen die Neugierigen vor. Dem Beamten zitterten die Backen, ein junges Mädchen mit einem Zwicker schrie: „Untersteh dich nicht, Dummkopf!“ Das Tor wurde aber dennoch geschlossen. Gleich darauf begann man alle Haustüren und Tore in der ganzen Straße zu schließen. „Nicht doch, nicht doch!“ riefen erschrockene Stimmen.

Die heulende Menge kam immer näher. Vor ihr

tauchte ein Jüngling auf mit einem weibischen Gesicht voller Pöckel unter einem Schlapphut mit breiter Krempe.

„Die Fahne, die Fahne nach vorne!“ riefen viele Stimmen.

In diesem Augenblick erschien vor der Soldatenkette ein Offizier mit dünner Taille, die große Kammermütze in den Nacken geschoben. Das Revolverfutteral an der Hüfte festhaltend, schrie er so, daß man die Worte verstehen konnte: „Ich habe den Befehl zu schießen. . . . Ich will kein Blut vergießen. . . . Geht auseinander. . . .“

„Brot, Brot, Brot!“ brüllten die Stimmen. Und die Menge rückte gegen die Soldaten vor. . . . An Iwan Iljitsch drängten sich Menschen mit wahnsinnigen Augen vorbei. . . . „Brot! . . . Fort! . . . Gesindel! . . .“ Einer fiel hin, packte Iwan Iljitsch am Fuß, hob sein runzliges, unglückliches Gesicht und schrie wie bewusstlos: „Ich hasse . . . ich hasse. . . .“

Möglich ertönte etwas, als risse man ein Stück Leinwand längs der ganzen Straße entzwei. Sofort wurde alles still. Ein Gymnasiast drückte beide Hände an die Mütze und tauchte in der Menge unter. . . . Der Beamte hob seine sehnige Hand zum Zeichen des Kreuzes.

* * *

Die Salve ging in die Luft, eine zweite Salve erfolgte nicht, aber die Menge wich zurück; ein Teil von ihr zerstreute sich, ein anderer zog mit der Fahne zum Snamenskij-Platz. Auf dem gelben Schnee der

Straße waren einige Mützen und Gummischuhe liegen geblieben. Als Iwan Ijitsch auf den Newskij kam, hörte er wieder das Brausen vieler Stimmen. Es war die dritte Menge, die von der Wassiljewskij-Insel her über die Newa gekommen war. Die Trottoirs waren voller eleganter Damen, Militärs, Studenten und Fremden von ausländischem Aussehen. Ein englischer Offizier mit rosigem Kindergesicht stand wie eine Säule da. An den Scheiben der Läden klebten die gepuderten Verkäuferinnen mit schwarzen Schleifen in den Haaren. Durch die Mitte der Straße zog aber, in ihre nebelverhüllte Tiefe eine abgerissene, schmutzige, erboste Menge von Arbeitern und Arbeiterinnen und heulte: „Brot, Brot, Brot!“

Dicht am Trottoir sagte ein Kutscher, sich seitwärts vom Bocke neigend, mit lustiger Stimme zu einer erschrockenen Dame mit blaurotem Gesicht: „Wie kann ich hier durchkommen, Sie sehen selbst, daß man hier nicht mal eine Fliege durchläßt.“

„Fahr zu, Dummkopf, untersteh dich nicht zu räsonnieren!“

„Nein, jetzt bin ich kein Dummkopf mehr. . . . Steigen Sie aus dem Schlitten!“

Die Leute auf dem Trottoir stießen einander, streckten ihre Köpfe vor, horchten und stellten aufgeregt Fragen.

„Hundert Menschen haben sie auf dem Litejnij getötet. . . .“

„Unsinn! Eine schwangere Frau ist erschossen worden und ein alter Mann. . . .“

„Meine Herrschaften, eine Neuigkeit. . . . Ganz unglaublich!“

„Was? . . . Was? . . .“

„Generalstreik. . .“

„Wie? Auch Wasser und Elektrizität?“

„Gott, wenn es doch schneller käme. . .“

„Diese Arbeiter sind doch Prachtkerle! . . .“

„Freuen Sie sich nicht, — sie werden Sie erwürgen. . .“

„Schauen Sie, daß man Sie mit Ihrem Gesichtsausdruck nicht erwürgt. . .“

Iwan Iljitsch ärgerte sich, daß er so viel Zeit verloren hatte, und drängte sich aus der Menge. Er ging an drei Stellen, wo er geschäftlich zu tun hatte, traf aber niemand zu Hause und schleppte sich erbost über den Newskij.

Über die Straße glitten wieder die Schlitten, die Hausknechte schaufelten den Schnee zusammen, an der Straßenecke erschien ein großer Mensch in schwarzem, langem Mantel und erhob über den erregten Köpfen, über den aufgewühlten Gedanken der Bürger den weißen Zauberstab der Ordnung. Mancher Passant sah sich, über die Straße laufend, nach dem Schutzmann um und dachte sich dabei: „Wart nur, mein Lieber, auch für dich kommt die Zeit!“ Aber niemand kam der Gedanke, daß die Zeit schon angebrochen war, daß dieser monumentale Kerl mit dem mächtigen Schnurrbart und dem weißen Stabe nichts mehr als einen Schatten bedeutete und morgen schon von der Straßenecke, aus der Wirklichkeit, aus dem Gedächtnis verschwinden würde. . . .

„Teljegin, Teljegin! Bist du taub? Bleib doch stehen! . . .“

Iwan Iljitsch wandte sich um, — der Ingenieur Strukow lief, die Mütze im Nacken, mit wahnsinnig lustigen Augen auf ihn zu.

„Wo gehst du hin? Schaust trübe drein. . . . Komm mit ins Café. . . .“

Er packte Iwan Iljitsch am Arm und schleppte ihn ins Café im zweiten Stock. Hier war die ganze Luft von heißendem Zigarrenrauch erfüllt. Männer in steifen Hüten, in Pelzmützen, in aufgeknöpften Pelzmänteln stritten, schrien und sprangen auf. Strukow drängte sich zu einem Fenster vor und setzte sich Iwan Iljitsch gegenüber.

„Der Kubel fällt!“ rief er aus, mit beiden Händen die Tischplatte fassend. „Alle Papiere fliegen zum Teufel! Darin liegt die Kraft! . . . Erzähle, was du gesehen hast. . . .“

„Ich war auf dem Litejni, es wurde dort geschossen, aber ich glaube, in die Luft. . . .“

„Was sagst du nun zu dem Ganzen?“

„Ich meine, daß die heutigen Demonstrationen die Regierung zwingen werden, ernsthaft für die Lebensmittelzufuhr zu sorgen.“

„Zu spät!“ schrie Strukow und schlug mit der flachen Hand auf die Glasplatte des Tisches. „Zu spät! . . . Wir haben unsere eigenen Gedärme aufgefressen. . . . Der Krieg nimmt ein Ende, basta! . . . Alles nimmt ein Ende! . . . Alles zum Teufel! . . . Weißt du, was die Leute auf den Fabriken schreien? Einberufung des Rates der Arbeiterdeputierten, — das schreien sie. Sie wollen niemand außer den Räten vertrauen! Unverzügliche Demobilmachung. . . .“

„Du bist einfach betrunken“, versetzte Swan Njitsch. „Ich hatte heute nacht Dienst auf dem Werke und habe nichts dergleichen gehört. . . . Wenn jemand etwas Ähnliches geschrien hat, so warst du es selbst. . . .“

Strukow warf den Kopf in den Nacken und fing an zu lachen, ohne den Blick von Teljegin loszureißen. „Es wäre doch gut, diese ganze Maschine in Stücke zu schlagen? Just die richtige Zeit! Wie? . . .“

„Das glaube ich nicht. . . . Ich sehe darin nichts Gutes. . . .“

„Fort mit dem Staat, mit dem Militär, mit den Schutzleuten, mit diesem ganzen Gesindel in steifen Hüten. . . . Das Urchaos herstellen! . . .“ Strukow biß plötzlich seine verrauchten Zähne zusammen, und seine Pupillen wurden zu zwei Punkten. „Einen Schrecken verbreiten, schlimmer noch als der Krieg. . . . Alles ist verdammt, vollgespuckt, verdreht, niederträchtig. . . . Verwüsten wie Sodom und Gomorrha. . . . Daß eine leere Stelle übrigbleibt.“ Auf seiner Stirn blähte sich unter den Schweißtropfen eine Ader. „Alle wollen das, auch du willst es. Aber ich wage es auszusprechen, und du hast nicht den Mut dazu.“

„Du bist den ganzen Krieg hinter der Front gewesen,“ erwiderte Teljegin mit einem Blick voll Haß und Abscheu, „ich aber war im Felde und kenne mich aus, — im Jahre Vierzehn gefiel es uns auch zu raufen und zu zerstören. Jetzt gefällt es uns nicht mehr. Wir haben wohl zerstört, aber auch gekämpft. Und ihr, die ihr die ganze Zeit daheim gewesen seid, findet erst jetzt Geschmack am Kriege. Eure ganze

Psychologie ist die von Marodeuren und Traingefindel: rauben und brennen! Ich beobachte euch schon längst: ihr geht aufs Zerstören aus und wollt es zum Blutvergießen bringen. . . . Schrecklich!“

„Teljegin, du bist ein kleiner Mensch, ein Spießer.“

„Mag sein, mag sein. . . .“

* * *

Iwan Iljitsch kam spät heim und ging sogleich zu Bett. Aber er schlummerte nur für einen Augenblick ein, dann seufzte er auf, legte sich auf den Rücken und hielt ruhig und schlaflos die Augen offen. Auf der Decke des Schlafzimmers lag der Widerschein einer Straßenlaterne. Es roch nach dem Leder des Reisekoffers, der offen auf einem Stuhle stand. In diesem Koffer, den er in Stockholm gekauft hatte, lag sein Geschenk für Dascha: ein herrliches Ledernecessaire mit Silberbeschlägen. Iwan Iljitsch empfand eine Zärtlichkeit für diesen Gegenstand, er wickelte ihn jeden Tag aus dem Seidenpapier und betrachtete ihn immer von neuem. Er sah sogar ein Rupee vor sich mit einem breiten Fenster; wie man es in Rußland nicht kennt, und in diesem Rupee auf dem Polstersitz Dascha in einem Reisekleid; sie hat diesen nach Parfüm und Leder duftenden Gegenstand — das Symbol eines sorglosen Glücks herrlicher Wanderungen — auf dem Schoße liegen; am Fenster ziehen fremde Länder vorbei.

. . . Ach, heute ist etwas geschehen, was sich nicht wieder gutmachen läßt, dachte sich Iwan Iljitsch, und sein Gedächtnis, das das Fazit aus allem Ge-

schehenen zog, antwortete mit Überzeugung: In der Stadt herrscht ein träges und böses Nichtankämpfen gegen alles, was auch kommen mag: Revolution, Schießerei — alles wird gleichgültig hingenommen. Sie haben einen Trambahnwagen umgestürzt, — gut; die Arbeiter sind bis zum Newskij vorgeedrungen, — gut; man hat die Arbeiter durch eine Salbe auseinandergetrieben, — gut; alles besser als der erstickende Gestank des hoffnungslosen Krieges. —

Iwan Ilijtsch stützte sich auf einen Ellenbogen und sah, wie sich draußen hinter dem Fenster im nebligen Himmel das schmutzgilafarbige Leuchten der Stadt spiegelte. Und er fühlte deutlich den dumpfen Haß, mit dem auf dieses Leuchten diejenigen sehen mußten, die heute ‚Brot!‘ geschrien hatten. Eine verhaßte, schwere, widerliche Stadt. . . .

* * *

Iwan Ilijtsch ging gegen zwölf Uhr aus dem Hause. Der neblige breite Prospekt war leer. Es schneite. Hinter der leicht beschlagenen Scheibe eines Blumenladens stand in einer Kristallvase ein großer Strauß roter, mit Wassertropfen bedeckter Rosen. Iwan Ilijtsch sah ihn durch die herabfallenden Schneeflocken mit Zärtlichkeit an. . . . Mein Gott, mein Gott!

Aus einer Nebengasse kam eine Kosakenpatrouille von fünf Mann. Der Kosak, der am Rande ritt, wandte sein Pferd um und näherte sich im Trabe dem Trottoir, wo drei Männer in Sportsmützen und zerrissenen, mit Stricken umgürteten Mänteln leise und erregt miteinander sprachen. Die Männer blieben

stehen, und einer von ihnen sagte etwas mit lustiger Miene und nahm das Kosakenpferd am Zaume. Diese Bewegung war so ungewöhnlich, daß Iwan Iljitsch das Herz zuckte. Der Kosak aber lachte, schüttelte den Kopf, gab seinem stampfenden Pferd mit dem großen Kropf die Sporen, holte seine Kameraden ein, und die ganze Patrouille ritt im Trabe in den Nebel des Prospekts.

Als Iwan Iljitsch sich dem Quai näherte, stieß er auf einzelne Gruppen aufgeregter Bürger. — Anscheinend hatten sich die Leute nach den gestrigen Vorgängen noch nicht beruhigt: sie berieten sich und tauschten Gerüchte und Neuigkeiten aus, — viele liefen zur Newa. Dort bewegten sich längs der Granitmauer wie schwarze Ameisen mehrere Tausende von Neugierigen. An der Brücke stand ein Haufen Schreier, sie wandten sich an die Soldaten, die den Durchgang versperrten und quer über die Brücke und längs ihrer Geländer standen, bis ans andere Ende, das im Nebel und im Schneetreiben kaum zu sehen war.

„Warum habt ihr die Brücke versperrt? Laßt uns durch!“ schrien die Leute.

„Wir müssen in die Stadt!“

„Es ist unerhört, den Bürgern solche Schwierigkeiten zu machen!“

„Die Brücken sind zum Gehen da und nicht für euch. . . .“

„Seid ihr Russen oder nicht? . . . Laßt uns durch! . . .“

Ein großgewachsener Unteroffizier mit vier Georgskreuzen ging, mit den großen Sporen klirrend, zwi-

schen den Geländern auf und ab. Als ihm einer aus der Menge ein Schimpfwort zurief, wandte er sein finsternes, pockennarbiges, gelbliches Gesicht den Schreier zu.

„Ja, ihr wollt noch gebildet sein und gebraucht solche Worte!“ Sein aufgewirbelter Schnurrbart zitterte. „Ich darf niemand über die Brücke lassen. . . Im Falle des Ungehorsams werde ich von der Waffe Gebrauch machen müssen. . . .“

„Die Soldaten werden nicht schießen“, schrie es wieder aus der Menge.

„Wozu stehst du da, pockennarbiger Teufel, Hund.“

Der Unteroffizier wandte sich wieder um und sagte etwas; seine Stimme war zwar heiser und militärisch, aber in seinen Worten lag etwas, was in diesen Tagen alle empfanden: Unruhe und Ratlosigkeit. Die Schreier merkten das und fuhren fort, zu schimpfen und gegen die Absperrung vorzurücken.

Ein langer, hagerer Mensch mit einem schief sitzenden Zwickel auf der Nase, mit einem Tuch um den langen Hals ging auf die Schreier zu und sagte plötzlich laut und dumpf: „Man hindert den Verkehr, überall wird abgesperrt, die Brücken sind umstellt, — das ist ja eine Verhöhnung! Dürfen wir uns noch frei in der Stadt bewegen oder dürfen wir es nicht mehr? Bürger, ich rate euch, auf die Soldaten nicht zu achten und über das Eis auf die andere Seite zu gehen.“

„Sehr richtig! Übers Eis! . . . Hurra!“ brüllten die Schreier, und einige liefen sogleich zu der schneebedeckten Granittreppe, die zum Flusse führte. Der

lange Mann schritt mit dem im Rücken flatternden Schal energisch über das Eis, längs der Brücke. Die Soldaten beugten sich hinüber und schrien: „Zurück, wir werden schießen. . . Zurück, du langer Teufel!“

Er ging aber, ohne sich umzuwenden, weiter. Ihm folgten im Gänsemarsch immer mehr und mehr Menschen. Die Leute rollten wie Erbsen vom Quai aufs Eis hinunter und liefen als schwarze Silhouetten über den Schnee. Die Soldaten schrien ihnen von der Brücke etwas zu, die Laufenden hielten sich die Hände an den Mund und schrien hinauf. Einer der Soldaten legte an, aber ein anderer stieß ihn in die Schulter, und er schoß nicht.

* *
* *

Wie sich später herausstellte, hatte keiner von all denen, die an diesem Tage auf die Straße zogen, einen bestimmten Plan gehabt; als aber die Bürger die Absperrungen auf den Brücken und an den Straßenkreuzungen sahen, fühlte jeder, wie es so geht, das Bedürfnis, gerade das zu tun, was verboten war: über die Brücken zu gehen und sich zu einer Menge zu sammeln. Die ohnehin schon krankhaft erregte Phantasie wurde immer mehr erhitzt. In der Stadt ging das Gerücht, daß die Unruhen organisiert werden.

Am Abend des zweiten Tages besetzten Teile des Kaiser Paul-Regiments den Newskij und eröffneten ein Feuer auf die Gruppen von Neugierigen und die einzelnen Passanten. Die Bürger sahen nun ein, daß etwas wie eine Revolution im Anzuge war. Wo aber

ihr Herd war und wer sie leitete, das wußte niemand. Das wußten weder der Kommandierende der Truppen, noch die Polizei und am allerwenigsten der Diktator, der Ssimbisker Luchfabrikant, dem einst der Gutsbesitzer Naumow im Troizkij-Hotel zu Ssimbirsk den Schädel beschädigt hatte, indem er mit demselben eine Lürfüllung einschlug; diese Beschädigung des Schädels und des Gehirns hatte ständig Kopfschmerzen und Neurasthenie zur Folge und führte später, als ihm die Regierung des Russischen Reiches anvertraut worden war, zu einer verhängnisvollen Ratlosigkeit. Der Herd der Revolution war überall, in jedem Hause, in jedem von Phantasien, Haß und Unzufriedenheit umstürmten Bürgerkopfe. Diese Unauffindbarkeit des Herdes der Revolution war unheimlich. Die Polizei verhaftete lauter Gespenster. In Wirklichkeit hätte sie die zwei Millionen vierhunderttausend Bewohner von Petrograd verhaften müssen.

* * *

Iwan Iljitsch verbrachte diesen ganzen Tag auf der Straße; er hatte, wie wohl alle, das seltsame Gefühl eines unaufhörlichen Schwindels. Er fühlte, wie die Erregung — es war schon beinahe Wahnsinn — in der Stadt immer anwuchs; alle Menschen hatten sich gleichsam in einem Wirbel aufgelöst, sich in eine lockere Masse ohne Vernunft und Willen verwandelt, und diese Masse irrte und wogte durch die Straßen und lechzte nach einem Himmelszeichen, nach einem Blitz, nach einem Willen, der sie blenden und zu einem Klumpen zusammenschweißen sollte.

Die Auflösung in dieser ganzen aufgeschreckten Menschenherde war so groß, daß selbst die Schießerei auf dem Newskij fast niemand erschreckte. Die Leute sammelten sich wie Tiere vor den zwei Leichen, einer Frau im Kattunrock und eines alten Mannes im Waschbärenpelz, die an der Ecke der Wladimirskaja-Straße lagen. . . . Wenn die Schüsse häufiger fielen, liefen die Menschen auseinander und schlichen sich dann wieder längs der Mauern heran.

Gegen Abend hörte die Schießerei auf. Ein kalter Wind säuberte den Himmel, und in den schweren Wolken, die sich über dem Meere häuften, leuchtete der düstere Feuerbrand des Abendrotes auf. Tief über der Stadt, wo der Himmel kohlschwarz war, erschien die scharfe Mondsichel.

Die Laternen wurden in dieser Nacht nicht angezündet. Die Fenster waren dunkel, die Haustüren abgeschlossen. Längs der ganzen Nebelwüste des Newskij standen Gewehrpyramiden. An den Ecken ragten die langen Gestalten der Wachtposten. Das Mondlicht funkelte hier in der Spiegelscheibe eines Ladens, dort auf einer Trambahnschiene, und dort wieder auf dem Stahl eines Bajonetts. Es war still und ruhig. Und nur die Telephonhörer blöckten in jedem Hause mit leblosen Stimmen verrückte Worte über die Ereignisse.

* *
* *

„Teljegin, was machst du hier?“

„Ich habe beschlossen, heute unbedingt abzureisen. Mit einem Güterzuge, mit einer Lokomotive, ganz gleich.“

„Gib's auf, du kannst jetzt nicht abreisen. Es ist ja Revolution, mein Lieber! . . .“ Antoschka Arnoldow, unrasiert, verwahrlost, mit roten Lidern an den Glogzaugen krallte sich mit krampfhafsten Fingern in Iwan Iljitschs Mantel fest. „Hast du gesehen, wie man dem Gendarmen den Kopf runterhaute? . . . Wie ein Fußball rollte er über das Pflaster, herrlich! . . . Dummkopf, du verstehst es ja gar nicht: es ist die Revolution.“ Antoschka murmelte wie im Fieber. Sie standen beide, in die Menge eingekleilt, im Bahnhofsdurchgang. „Das Litauische und das Wolynische Regiment haben sich am Morgen geweigert zu schießen. . . . Eine Kompagnie des Pauls-Regiments ist bewaffnet in die Stadt gezogen. In der Stadt ist ein Durcheinander, in dem sich niemand auskennt. . . . Die Soldaten treiben sich wie verschlafene Fliegen auf dem Newskij herum und wagen nicht, in die Kasernen zu gehn. . . .“

XXXIV

Dascha und Katja gingen in Pelzmänteln und warmen Kopftüchern schnell durch die kaum beleuchtete Kleine Nikitskaja. Die dünnen Eiskrusten krachten unter ihren Füßen. Am kalten, grünlichen, gestirnten Himmel ging eben die klare und schmale Mondsichel auf. Hie und da knurrten hinter den Loren Hunde. Dascha lachte in den feuchten Flaum des Luches hinein und lauschte, wie das Eis krachte.

„Katja?“

„Dascha, Liebste, bleib nicht stehen, wir kommen zu spät.“

„Katja, wenn es so ein Instrument gäbe, das man hier ansetzte,“ — Dascha legte die Hand auf die Brust — „so könnte man ungewöhnliche Dinge aufschreiben. . . .“ Dascha sang leise und deutlich eine Melodie. „Weißt du, das wiederholt sich, aber schon mit einer anderen Stimme, die eigentliche Stimme klingt aber so.“ Sie sang wieder und lachte. Katja nahm sie unterm Arm und sprach: „Komm doch, komm.“

Nach einigen Schritten blieb Dascha wieder stehen. „Katja, glaubst du daran, daß Revolution ist?“

„Ja. Weißt du, in der Luft selbst liegt irgendeine Unruhe.“

„Katjuscha, das kommt vom Frühling. Schau, der Himmel ist ganz grün.“

In der Ferne leuchtete gelblich das elektrische Lämpchen über der Einfahrt des Juristenklubs, in dem

heute um halb zehn Uhr abends die Kadettenfraktion, unter dem Eindrucke der verrückten Gerüchte aus Petrograd eine öffentliche Versammlung zwecks Austausches von Eindrücken und Aufstellung eines gemeinsamen Aktionsprogramms für diese unruhigen Tage veranstaltete.

Die Schwestern liefen in den zweiten Stock hinauf und traten, ohne die Pelze abzulegen — sie nahmen nur die Kopftücher ab —, in den überfüllten Saal, der mit gespannter Aufmerksamkeit einem rotbackigen, bärtigen, dicken Herrn lauschte, der mit angenehmen Bewegungen seiner großen Hände sprach.

„Die Ereignisse überstürzen sich mit schwindelnder Schnelligkeit,“ sagte er, „in Petrograd ist gestern die ganze Gewalt an den General Chabalow übergegangen, der in der Stadt folgende Bekanntmachung anschlagen ließ: ‚In den letzten Tagen haben sich in Petrograd Unruhen ereignet, begleitet von Ausschreitungen und Anschlägen auf das Leben von Heeresangehörigen und Polizeibeamten. Ich verbiete alle Ansammlungen auf den Straßen. Ich teile der Bevölkerung Petrograds zur Warnung mit, daß ich den Befehl bestätigt habe, die Ordnung in der Hauptstadt selbst mit Waffengewalt rücksichtslos wiederherzustellen.‘ . . .“

„Diese Henker!“ dröhnte aus der Tiefe des Saales ein Seminaristenbaß. Der Redner schwang die Glocke.

„Diese Bekanntmachung hat, wie auch zu erwarten war, das Maß der Geduld voll gemacht. Fünfundzwanzigtausend Soldaten aller Waffengattungen der Petrograder Garnison sind zu den Revolutionären übergegangen.“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als der ganze Saal vor Beifallklatschen erzitterte. Einige Mann sprangen auf Stühle, schrien und machten Gebärden, die die alte Ordnung vollkommen durchbrachen. Der Redner sah mit einem breiten Lächeln auf den tobenden Saal, schwang wieder die Glocke und fuhr fort: „Soeben ist eine telephonische Meldung von außerordentlicher Bedeutung eingelaufen.“ Er steckte die Hand in die Tasche seines karierten Rockes, holte gemächlich ein Papier heraus und entfaltete es. „Heute schickte der Präsident der Reichsduma, Rodsjanko, folgendes Telegramm an den Kaiser auf direktem Draht: ‚Die Lage ist ernst. In der Hauptstadt herrscht Anarchie. Die Regierung ist paralytisch. Verkehrsweisen und Zufuhr von Lebensmitteln und Heizmaterial stocken. Auf den Straßen wird geschossen. Die Truppen beschießen sich zum Teil gegenseitig selbst. Man muß unverzüglich eine das Vertrauen des Landes genießende Person mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragen. Man darf nicht zögern. Jede Versäumnis bedeutet den Tod. Ich bete zu Gott, daß die Verantwortung in dieser Stunde nicht auf Seinen Gesalbten falle. . . .“

Der rotbackige Herr ließ die Hand mit dem Blatt sinken und überblickte mit lustigen Augen den ganzen Saal. Alle Gesichter drückten rasende Neugier aus: ein solches atemraubendes Schauspiel hatten die Moskauer noch nie gesehen.

„Meine Damen und Herren, wir stehen am Vorabend des größten Ereignisses unserer Geschichte,“ fuhr er mit sammetweicher, girrender Stimme fort.

„Vielleicht ist jetzt, in diesem Augenblick, dort“ — er streckte die Hand aus wie Danton auf der Statue — „die Hoffnung so vieler Geschlechter in Erfüllung gegangen, und die traurigen Schatten der Dekabristen sind gerächt. . . .“

„Ach Gott!“ seufzte in der Tiefe eine Frauenstimme auf, die sich nicht länger beherrschen konnte.

„Vielleicht wird schon morgen ganz Rußland seine Stimmen zu dem einen, brüderlichen Freiheitschor vereinen.“

„Hurra! . . . Die Freiheit! . . .“ schrien rasende Stimmen.

Der Herr sank auf seinen Stuhl und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirne. Am Ende des Tisches erhob sich ein müder Mensch mit langen, strohblonden Haaren, einem schmalen Gesicht und einem roten, leblosen Bärtchen. Ohne jemand anzusehen, begann er mit träger, verschnupfter Stimme: „Diese Mitteilungen sind außerordentlich interessant. Alles scheint wirklich auf die Liquidierung der aristokratisch-bürokratischen regierenden Klasse auszugehen. Es ist darin nichts Unerwartetes: die Truppen werden wenn nicht heute, so in einem Monat meutern und die Arbeiter die Gewalt an sich zu reißen versuchen.“ Er holte aus der Seitentasche ein Schnupftuch, schneuzte sich, faltete das Tuch wieder zusammen und steckte es in seinen abgeriebenen Rock.

Hinter Dascha, die mit ihrer Schwester auf einem Stuhle saß, fragte eine Stimme: „Wer ist der Redner?“

„Es ist der Genosse Kusjma,“ flüsterte jemand

schnell, „er war im Jahre 1905 im Räte der Arbeiterdeputierten und ist vor kurzem aus der Verbannung zurückgekehrt, eine sehr bedeutende Persönlichkeit.“

„Ich kann die Begeisterung des Vorredners nicht teilen“, fuhr Genosse Kusjma fort, indem er verschlafen auf das Tintenfaß blickte. „Selbst wenn die Regierung des Zaren dieser Lage zurückträte, wäre es dumm, sich zu freuen: die Gewalt wird dann der Bourgeoisie zufallen, und eine Schlägerei ist in der Zukunft so wie so nicht zu vermeiden.“ Er hob endlich die Augen, und alle sahen, daß sie grünlich, kalt und langweilig waren. „Es wäre längst Zeit, diese idyllischen Phantasien aufzugeben. . . . Die Revolution ist eine ernste Sache. . . . Ein brüderlicher Chor mit Freiheitsgefängen ist etwas für die landarmen Junker und für die fettgewordenen Kaufmannsöhnchen. . . .“

„Wer ist er? . . . Was spricht er? . . . Entziehen Sie ihm das Wort!“ schrie es wütend.

Genosse Kusjma erhob seine Stimme: „Seit zwölf Jahren schon wächst dieser Revolutionsabszeß im Lande. Heute darf man ihn als reifgeworden ansehen. Unsere Aufgabe ist, einen tiefen Schnitt zu machen, um den ganzen Eiter auslaufen zu lassen. Wir müssen endlich das Proletariat und die bürgerlich-aristokratischen Klassen ohne Vermittler einander gegenüberstellen. Wir brauchen keine Freiheit, die seit hundert Jahren wie eine Dirne von kleinen Krämern und speicheltriefenden Dichtern abgegriffen ist, wir brauchen den Bürgerkrieg. . . .“

Seine letzten Worte konnte man im Tumult kaum

verstehen. Einige Männer in Gehröcken liefen zum Tisch. Genosse Kusjma wich vor ihnen zurück, stieg vom Podium und verschwand in einer Seitentür. An seiner Stelle erschien eine berühmte Borkämpferin der Erziehungsprobleme, eine volle Dame mit einem Zwicker und einem Tic. „Wir hörten soeben eine empörende —“

In diesem Augenblick flüsterte jemand Dascha erregt und zärtlich ins Ohr: „Guten Abend, Liebste...“

Dascha erhob sich sofort, ohne sich erst umzuwenden: in der Lüre stand Iwan Iljitsch. Sie sah ihn an: der schönste Mensch auf Erden, und er ist mein. Iwan Iljitsch war wie schon so oft erschüttert, daß Dascha ganz anders aussah, als er sie sich vorgestellt hatte: ihre Wangen glühten, die blaugrauen Augen waren durchsichtig und abgrundtief wie zwei kühle Seen. Sie war so vollkommen, es fehlte ihr so absolut gar nichts, daß Iwan Iljitsch erbleichte. Dascha sagte leise: „Guten Abend!“, nahm ihn am Arm, und sie traten auf die Straße. Hier blieb Dascha stehen und sah Iwan Iljitsch schweigend und lächelnd an. Sie seufzte, hob die Arme und küßte ihn auf den Mund. Er schloß die Augen. Ihre Lippen waren zärtlich und zutraulich. Sie duftete nach Pelz und einem weiblich-herben Parfüm. Dascha nahm ihn wieder am Arm, und sie gingen über die krachenden Eiskrusten, die im Lichte der tief im schwarzgrünen Abgrund des Himmels hängenden Mondsichel funkelten.

„Iwan, hast du mich lieb?“

„Dascha!“

„Ach, ich hab dich so lieb, Iwan! Und wie habe ich auf dich gewartet. . . .“

„Du weißt doch, ich konnte nicht. . . .“

„Sei mir nicht böse, daß ich dir so schlechte Briefe schrieb. Ich verstehe nicht zu schreiben.“

„Weißt du, als du dich eben vom Stuhle erhobst und ich dich ansah, stand mir das Herz still. . . .“

- Swan Iljitsch blieb stehen und sah auf das zu ihm erhobene, stumm lächelnde, liebe Gesicht. Einen besonders lieben, einfachen Ausdruck verlieh ihr das Kopftuch, — die Brauen zeichneten sich unter ihm dunkel ab, und die Augen leuchteten herzlich und gütig. Er zog Dascha vorsichtig zu sich heran, sie ließ sich gehen und schmiegte sich an ihn, immer in seine Augen blickend. Er küßte sie wieder auf den Mund, und sie gingen weiter.

„Bist du für lange gekommen, Swan?“

„Ich weiß es nicht, es hängt von den Ereignissen ab. . . .“

„Du weißt doch, es ist Revolution.“

„Weißt du, ich bin mit einer Lokomotive hergekommen. . . .“

„Swan, weißt du was. . . .“ Dascha ging im gleichen Schritt mit ihm und blickte auf ihre Schuhkappen. . . .

„Was denn? . . .“

„Ich gehe jetzt mit dir, zu dir. . . .“

Swan Iljitsch antwortete nicht. Dascha fühlte nur, wie er einigemale versuchte, tief einzuatmen, und es nicht konnte. Und sie fühlte Zärtlichkeit und Mitleid mit ihm.

XXXV

Der folgende Tag war dadurch bemerkenswert, daß er den Begriff der Relativität der Zeit bestätigte. So fuhr Iwan Iljitsch mit der Droschke von seinem Hotel in der Twerskaja bis zur Arbat-Gasse ungefähr anderthalb Jahre. „Mein, Herr, die Zeiten, wo wir für fünfzig Kopeken fahren, sind vorbei,“ belehrte ihn der Kutscher. „Man erzählt sich, die Leute in Petrograd hätten jetzt die Freiheit. Wenn nicht heute, so morgen werden wir auch in Moskau die Freiheit haben. Sieh mal an, da steht ein Schutzmann. Gut wäre es, zu dem Hundesohn heranzufahren und ihm mit der Peitsche eins auf die Schnauze zu geben. Warten Sie, Herr, wir werden schon mit allen abrechnen!“

In der Eßzimmertür empfing ihn Dascha. Sie hatte ihren weißen Morgenrock an, die aschblonden Haare waren in aller Eile zusammengesteckt. Sie roch nach frischem Wasser. Die Glocke der Zeit erdröhnte; die Zeit blieb stehen; der Augenblick dehnte sich. Er war ganz von Daschas Worten, von ihrem Lachen, von ihren in der Morgensonne leuchtenden leichten Haaren erfüllt. Iwan Iljitsch wurde selbst dann unruhig, wenn Dascha ans andere Ende des Tisches ging. Dascha machte die Büfettüre auf, hob die Ärmel, und die weiten Ärmel des Morgenrocks glitten hinunter. Iwan Iljitsch dachte sich, daß ein Mensch solche Ärmel gar nicht haben könne, — nur die beiden weißen

Impfmale oberhalb des Ellenbogens bestätigten, daß es wirklich Menschenarme waren. Dascha holte aus dem Büfett eine Tasse, wandte ihren leuchtenden Kopf zu ihm, sprach und lachte.

Sie zwang Iwan Iljitsch, mehrere Tassen Kaffee zu trinken. Sie sprach irgendwelche Worte, und auch Iwan Iljitsch sprach Worte, aber Menschenworte haben wohl nur innerhalb der normal fortschreitenden Zeit einen Sinn, denn heute waren ihre Worte absolut sinnlos. Zekaterina Dmitrijewna, die auch im Esszimmer saß, hörte, wie Teljegin und Dascha staunend, begeistert und alles sogleich vergessend einen ungewöhnlichen Unsinn über den Kaffee, die Revolution, ein Lederneccessaire, einen in Petersburg abgehauenen Kopf und über Daschas Haare zusammenredeten, die in der hellen Sonne seltsam rötlich schienen.

Das Dienstmädchen brachte die Zeitungen. Zekaterina Dmitrijewna entfaltete die „Rußkija Wjedomosti“, schrie auf und fing an, den verhängnisvollen Erlaß des Kaisers von der Auflösung der Reichsduma laut vorzulesen.

Dascha und Teljegin waren darüber sehr erstaunt, aber Zekaterina Dmitrijewna las das Weitere schon für sich. Dascha sagte zu Teljegin: „Komm mit“, und führte ihn durch den finsternen Korridor in ihr Zimmer. Sie trat als erste ein, sagte hastig: „Wart, wart, sieh nicht hin,“ und steckte etwas Weißes in die Schublade der Kommode.

Iwan Iljitsch sah zum erstenmal in seinem Leben Daschas Zimmer: ihren Toilettentisch mit einer Menge ihm unverständlicher Dinge; das strenge, schmale,

weiße Bett mit zwei Kissen, einem großen und einem kleinen, auf dem großen pflegte Dascha zu liegen, das kleine aber beim Einschlafen unter den Ellenbogen zu schieben; am Fenster einen breiten Sessel mit dem über die Lehne geworfenen weichen Kopfstuch.

Dascha ließ Iwan Iljitsch in diesen Sessel sitzen, schob einen Schemel heran, setzte sich ihm gegenüber, stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände, blickte ihm gerade ins Gesicht und hieß ihn sagen, wie er sie liebe. Die Glocke der Zeit schlug den zweiten Augenblick.

„Dascha, wenn man mir alles, was da ist, schenkte,“ sagte Tseljegin, „die ganze Erde, so wäre mir davon nicht besser, verstehst du es?“ Dascha nickte. „Wenn ich allein bin, was brauche ich mich dann, nicht wahr? . . . Was brauche ich mich selbst?“ Dascha nickte. „Herumgehen, essen, schlafen, — wozu? Wozu habe ich diese Arme und Beine? . . . Was hätte ich davon, wenn ich beispielsweise märchenhaft reich wäre. . . . Du verstehst doch, wie schrecklich es ist, allein zu sein?“ Dascha nickte. „Aber jetzt, wo du so da sitzt. . . . Jetzt bin ich nicht mehr da, ich fühle mich nicht mehr. . . . Ich fühle nur: das bist du, das ist das Glück. Du bist alles, du bist mein. . . . Ich sehe dich an, und mir schwindelt der Kopf, — atmest du denn wirklich, bist du lebendig, bist du mein? . . . Dascha, verstehst du etwas?“

„Ich erinnere mich,“ sagte Dascha, „wir saßen auf dem Deck, ein leichter Wind wehte, in geschliffenen Gläsern funkelte der Wein, und ich fühlte plötzlich, daß wir dem Glück entgegenfuhren.“

„Erinnerst du dich noch an die blauen Schatten?“

Dascha blinzelte mit den Augen, und es erschien ihr sofort, daß auch sie sich irgendwelcher herrlicher, blauer Schatten erinnere. Sie erinnerte sich der Möven, die dem Dampfer folgten, der niedrigen Ufer, der weit im Wasser strahlenden Sonnenstraße, die, wie ihr damals schien, am Ende in ein blaues, leuchtendes Meer von Glück münden würde. Dascha erinnerte sich sogar, was für ein Kleid sie damals anhatte. . . . Wie viele lange Jahre waren seitdem vergangen. . . . Sie fühlte Mitleid mit sich selbst, ein noch schmerzvolleres Mitleid mit ihrer Schwester Katja. . . . Sie nahm Iwan Fljitschs Hände, barg in ihnen ihr Gesicht, seufzte auf, und er fühlte zwischen seinen Fingern Tränen rinnen.

Jekaterina Dmitrijewna kam abends aus dem Juristenklub außer sich vor Freude gelaufen und berichtete: „In Petrograd ist die ganze Gewalt an das Duma-Komitee übergegangen, alle Minister sind verhaftet, aber es schwirren höchst beunruhigende Gerüchte: man sagt, der Kaiser habe das Hauptquartier verlassen und gegen Petrograd ziehe General Iwanow mit einem ganzen Armeekorps. . . . In Moskau soll morgen der Kreml und das Arsenal gestürmt werden. . . . Iwan Fljitsch, morgen in aller Frühe laufen Dascha und ich hin, um uns die Revolution anzusehen. . . .“

XXXVI

Aus dem Hotelfenster konnte man sehen, wie sich unten durch die schmale Tverskaja der langsame schwarze Strom von Menschen bewegte, — Köpfe, Mützen, Mützen, Mützen, Hüte, Kopftücher und gelbe Flecken von Gesichtern. In allen Fenstern Neugierige, auf den Dächern die Buben.

Jekaterina Dmitrijewna stand, den Schleier bis zu den Brauen hinaufgeschoben, am Fenster, nahm bald Tseljegin und bald Dascha mit ihren heißen Fingern bei der Hand und sprach: „Wie schrecklich! . . . Wie schrecklich! . . .“

„Jekaterina Dmitrijewna, ich versichere Sie, die Stimmung in der Stadt ist die friedlichste,“ sagte Iwan Iljitsch. „Bevor Sie kamen, lief ich im Kreml herum: es wird dort verhandelt, das Arsenal wird wahrscheinlich ohne einen Schuß übergeben werden. . . .“

„Aber warum gehen sie dorthin? . . . Schauen Sie die vielen Menschen. . . . Was wollen sie tun?“

Dascha sah auf den wogenden Strom der Köpfe und die Umrisse der Dächer und Türme. Der Morgen war neblig und mild. In der Ferne, über den Kreuzen und mattgoldenen Kuppeln der Kreml dome, über den gespreizten Doppeladlern auf den spitzen Türmen kreisten Schwärme von Krähen; sie setzten sich auf die Kreuze, stiegen wieder auf und verschwanden in der nebligen Höhe.

Dascha schien es, als hätten irgendwelche große

Ströme das Eis gesprengt und ergössen sich über die Erde, als wäre sie zugleich mit dem geliebten Menschen von diesem Strome ergriffen; nun mußte sie sich nur an seiner Hand festhalten, nur lieben. Das Herz schlug voller Unruhe und Freude wie bei einem Vogel in der Höhe.

„Ich will alles sehen, gehen wir auf die Straße,“ sagte Katja und schlug ihren Pelzmantel zu.

* *
* *

Das schmutzige Backsteingebäude mit den an Flaschen erinnernden Säulen, mit den vielen Gesimsen, Balkons und Türmchen, das Moskauer Stadthaus, das Hauptquartier der Revolutionäre; war mit roten Fahnen geschmückt. Rote Fäden umwanden die Säulen und hingen über dem Hauptportal herab. Vor dem Portal standen auf dem vereisten Pflaster vier graue Geschütze auf hohen Rädern. Auf den Stufen, an den Ecken, auf den Dächern hockten Soldaten der Maschinengewehrabteilung mit ganzen Bündeln roter Bänder an den Achselstücken. Große Menschenmassen sahen mit einem freudigen und doch etwas unheimlichen Gefühl zu den roten Fahnen und den staubigen, schwarzen Fenstern des Stadthauses hinauf. So oft auf dem kleinen Balkon über dem Portal eine erregte Gestalt, so klein wie ein Käfer, erschien, die Arme schwang und lautlos etwas schrie, erhob sich in der Menge ein freudiges Gebrüll.

Nachdem es sich an den Fahnen und Geschützen sattgesehen hatte, zog das Volk über den vom Lauwetter angefressenen, schmutzigen Schnee durch das tiefe

Zwer'sche Thor auf den Roten Platz, wo an dem Spafskij- und dem Nikolskij-Loch die meuternden Truppenteile mit den gewählten Vertretern des Reserveregiments verhandelten, das sich im Kreml eingeschlossen hatte. Im trüben Tageslichte erschienen die massiven, abgebröckelten, hohen Kremlmauern und die quadratischen Türme mit den grünen Zeltdächern und den Doppeladlern an den Spitzen ganz besonders alt. Schwärme von Krähen kreisten über diesen traurigen Stätten, über der wie vom Jüngsten Gericht erschreckten Menge des einfachen Volkes und flogen hinter den Kitai-Gorod und die Moskwa.

Katja, Dascha und Tseljegin wurden in der Menge vor das Portal des Stadthauses geschoben. Von der Zwerskaja her klang über den ganzen Platz ein immer lauter werdendes Geschrei. Mützen flogen in die Höhe, Taschentücher flatterten in den Händen.

„Genossen, gebet doch den Weg frei. . . . Genossen, respektieret die Ordnung,“ klangen junge, erregte Stimmen. Durch die Menge, die ihnen unwillig den Weg freigab, drängten sich zum Portal des Stadthauses, mit den Gewehren fuchtelnd, vier Gymnasiasten und ein hübsches, zerzaustes junges Mädchen mit grünem Hut und einem Säbel in der Hand. Sie führten zehn verhaftete Schutzleute, riesengroße Kerle mit mächtigen Schnurrbärten, mit im Rücken gebundenen Händen und gesenkten mürrischen Gesichtern. An der Spitze marschierte ein Pristaw, ohne Mütze; an seinem blaurasierten Schädel sah man in der Nähe der Schläfe eingetrocknetes schwarzes Blut; er ließ seine rötlichen, glänzenden Augen über die grinsenden Ge-

sichter der Menge schweifen; die Achselstücke seines Mantels waren mit dem Futter herausgerissen.

„Nun habt ihr es erlebt, ihr Lieben!“ rief man in der Menge.

„Lange genug habt ihr mit uns gespielt, nun ist es Schluß. . . .“

„Aus ist's mit eurem Kommando. . . .“

„Genossen, Genossen, laßt uns durch, respektiert doch die revolutionäre Ordnung!“ schrien die Gymnasiasten mit gesprungenen Stimmen; sie liefen, die Schutzleute vor sich herstoßend, die Stufen des Stadthauses hinauf und verschwanden in der großen Lüre. Ihnen nach drängten einige Menschen, darunter auch Katja, Dascha und Teliegin.

Im kahlen, hohen, trübbeleuchteten Vorraum hockten auf dem nassen Boden Soldaten vor ihren Maschinengewehren. Ein dickbackiger Student, der vom Schreien und von Müdigkeit offenbar verrückt geworden war, stürzte sich auf alle Eintretenden und schrie: „Ich weiß von nichts: den Passierschein! . . .“ Manche zeigten ihre Passierscheine, andere winkten einfach mit der Hand ab und stiegen die breite Treppe in den zweiten Stock hinauf. In den breiten Gängen des zweiten Stockes saßen und lagen an den Wänden verstaubte, schläfrige, schweigsame Soldaten, ohne die Gewehre aus der Hand zu lassen. Einige kauten träge Brot, andere schnarchten, die Knie zum Bauch hinaufgezogen. An ihnen vorbei drängten sich müßige Menschen; sie lasen die erstaunlichen Anschläge an den Türen und sahen auf die aus dem einen Zimmer ins andere rennenden, bis zur höchsten mensch-

lichen Möglichkeit erregten, heiser gewordenen Kommissare.

Nachdem Katja, Dascha und Teljegin alle diese blauen Wunder gesehen hatten, gelangten sie in einen hohen Saal mit verblichenen purpurnen Vorhängen an den großen Fenstern und mit Purpur ausgeschlagenen, amphitheatralisch angeordneten Bänken. An der vorderen Wand gähnten wie schwarze Löcher die leeren goldenen Rahmen der Kaiserbildnisse; vor ihnen stand in einem zurückgeworfenen Bronzemantel die marmorne Katharina und lächelte freundlich und schelmisch ihrem Volke zu.

Auf den Bänken räkelten sich, die Köpfe in die Hände gestützt, müde Menschen mit dunkeln Gesichtern und Borsten am Kinn. Einige von ihnen schliefen. Andere zogen träge von Wurstscheiben die Haut ab und aßen Brot. Unten, vor der lächelnden Katharina saßen an einem langen Tisch mit einer grünen, goldbefranzten Decke zwanzig Mann in schwarzen Blusen und zerrissenen Röcken; lauter junge, derbknochige Menschen mit eingefallenen Gesichtern. Einer von ihnen, der langes Haar und einen Vollbart hatte, schälte ein Ei und warf die Schalen auf das grüne Tuch. Dascha erinnerte sich plötzlich mit einem qualvollen Ekelgefühl, daß sie schon einmal einen solchen Mann, der ein Ei schälte, gesehen hatte; sie erinnerte sich der tödlichen Langweile und des mit Spinnweben überzogenen Fensters. . . .

„Dascha, siehst du, da sitzt Genosse Kusjma am Tisch,“ sagte Katja.

Zu dem Genossen Kusjma lief in diesem

Augenblick im Trab ein Fräulein mit kurzem Haar und spitzer Nase und flüsterte ihm etwas zu. Er hörte sie an, ohne sich umzuwenden und ruhig weiter kauend, stand dann auf und sagte: „Bürgermeister Gutschkow hat zum zweitenmal erklärt, daß den Arbeitern keine Waffen ausgefolgt werden. Ich schlage vor, ohne Debatten über den Protest gegen die Handlungsweise des Revolutionskomitees abzustimmen, das eine ausgesprochen bürgerlich=reaktionäre Färbung angenommen hat.“

Auf den Bänken des Amphitheaters machte sich eine gewisse Bewegung bemerkbar. Jemand hob den Kopf, gähnte und streckte seine schwielige Hand aus. Alle Hände erhoben sich.

Teljegin stellte endlich fest (er fragte einen kleinen Gymnasiasten, der mit besorgter Miene eine Zigarette rauchte), daß hier im Katharinenaal die schon über vierundzwanzig Stunden dauernde Sitzung des Rates der Arbeiterdeputierten stattfand.

* *
* *

Um die Mittagsstunde erblickten die stillen Bauern des Reserveregiments, das im Kreml saß, auf dem Roten Platze den Rauch von Feldküchen; sie ergaben sich und öffneten die Tore. Auf dem ganzen Platz ertönte Geschrei und flogen Mützen in die Luft. Auf die ‚Schädelstätte‘, wo einst nackt, mit einer Tierlarve vor dem Gesicht und einer Narrenflöte auf dem Bauche der ermordete falsche Demetrius gelegen hatte, von wo aus man die Thronbesteigungen und Absetzungen der Zaren auszurufen pflegte, von wo alle Frei-

heiten und Unfreiheiten des russischen Volkes kamen, auf diese kleine Erhöhung, die schon viele Male von Unkraut überwuchert und dann wieder mit Blut begossen worden war, trat ein kleiner Soldat in schäbigem Mantel, verbeugte sich nach allen Seiten, drückte sich die Pelzmütze über die Ohren und begann etwas Unverständliches und Verworrenes zu sprechen, das man im Lärm gar nicht verstehen konnte. Der Soldat war sehr unansehnlich — man hatte ihn bei der letzten Mobilisierung aus einem gänzlich unbekanntem Provinznest herausgeholt —, aber eine Dame mit einem auf die Seite gerutschten Federhut drängte sich dennoch zu ihm vor und umarmte ihn; dann zog man ihn von der ‚Schädelstätte‘ herunter, hob ihn auf die Arme und trug ihn irgendwohin fort.

In der Twerskaja, dem Hause des Generalgouverneurs gegenüber, kletterte um diese Zeit ein Bursche auf das Denkmal des Generals Skobeljew und band ihm einen roten Feszen an den Säbel. Die Leute schrien Hurra. Einige geheimnisvolle Individuen drangen durch die Nebengasse ins Gebäude der politischen Polizei ein, und bald darauf klrirten die Scheiben und stieg aus den Fenstern Rauch auf. Die Leute schrien Hurra. Am Puschkinendenkmal auf dem Twerskoj-Boulevard sprach eine bekannte Schriftstellerin, in Tränen schwimmend, vom Morgenrot eines neuen Lebens und steckte dann mit Hilfe ihres Gatten, der gleichfalls Schriftsteller war, dem nachdenklichen Puschkin eine kleine rote Fahne in die Hand. Die Leute schrien Hurra. Die ganze Stadt war diesen Tag wie betrunken. Bis zum späten Abend ging niemand nach

Hause, die Leute sammelten sich in Gruppen, redeten, weinten vor Freude, fielen sich in die Arme und warteten auf Telegramme. Nach den drei Jahren der Niedergeschlagenheit, des Hasses und des Blutes war die zutrauliche, träge, kein Maß kennende slavische Seele geschmolzen und übergelaufen.

* *
* *

Am nächsten Morgen war die ganze Stadt auf den Straßen. Auf der Twerskaja zogen durch die Menschenmassen unter fortwährendem Hurrageschrei Lastautos mit Soldaten, wie Igel von Bajonetten und Säbeln starrend. Auf den dumpf dröhnenden Geschützen ritten Gassenjungen. Auf den schmutzigen Schneehaufen längs der Trottoire standen, die Ordnung aufrecht erhaltend, junge Mädchen mit erhobenen Säbeln und gespannten Gesichtern und bewaffnete Gymnasiafken, die keinen Pardon gaben, — das war die freie Miliz. Die Ladenbesitzer waren auf Leitern gestiegen und entfernten von ihren Schildern die kaiserlichen Adler. Schwindsüchtige Mädchen — Arbeiterinnen einer Zigarettenfabrik — zogen durch die Stadt mit einem Bildnis Leo Tolstois, der unter seiner gerunzelten Stirne streng auf alle diese Wunder sah. Es war, als könnte es von nun an keinen Krieg und keinen Haß mehr geben; als brauchte man nur auf irgendeinem hohen Glockenturm eine rote Fahne zu hissen, damit die ganze Welt begreife, daß wir alle Brüder seien und daß es keine andere Macht in der Welt gebe als Freude, Freiheit, Liebe, Leben. . . .

Als der Telegraph die erschütternde Kunde vom

Thronverzicht des Zaren und von der Übergabe der Gewalt an seinen Bruder Michail brachte, war niemand besonders erschüttert: allen schien es, als müßte man in diesen Tagen noch ganz andere Wunder erwarten.

* *
* *

Über den gebrochenen Linien der Dächer, über dem gelblichen Abendrot flimmerte im durchsichtigen Abgrund des Himmels ein Stern. Die nackten Äste der Linden starren schwarz und unbeweglich. Unter ihnen war es ganz dunkel; die eingefrorenen kleinen Pfützen auf dem Trottoir krachten unter den Füßen. Dascha blieb stehen und blickte, ohne die vereinigten Hände zu lösen, mit denen sie Iwan Glitsch unter dem Arm hielt, über die niedere Mauer auf das erleuchtete kleine Fenster der alten Kirche des heiligen Nikola ‚auf den Hühnerfüßchen‘.

Die Kirche und ihr Hof lagen im Schatten der Linden. In der Ferne wurde eine Türe aufgeschlagen, und über den Hof ging, mit den Filzstiefeln knirschend, ein kleiner Mann in einem langen, bis zum Boden reichenden Mantel und einem pilzförmigen Hut. Man hörte, wie er mit einem Schlüssel klirrte und langsam den Glockenturm hinaufstieg.

„Der Küster geht läuten“, flüsterte Dascha und hob den Kopf. Auf der kleinen goldenen Kuppel des Glockenturmes lag ein Widerschein des Abendrots.

Bumm! schlug die Glocke, die seit dreihundert Jahren die Bürger zur inneren Einkehr vor dem Schlafe rief. Dascha bekreuzte sich. In der Erinnerung Iwan Gl-

jitschs erstand augenblicklich die kleine Kapelle und an ihrer Schwelle die stumm weinende Frau im weißen Kittel, mit dem toten Kindchen im Schoße. Iwan Ijitsch drückte Daschas Hand mit dem Ellenbogen an sich. Dascha sah ihn an, als frage sie: Was? Plötzlich nahm ihr Mund einen sehr ernststen Ausdruck an.

„Willst du?“ fragte sie leise und hastig. „Hier, sofort?“

Iwan Ijitsch lächelte. Dascha runzelte die Stirne, stampfte mit den Füßen und wandte sich weg.

„Dascha, bist du mir böse?“

„Ja.“

„Jetzt gleich wird uns doch niemand trauen.“

„Das ist gleich. . . . Ich habe wohl eine Dummheit gesagt, das ist klar. Aber du hast gelächelt, und das ist sehr kränkend. . . . Wenn man mit einem Menschen, den man über alles in der Welt liebt, Arm in Arm geht und Licht in einem Kirchenfenster sieht, so ist gar nichts Komisches dabei, in die Kirche zu treten und sich trauen zu lassen. . . .“ Dascha dachte eine Weile nach und nahm Iwan Ijitsch wieder am Arm.

„Du verstehst mich doch?“

„Ja, ja. . . .“

„Gut, ich bin dir nicht mehr böse.“

XXXVII

Bürger, Soldaten der von nun an freien russischen Armee, mir ist die seltene Ehre zugefallen, euch zum frohen Feste zu gratulieren: die Sklavensketten sind zerschmettert, das russische Volk hat innerhalb dreier Tage, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, die größte Revolution der Weltgeschichte vollbracht. Der Blutzar Nikolai hat abgedankt, seine Minister sind verhaftet, der Thronfolger Michail hat auf die für ihn zu schwere Krone freiwillig verzichtet. Nun gehört die ganze Gewalt dem Volke. An die Spitze des Reiches hat sich die Provisorische Regierung gestellt, um in kürzester Frist die Wahlen zur Allrussischen Konstituierenden Versammlung auf Grund des direkten, allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes auszuschreiben. . . . Es lebe die Russische Revolution, es lebe die Konstituierende Versammlung, es lebe die Provisorische Regierung. . . .“

„Hurrraaah!“ brüllte gedehnt die tausendköpfige Menge der Soldaten. Nikolai Iwanowitsch Smokownikow zog aus der Tasche seiner sämischledernen Feldbluse ein großes, khakifarbenes Tuch und fuhr sich damit über den Hals, das Gesicht und den Bart. Er sprach von einer aus Brettern zusammengezimmerten Tribüne herab, zu der Querbalken hinaufführten. Hinter seinem Rücken stand der Regimentskommandeur Tjotjkin, der vor kurzem zum Obersten befördert worden war, — sein wettergebräuntes Gesicht mit dem

Kurzen Bärtchen und der fleischigen Nase drückte gespannte Aufmerksamkeit aus. Als das Hurra erklang, führte er mit besorgter Miene die Hand an den Schirm seiner Mütze. Auf dem flachen Felde mit den schwarzen aufgetauten Stellen und den schmutzigen Schneehaufen vor der Tribüne standen Soldaten, an die zweitausend Mann, ohne Waffen, mit Stahlhelmen, in aufgeknöpften, zerdrückten Mänteln und lauschten mit aufgerissenem Munde den sonderbaren Worten, die der feine Herr mit dem puterroten Gesicht an sie richtete. Im grauen Nebel in der Ferne ragten die Schornsteine eines niedergebrannten Dorfes. Hinter diesem begannen die deutschen Stellungen. Einige zerzauste Krähen flogen über dieses öde, tote Feld. „Soldaten!“ fuhr Nikolai Iwanowitsch fort, die Hand mit den gespreizten Fingern vorgestreckt, während ihm das Blut in den Hals stieg: „Gestern noch wart ihr Gemeine, eine stumme Herde, die vom Hauptquartier des Zaren hinausgeschickt wurde, um niedergemetzelt zu werden. . . . Man fragte euch nicht, wofür ihr sterben solltet. . . . Man züchtigte euch für jedes Vergehen und füsilierte euch ohne Gericht.“ (Der Oberst Tjotjkin hüstelte, trat von einem Fuß auf den andern, sagte aber nichts und neigte wieder aufmerksam lauschend den Kopf.) „Ich, der von der Provisorischen Regierung ernannte Kommissär der Armeen der Westfront, erkläre euch,“ — Nikolai Iwanowitsch preßte seine Finger zusammen, als fasse er ein Pferd am Zaume — „von nun an gibt es keine Gemeinen mehr. Diese Benennung ist abgeschafft. Von nun an seid ihr, Soldaten, gleichberechtigte Bürger

des Russischen Reiches, und es gibt keinen Unterschied mehr zwischen einem Soldaten und einem Armeekommandeur. Die Anreden ‚Euer Wohlgeboren‘, ‚Euer Hochwohlgeboren‘, ‚Euer Erzellenz‘ werden abgeschafft. Von nun an sagt ihr: ‚Guten Tag, Herr General‘, oder ‚Mein, Herr General‘, ‚Ja, Herr General‘. Die erniedrigenden Antworten wie ‚Zu Befehl, ja‘ oder ‚Zu Befehl, nein‘ werden abgeschafft. Das Honneurmachen vor Offizieren jeglichen Grades wird für immer abgeschafft. Ihr dürft, wenn ihr wollt, dem General auch die Hand zum Gruße reichen. . . .“

„Ho, ho, ho!“ rollte es freudig durch die Menge der Soldaten. Auch der Oberst Tjotjkin lächelte, mit seinen erschrockenen Auglein blinzeln.

„Nun die Hauptsache, Soldaten: der Krieg wurde bisher von der Regierung des Zaren geführt; heute führt ihn das Volk, d. h. ihr. Die Provisorische Regierung schlägt euch daher vor, in allen Armeen Soldatenkomitees zu bilden; Kompagnie-, Bataillons-, Regimentskomitees, bis zu Armeekomitees aufwärts. Schickt in diese Komitees eure Kameraden, denen ihr vertraut! . . . Von nun an soll der Finger des Soldaten neben dem Bleistift des Höchstkommandierenden über die Kriegskarte fahren. . . . Soldaten, ich gratuliere euch zu der größten Errungenschaft der Revolution. . . .“

Wieder brauste ein Hurrageschrei über das ganze Feld. Tjotjkin stand stramm, die Hand am Mützen-schirm. Sein Gesicht war grau geworden, seine Augen blickten mit Demut und Entsetzen auf Nikolai Iwanowitsch. In der Menge begann man zu schreien:

„Machen wir bald Frieden mit den Deutschen?“

„Wie viel Seife kriegen wir pro Mann?“

„Herr Kommissär, wird man wegen Diebstahl vom Komitee oder vom Gericht abgeurteilt?“

„Ich habe eine Beschwerde, Herr. . . .“

„Ich bitte um Urlaub, ich bin magenkrank. . . .“

„Den dritten Monat schon faulen wir hier im Schützengraben . . . Können nicht mehr. . . .“

„Herr Kommissär, wie wird es nun sein, — wird man jetzt in Petersburg einen König wählen? . . .“

Um alle diese Fragen bequemer beantworten zu können, stieg Nikolai Iwanowitsch von der Tribüne, und sofort umringten ihn die erregten, einen starken Geruch verbreitenden Soldaten. Der Oberst Tjotjkin stand an das Geländer der Tribüne gelehnt und sah, wie sich im Dickicht der Stahlhelme der bloße, kurzgeschorene Kopf mit dem fleischigen Nacken des Armeekommissärs bewegte. Einer der Soldaten, ein rothaariger, boshafter Mensch, der den Mantel lose über den Schultern trug — Tjotjkin kannte ihn gut: er war ein frecher Kerl und Schreier aus der Fernsprechabteilung —, packte Nikolai Iwanowitsch am Riemen seines French und fing an, ihn auszufragen, während seine Blicke in der Runde schweiften: „Herr Kriegskommissär, Sie haben zu uns süß gesprochen, und wir haben mit Wonne zugehört. . . . Beantworten Sie mir jetzt meine Frage. . . . Können Sie meine Frage beantworten, oder können Sie es nicht, — sagen Sie es mir gleich. . . .“

Die Soldaten rückten mit freudigem Gerede enger zusammen. Der Oberst Tjotjkin runzelte die Stirn und stieg von der Tribüne hinunter.

„Ich richte an Sie die Frage,“ sagte der Soldat, indem er mit seinem schwarzen Fingernagel beinahe die Nase Nikolai Iwanowitschs berührte: „Man schreibt mir aus meinem Dorfe: bei mir zu Hause ist die Kuh eingegangen, ein Pferd habe ich nicht, meine Frau ist mit den Kindern Betteln gegangen. . . . Haben Sie nun das Recht, mich wegen Desertion erschießen zu lassen? Das will ich wissen!“

„Wenn Ihnen Ihr persönliches Wohl teurer ist als die Freiheit, so verraten Sie die Freiheit wie ein Judas, und Rußland wird Ihnen die Worte ins Gesicht schleudern: ‚Sie sind unwürdig, Soldat der Revolutionsarmee zu sein. . . .‘ Gehen Sie nach Hause!“ rief Nikolai Iwanowitsch mit erhobener Stimme.

„Schreien Sie mich nicht so an!“

„Wer ist er, daß er so schreit. . . .“

„Soldaten!“ — Nikolai Iwanowitsch stellte sich auf die Fußspitzen: „Es liegt hier ein Mißverständnis vor. . . . Das erste Gebot der Revolution, meine Herren, ist die Treue gegen unsere Verbündeten. . . . Die freie, revolutionäre, russische Armee muß sich mit frischen Kräften über den schlimmsten Feind der Freiheit, das imperialistische Deutschland stürzen. . . .“

„Hast du schon selbst die Käuse in den Schützengräben gefüttert?“ fragte eine rohe Stimme.

„Die hat er sein Lebtag nicht gesehen. . . .“

„Schenk ihm drei Stück zur Zucht. . . .“

„Rede zu uns nicht von der Freiheit, rede lieber vom Krieg: drei Jahre kämpfen wir schon. . . . Euch paßt es wohl, euch in der Etappe zu mästen, wir

müssen aber wissen, wie dem Kriege ein Ende gemacht werden kann. . . .“

„Soldaten!“ rief Nikolai Iwanowitsch von neuem, „die Fahne der Revolution ist erhoben: Freiheit und Krieg bis zum sieghaften Ende. . . .“

„Was faselt der Narr. . . .“

„Wo ist denn der Sieg. . . . Drei Jahre kämpfen wir schon, haben aber nichts von einem Siege gesehen. . . .“

„Warum habt ihr dann den Zaren gestürzt. . . .“

„Sie haben den Zaren gestürzt, damit er sie nicht stört, den Krieg noch hinzuziehen. . . .“

„Was hört ihr auf ihn, Kameraden, er ist ja bestochen. . . .“

„Man sieht ja gleich, wer ihn hergeschickt hat. . . .“

Der Oberst Tjotjkin bahnte sich mit den Ellbogen den Weg durch die Soldatenmenge und sah, wie ein baumlanger, gebückter, schwarzer Artillerist Nikolai Iwanowitsch an der Brust packte, ihn schüttelte und ihm ins Gesicht schrie: „Wozu bist du hergekommen? . . . Sag, wozu bist du hergekommen? . . .“

Der runde Nacken Nikolai Iwanowitschs verschwand unter seinem Kragen, der Bart, der wie gemalt aussah, flog hin und her. Er stieß den Soldaten zurück und zerriß ihm dabei mit einer krampfhaften Bewegung seiner Finger den Hemdkragen. Der Soldat verzog das Gesicht, riß sich den Stahlhelm vom Kopfe und schlug mit ihm Nikolai Iwanowitsch einigemal mit aller Kraft auf den Schädel und aufs Gesicht.

XXXVIII

Katja blieb allein. Tseljegin und Dascha ließen sich in der Kirche ‚Nikola auf den Hühnerfüßchen‘ trauen und fuhren am gleichen Tage nach Petrograd. Katja begleitete sie zum Bahnhof, bekreuzte die beiden, küßte sie zum Abschied, — sie waren so furchtbar zerstreut, wie halbtot, — und kam in der Abenddämmerung heim.

In der Wohnung war niemand. Marfuschka und Lisa waren in eine Dienstbotenversammlung gegangen, in der eine ‚Protestresolution‘ gefaßt werden sollte. Im Eßzimmer roch es noch immer nach Zigaretten und Blumen, auf dem Tische stand zwischen dem unaufgeräumten Geschirr ein blühendes Kirschbäumchen. Katja begoß es aus der Wasserkaraffe, räumte das Geschirr weg, schüttelte die Krümel vom Tischtuch und setzte sich, ohne Licht zu machen, an den Tisch, mit dem Gesicht zum Fenster. Der Himmel war trüb und bewölkt, die Umrisse der Dächer waren kaum zu unterscheiden. Im Eßzimmer tickte die Wanduhr, — wenn das Herz vor Gram auch zerspringt, die Uhr wird weiter ticken. Katja saß lange unbeweglich da, fuhr sich dann mit der Handfläche über die Augen, stand auf, nahm vom Sessel ihr wollenes Tuch, warf es sich um die Schultern und ging in Daschas Zimmer. In der Dämmerung ließ sich ganz schwach die gestreifte Matratze des verlassenen Bettes unterscheiden, auf einem Stuhl stand eine leere Hut-

schachtel, auf dem Boden lagen Papiere und Feszen. Als Katja sah, daß Dascha alle ihre Sächelchen mitgenommen und gar nichts zurückgelassen, gar nichts vergessen hatte, fühlte sie sich zu Tränen gekränkt. Sie setzte sich aufs Bett, auf die gestreifte Matratze und saß auch hier so unbeweglich wie früher im Eßzimmer.

Die Uhr im Eßzimmer schlug langsam und laut zehn. Katja zupfte das Tuch auf ihren Schultern zurecht und ging in die Küche. Hier stand sie eine Weile horchend da, stellte sich dann auf die Fußspitzen, holte vom Wandbrett das Einkaufsbuch, riß ein sauberes Blatt heraus und schrieb mit Bleistift: ‚Lisa und Marfuschka, ihr solltet euch schämen, das Haus für den ganzen Tag bis in die Nacht hinein im Stich zu lassen.‘ Eine Träne fiel auf das Blatt. Katja legte den Zettel auf den Küchentisch und ging ins Schlafzimmer. Sie entkleidete sich schnell, schlüpfte ins Bett, zog sich unter der Decke die Strümpfe aus, legte sich nieder, drückte die Kniee an den Leib und wurde still.

Um Mitternacht ging die Küchentüre; Lisa und Marfuschka kamen trampelnd und laut sprechend in die Küche, gingen hin und her, wurden ruhig und fingen plötzlich wieder zu lachen an: sie hatten den Zettel gelesen. Katja zwinkerte mit den Augen, rührte sich aber nicht. Endlich wurde es in der Küche ganz still. Die Uhr schlug so wach und hallend eins. Katja drehte sich auf den Rücken, stieß mit dem Fuße die Bettdecke von sich, holte einige Male schwer Atem, als ob ihr die Luft ausginge, sprang aus dem Bett,

schaltete das elektrische Licht ein und ging, die geblendeten Augen zusammenkneifend, auf den großen Spiegel zu. Das dünne Taghemd reichte ihr kaum bis zu den Knien. Katja musterte sich besorgt und schnell, wie etwas gut Bekanntes — ihr Sinn zitterte —, trat ganz nahe an den Spiegel heran und hob das Haar an der rechten Schläfe: „Ja, ja, gewiß, — hier, hier, auch hier. . .“ Sie besah ihr ganzes Gesicht. „Ja, gewiß, es ist zu Ende. . . In einem Jahr bin ich grau, dann eine alte Frau.“ Sie drehte das Licht aus, legte sich wieder ins Bett und bedeckte die Augen mit dem Ellenbogen. „Keine einzige freudige Minute im ganzen Leben. Jetzt ist es zu Ende. . . Niemand wird mich umarmen und an sich pressen, niemand wird mir sagen: Meine Leure, mein Lieb, meine Freude. . .“

Mitten unter bitteren und reuigen Gedanken erinnerte sich Katja plötzlich eines sandigen, nassen Weges zwischen hohen Linden auf einer im Regen blaugrauen Wiese. . . Auf diesem Wege geht sie selbst, Katja, im braunen Kleide mit einer schwarzen Schürze. Unter ihren Pantöffelchen knirscht der Sand. Katja fühlt sich so leicht, so schlank, so niedlich, der Wind spielt mit ihren Haaren, und neben ihr, nicht auf dem Wege, sondern absichtlich auf dem nassen Grase geht, sein Fahrrad schiebend, der Gymnast Mjoscha. Katja wendet sich weg, um nicht loszuplazen. . . Mjoscha sagt mit dumpfer Stimme: „Ich weiß, ich darf nicht auf Gegenliebe hoffen. . . Ich bin hergekommen, nur um Ihnen zu sagen, Katja, daß ich früher die Absicht hatte, zu studieren, dem Volke und der Auf-

klärung zu dienen; jetzt lache ich selbst über diese Phantasien. . . . Mir ist alles eins. Ich werde mein Leben irgendwo auf einer öden kleinen Eisenbahnstation beschließen. Leben Sie wohl. . . ." Er setzt sich aufs Rad und fährt über die Wiese, im Grase bleibt eine blaugraue Spur zurück. . . . Sein gebückter Rücken in der grauen Bluse und seine weiße Mütze verschwinden im Grün. Katja schreit: „Aljoscha, kommen Sie zurück, vielleicht überlege ich es mir noch und heirate Sie.“ — Aber sie kann nicht mehr — sie lacht so, daß es ihren ganzen Körper schüttelt. . . . Ist es denn möglich, daß sie, die jetzt von schlaflosen Nächten Zerquälte, einmal auf jenem feuchten, nassen Wege gestanden und der nach Regen duftende Sommerwind mit ihrer schwarzen Schürze gespielt hat? Katja setzte sich im Bette auf, umfaßte den Kopf mit den Händen, stützte die Ellenbogen in die bloßen Knie, und in ihrer Erinnerung erstanden trübe Laternenflammen, Schneestaub, Wind, der durch die nackten Bäume brauste, das knirschende, hoffnungslose Gleiten des Schlittens, die eisigen, weiblichen Augen Bessonows ganz dicht vor ihren Augen. . . . Die Süße der Ohnmacht und der Willenlosigkeit. . . . Das gemeine Frösteln der Neugier. . . . Gott, Gott, wen hatte sie damals zu sich herangelassen!

Katja legte sich wieder hin. Durch die Stille des Hauses schrillte plötzlich die Klingel. Katja überließ es kalt. Die Klingel schrillte wieder. Lisa ging barfuß, schlaftrunken schnaubend durch den Korridor, rasselte mit der Sicherheitskette und klopfte nach einer Minute an die Schlafzimmertür: „Gnädige Frau, ein Telegramm.“

Katja nahm das schmale zusammengefaltete Papier in die Hand, zerriß den Verschlußstreifen, entfaltete es, und es wurde ihr finster vor den Augen.

„Lisa,“ sagte sie und sah das Mädchen an, dessen Lippen vor Angst zitterten: „Nikolai Swanowitsch ist tot.“

Lisa schrie auf, bekreuzte sich und brach in Tränen aus. Katja sagte ihr: „Gehen Sie.“ Dann las sie zum zweitenmal die häßlichen Buchstaben auf dem Papierband: „Nikolai Iwanowitsch verschieden schweren Verletzungen ruhmvollem posten pflichterfüllung punkt leiche überführen Moskau Kosten Verbandes.“

Katja wurde es übel, ihr Mund füllte sich mit Speichel, in die Augen schob sich von allen Seiten her Finsternis, sie griff nach dem Rissen und verlor das Bewußtsein. . . .

* * *

Am nächsten Tage erschien bei Katja derselbe Herr mit den roten Wangen und dem Vollbart — der bekannte liberale Vorkämpfer, Fürst Kapustin-Unscheski —, den sie am ersten Tage der Revolution im Juristenklub hatte sprechen hören; er ergriff ihre beiden Hände, drückte sie an seine dicke, weiche Weste und sagte, daß er ihr im Namen der Organisation, an der er mit dem seligen Nikolai Swanowitsch zusammen gearbeitet habe, im Namen der Stadt Moskau, deren Hilfskommisär er sei, im Namen Rußlands und der Revolution sein Beileid zum frühen Tode des tapferen Kämpfers für die Idee ausspreche.

Der Fürst Kapustin-Unscheski war seiner Natur

nach dermaßen glücklich, gesund und heiter, sein Bedauern war so aufrichtig, sein Bart und seine Weste dufteten so anheimelnd nach Zigarren, daß Katja sich für einen Moment erleichtert fühlte. Sie richtete auf ihn ihre von den schlaflosen Nächten glänzenden Augen, öffnete die ausgetrockneten Lippen und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie so von Nikolai Iwanowitsch sprechen. . . .“

Der Fürst zog ein riesengroßes Taschentuch hervor und trocknete sich die Augen. Er hatte die schwere Pflicht erfüllt und empfahl sich, — sein Auto brüllte wie ein Ungeheuer in der Gasse. Katja aber fing von neuem an, durch das Zimmer zu wandern, — sie blieb vor der Photographie des unbekanntenen Generals mit dem Löwenkopf stehen, nahm ein Album, ein Buch, eine Schachtel in die Hand — auf dem Deckel der Schachtel war ein Reiher mit einem Frosch im Schnabel dargestellt —, und ging wieder auf und ab und sah auf die Tapeten, auf die Vorhänge. Sie dachte: Mein Gott, wie ermüdend ist es doch, so auf und ab zu gehen, die Sachen anzusehen und zu betasten. . . . Das Mittagessen rührte sie aber nicht an, — es war ihr ekelhaft, ans Essen auch nur zu denken. Sie schrieb einen kurzen Brief an Dascha, zerriß ihn aber: Dascha hat jetzt ganz andere Dinge im Sinn. . . . Sie starrte durchs Fenster auf den trüben, weißlichen Himmel und deklamierte halblaut die seltsamen Zeilen, die ihr aus unbegreiflichem Grund plötzlich eingefallen waren: „Die Hände, die versagenden, birgt er an meiner Brust. . . .“

Wenn sie sich nur hinlegen, wenn sie einschlafen

könnte. Das Bett war ihr aber nach der vergangenen Nacht so schrecklich wie ein Sarg. . . . Am schmerzvollsten war das hoffnungslose Mitleid mit Nikolai Iwanowitsch: er war doch ein prachtvoller, herzenguter, wenn auch etwas zerfahrener Mensch gewesen. Sie hätte ihn so lieben sollen, wie er war. . . . Sie hatte ihn aber gequält und nicht geliebt. . . . Oh Gott, Gott, darum war er auch so früh grau geworden. Auch sein Lächeln war so lieb, so hilflos. . . .

In der Abenddämmerung setzte sich Katja aufs Sofa, zog die Beine hinauf und ließ lang und stumm ihre Finger in den Gelenken knacken. . . .

* * *

Am nächsten Tag war die Trauermesse und nach weiteren vierundzwanzig Stunden die Beisetzung der sterblichen Überreste Nikolai Iwanowitschs. Am Grabe wurden wunderschöne Reden gehalten, man verglich den Verstorbenen mit einem Albatros, den die Untiefe verschlungen, mit einem Menschen, der eine brennende Fackel in einen Wald voller wilder Tiere getragen habe. . . . Ein zur Beerdigung zu spät gekommener bekannter Parteiführer, ein kleines Männchen mit einer Brille auf der Nase, der an das Bild in einem konkaven Vertierspiegel eines Panoptikums erinnerte, fuhr Katja böse an: „Lassen Sie mich einmal durch, Bürgerin!“, drängte sich zum Grabe vor und begann zu reden, daß der Tod Nikolai Iwanowitschs wieder einmal die Richtigkeit der Agrarpolitik bestätige, die von der Partei des Redners betrieben werde. Die Erde bröckelte unter seinen ungepflegten Stiefeln ab und

fiel mit trockenem Krachen auf den Sarg. Ein Gefühl von Übelkeit schnürte Katja die Kehle zusammen. Sie verließ unbemerkt die Menge und fuhr nach Hause. Sie hatte nur den einen Wunsch: sich zu waschen und einzuschlafen. Kaum hatte sie aber die Wohnung betreten, als sie sich wieder von einem Grauen umfassen fühlte: die gestreiften Tapeten, die Photographie und die Schachtel mit dem Reiher, das zerknüllte Tischtuch im Eßzimmer, die an Sargdecken gemahnenden Portieren, die staubigen Fenster, — wie ekelhaft, wie bedrückend! Katja ließ sich die Wanne füllen und legte sich stöhnend ins warme Wasser. Ihr ganzer Körper fühlte plötzlich tödliche Ermattung. Sie schleppte sich mit Mühe ins Schlafzimmer und schlief ein, ohne erst die Bettdecke aufzuschlagen. Im Schlafe glaubte sie ein Klingeln, Schritte und Stimmen zu hören, jemand klopfte an ihre Thür, aber sie antwortete nicht.

Katja erwachte, als es schon ganz dunkel war, — ihr Herz krampfte sich schmerzvoll zusammen. „Was war es, was?“ fragte sie erschrocken und klagend, vom Bette aufstehend, und hoffte einen Augenblick lang, daß all das Schreckliche vielleicht nur ein Traum gewesen sei. . . . Dann fühlte sie sich, gleichfalls nur einen Augenblick lang, gekränkt und benachteiligt: „Warum quält man mich so?“ Als sie schon ganz wach war, brachte sie ihre Frisur in Ordnung, schlüpfte mit den bloßen Füßen in die Pantöffelchen und sagte sich vollkommen klar und ruhig: „Ich will nicht mehr.“

Katja nahm aus der Kommode langsam einen

lackierten Kasten, die Reiseapotheke, und fing an, die Inschriften auf den Fläschchen zu lesen. Sie entkorkte das Fläschchen mit Morphinum, roch daran und stellte es auf die Seite; die übrigen Fläschchen tat sie in den Kasten, verwahrte diesen in der Kommode und ging ins Eßzimmer, um ein Glas zu holen. Unterwegs blieb sie aber stehen: im Salon war Licht. „Lisa, sind Sie es?“ fragte Katja. Sie öffnete die Thür und sah einen großen Mann in Militärbluse, mit einer schwarzen Binde auf dem rasierten Schädel auf dem Sofa sitzen. Er stand schnell auf. Katja zitterten die Knie, es wurde ihr kalt und leer in der Herzgrube. Der Mann sah sie mit strahlenden, weit aufgerissenen, schrecklichen Augen an. Sein gerader Mund war geschlossen, die Adern an den Backenknochen waren gebläht. Es war Wadim Petrowitsch Koschtschin. Katja drückte sich beide Hände an die Brust. Koschtschin sagte, ohne den Blick zu senken, langsam und sicher: „Ich bin gekommen, um Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ihr Dienstmädchen hat mir von dem Unglück, das Sie betroffen, erzählt. Ich bin hier geblieben, weil ich Ihnen sagen wollte, daß Sie über mich verfügen dürfen . . . und über mein Leben.“

Seine Stimme zitterte, als er die letzten Worte sprach, und sein derbes Gesicht wurde braunrot. Katja drückte sich ihre beiden Hände mit aller Kraft an die Brust. Koschtschin sah ihren Augen an, daß er auf sie zugehen und ihr helfen mußte. Als er sich ihr näherte, sagte Katja, mit den Zähnen klappernd: „Guten Tag, Wadim Petrowitsch. . . .“

Er hob unwillkürlich die Arme, um Katja zu um-

fassen, — so unglücklich und zerbrechlich erschien sie ihm, ein kaum lebendes Klümpchen, — ließ aber die Arme sofort wieder sinken, zog die Brauen zusammen, und seine Augen wurden feucht. Katja begriff mit dem durchdringenden Spürsinn einer Frau, daß er sie mit der einzigen Liebe bemitleidete, mit dem einzigen Lebenslichte, das einst den über das Weltall gebreiteteten durchbohrten Händen entströmt war. . . . Katja fühlte, daß sie, die unglückliche, kleine, sündige und ungeschickte, mit allen ihren nicht ausgeweinten Tränen, mit ihrem elenden Morphinfläschchen, diesem Menschen notwendig und teuer geworden war, der stumm und streng wartete, um ihre Seele in die seine aufzunehmen. Die Tränen zurückhaltend, ohne Kraft, etwas zu sagen oder die Zähne voneinander zu lösen, ergriff Katja Wadim Petrowitschs Hand und drückte auf sie ihre Lippen und Gesicht.

XXXIX

„Schau, ein Inselchen, eine Ruine, eine Bucht. . .
Wie abgrundtief, wie grün ist das Wasser in
der Bucht. Schau, über der Bucht fliegen Vögel, oder
sind es geflügelte Menschen? . . .“

Dascha hatte die Ellenbogen auf das marmorne
Fenstergesims gelegt und sah zum Fenster hinaus.
Hinter den dunkeln Wäldern am Ende des Ramen-
noostrowskij-Prospekts war der halbe Himmel vom
Abendrot ergriffen. Am Himmel geschahen Wunder.
Iwan Iljitsch saß neben Dascha und sah sie an, ohne
sich zu rühren, obwohl er sich nach Belieben hätte
rühren können, — Dascha würde aus diesem Zimmer
mit den blauen Vorhängen und dem blutroten Wider-
schein des Abendrots auf der weißen Wand über den
gestickten Sofakissen doch nicht verschwinden.

„Mein Gott, wie traurig, wie schön,“ sagte Dascha,
„wie schön, daß ich bei dir bin. . . . Es ist, als
schwebten wir in einem Luftballon. . . .“

Iwan Iljitsch nickte mit dem Kopf.

„Ich sehne mich so sehr nach Musik,“ sagte sie.
„So lange habe ich nicht mehr gespielt, so lange der
Krieg dauert. . . . Bedenke, es ist ja noch immer
Krieg. . . . Wir aber . . .“

Iwan Iljitsch machte eine Bewegung. Sie fuhr
gleich wieder fort: „Wenn der Krieg zu Ende ist, wol-
len wir ernsthaft Musik treiben. . . . Dann noch
eines, Iwan: ich möchte so gern eine Zeitlang am

Meere leben. . . . Erinnerst du dich noch, wie wir beide am Strande lagen und das Meer den Sand beleckte. Erinnerst du dich noch, wie das Meer war: von einem verblichenen Blau. . . . Es kommt mir vor, Iwan, als hätte ich dich mein ganzes Leben lang geliebt.“ Iwan Iljitsch machte wieder eine Bewegung und wollte etwas sagen, aber Dascha besann sich noch rechtzeitig: — „Der Teekessel kocht über!“ Sie lief aus dem Zimmer, blieb aber in der Türe stehen und wandte sich zu ihm um. . . . Iwan Iljitsch sah im Halbdunkel nur ihr Gesicht, ihre Hand, die die Portiere hielt, und den Fuß im grauen Strumpf. Dascha verschwand. Iwan Iljitsch stockte wieder der Atem. Er verschränkte die Hände im Nacken und schloß die Augen.

Dascha und Teljegin waren an diesem selben Tage um zwei Uhr nachmittags angekommen. Die ganze Nacht hatten sie im Gange des überfüllten Zuges auf ihrem Gepäck sitzen müssen. Gleich nach ihrer Ankunft begann Dascha alle Sachen auszupacken, alle Ecken zu untersuchen und den Staub zu wischen; sie war über die Wohnung entzückt und beschloß, das Eßzimmer im bisherigen Gastzimmer einzurichten, das Gastzimmer im Schlafzimmer Iwan Iljitschs, sein Schlafzimmer im Eßzimmer und einen Teil der Möbel aus dem Gastzimmer in ihr eigenes Zimmer und aus dem Zimmer Iwan Iljitschs ins Gastzimmer zu stellen. Dies alles mußte sofort gemacht werden. Man rief den Portier herauf, und dieser schob mit Iwan Iljitschs Hilfe die Schränke und Möbel von Zimmer zu Zimmer. Als man mit diesen Umstellungen fertig war,

und der Portier sich unter Zurücklassung eines Geruchs von auf Fastenöl gebackenem Kuchen entfernt hatte, hieß Dascha Iwan Iljitsch alle Fenster öffnen und ging, sich zu waschen. Sie plätscherte lange herum, stellte etwas mit ihrem Gesicht und ihren Haaren an und erlaubte ihm nicht, bald ins eine, bald ins andere Zimmer zu treten, obwohl die Hauptaufgabe Iwan Iljitschs während dieses ganzen Tages war, jeden Augenblick Dascha zu begegnen und sie anzuschauen.

Als der Abend anbrach, kam Dascha endlich zur Ruhe. Iwan Iljitsch erschien gewaschen und rasiert im Gastzimmer und setzte sich neben Dascha. Zum erstenmal seit der Stunde, als Dascha und Teljegin in der Nikolai-Kirche ‚auf den Hühnerfüßchen‘ Mann und Frau geworden waren, befanden sie sich allein und in Ruhe. Als fürchtete sie diese Ruhe, gab sich Dascha die größte Mühe, kein Schweigen aufkommen zu lassen. Wie sie später Iwan Iljitsch gestand, hatte sie plötzlich Angst bekommen, daß er ihr mit einer eigenen Stimme sagen würde: ‚Nun, Dascha? . . .‘ Iwan Iljitsch sah, daß Dascha auf der Hut war, und das stimmte ihn traurig.

Sie ging aus dem Zimmer, um nach dem Teekessel zu sehen. Iwan Iljitsch saß mit geschlossenen Augen. Er fühlte mit seiner ganzen Haut die Gegenwart Daschas und den Zauber dieser Gegenwart. Worauf er seine Gedanken auch richtete, alles verschwand für ihn als unwesentlich, und er fühlte mit neuer Schärfe, daß in seine Wohnung ein Geschöpf mit zarter Stimme, mit liebem Gesicht, ein verlegenes, schlankes, leichtes

Geschöpf eingezogen war... und daß es seine Frau sei. . . . Iwan Iljitsch öffnete die Augen und horchte, wie in der Küche Daschas Absätze klapperten. Plötzlich klirrte dort etwas, etwas war zerbrochen, und Dascha rief klagend: „Eine Tasse!“ Iwan Iljitsch fühlte sich im gleichen Augenblick von heißer Freude durchflutet: „Wenn ich morgen früh erwache, so wird es kein gewöhnlicher Morgen sein, es wird Dascha sein!“ Er erhob sich schnell von seinem Platz, um zu ihr zu gehen und es ihr zu sagen, aber sie erschien selbst in der Türe.

„Ich habe eine Tasse zerschlagen. . . . Iwan, willst du denn wirklich Tee? . . .“

„Nein. . . .“

Sie ging auf Iwan Iljitsch zu und legte ihm, da es im Zimmer ganz dunkel war, die Hände auf die Schultern.

„Woran hast du gedacht, als ich draußen war?“ fragte sie leise.

„An dich.“

„Ich weiß. . . . Aber was hast du von mir gedacht?“

Dascha hielt ihr Gesicht erhoben, und es schien in der Abenddämmerung mürrisch; in Wirklichkeit lächelte es aber. Ihre Brust hob und senkte sich gleichmäßig. Es fiel Iwan Iljitsch sehr schwer, seine Gedanken zu sammeln, er runzelte ehrlich die Stirn und sagte: „Ich dachte mir, daß ich es so gar nicht zusammenreimen kann: dich und daß du meine Frau bist. Dann begriff ich es auf einmal und wollte zu dir gehen, um es dir zu sagen. Jetzt hab ich es aber wieder vergessen.“

„Ich kann aber beides wohl zusammenreimen,“
sagte Dascha.

„Wie?“

„Durch Zärtlichkeit gegen dich. Es ist mir, als sei ich gegangen, immer gegangen und hätte mich plötzlich an dich geschmiegt. Dann auch durch das Vertrauen zu dir. . . . Warum reimt es sich aber bei dir nicht zusammen? Glaubst du denn, daß ich an etwas denken kann, was du nicht weißt?“

„Ach so!“ Iwan Iljitsch lachte freudig und sanft auf. „So einfach. . . . Ich weiß ja wirklich nicht, woran du denkst.“

„Ei, ei!“ sagte Dascha und ging ans Fenster. „Setz dich, und ich setze mich neben dich.“ Iwan Iljitsch setzte sich in den Sessel und Dascha auf die Armlehne. „Iwan, Liebster, ich denke an nichts Geheimes, darum ist es mir so leicht zumute, wenn ich bei dir bin.“

„Als du in der Küche warst, saß ich hier,“ sagte Iwan Iljitsch, „und dachte mir: in diese Wohnung ist ein wunderbares Geschöpf eingezogen. . . . Ist es schlimm?“

„Ja,“ antwortete Dascha nachdenklich, „es ist sehr schlimm.“

„Liebst du mich, Dascha?“

„Oh!“ sie nickte von unten nach oben mit dem Kopf: „Ich liebe dich bis zur Birke.“

„Bis zu welcher Birke?“

„Weißt du es denn nicht? Am Ende des Lebens eines jeden Menschen ist ein Hügel, und darauf steht eine Trauerbirke.“

Iwan Iljitsch umfaßte Daschas Schultern. Sie

ließ ihn mit Zärtlichkeit gewähren. Ihr Kuß war ebenso lang wie damals am Strande, und ihnen stockte der Atem. Dascha sagte: „Ach, Iwan!“ und umschlang seinen Hals. Sie hörte, wie schwer sein Herz klopfte, und er tat ihr leid. Sie seufzte, erhob sich vom Sessel und sagte sanft und einfach: „Komm, Iwan.“

* * *

Am fünften Tage nach ihrer Ankunft erhielt Dascha einen Brief von ihrer Schwester. Katja berichtete über den Tod Nikolai Iwanowitschs: „Ich habe eine Zeit der Trauer und Verzweiflung hinter mir. Ich habe klar eingesehen, daß ich nun für alle Ewigkeit allein bin. Ach, es ist so schrecklich! . . . Alle göttlichen und menschlichen Geseze sind gestört, wenn der Mensch allein ist. Vor Verzweiflung und Gram begann meine Seele wie im Feuer zu glimmen. Ich wollte mich von dieser Qual befreien, — eine unsichtbare eisige Hand trieb mich, es zu tun. Mich rettete ein Wunder: der Blick eines Menschen. . . . Ach, Dascha, Dascha, wir leben viele Jahre vielleicht nur, um für einen Moment in die Augen eines Menschen, in diesen göttlichen Abgrund der Liebe zu blicken. . . . Wir leblosen Gespenster trinken dieses Wasser des Lebens, und unsere blinden Augen werden aufgetan, wir sehen göttliches Licht, wir hören Stimmen des Lebens. Liebe, Liebe. . . . Gesegnet sei der Mensch, der mich diese Worte gelehrt hat. . . .“

Die Nachricht vom Tode des Schwagers und Katjas Brief, der in einem Zustande von Raserei geschrieben schien, erschütterten Dascha. Sie wollte sofort nach

Moskau fahren, aber schon am andern Tag kam ein zweiter Brief von Katja: sie schrieb, daß sie ihre Sachen packte, um nach Petrograd zu fahren, und bat, für sie ein nicht zu teures Zimmer zu mieten. Der Brief hatte eine Nachschrift: „Euch wird Wadim Petrowitsch Koschtschin auffuchen und ausführlich über mich berichten. Er ist mir wie ein Bruder, wie ein Vater, wie der Freund meines Lebens.“

* *
*

Dascha und Teljegin gingen die Allee entlang. Es war ein Sonntag im April. Über der durchsichtig grünen, gewölbten Laubdecke schwebten in der Kühle des noch lenzlich blauen Himmels die schwachen Fäden einer vom Winde zerrissenen, in der Sonne schmelzenden Federwolke. Das Sonnenlicht drang wie durch Wasser in die Allee, bildete blasenförmige Schatten auf dem Sande und glitt über das weiße Kleid Daschas und über die grüne Militärbluse Teljegins. Moosbewachsene Lindenstämme und rötliche, trockene Fichtenstämme liefen ihnen entgegen, — ihre Wipfel rauschten, ihr Laub raschelte. Dascha lauschte einer Goldamsel, die in der Nähe ihre zwei Noten ertönen ließ. Sie sah Iwan Iljitsch an, — er hatte sich die Mütze vom Kopfe genommen, die Brauen gesenkt, und lächelte. Sie hatte das Gefühl der Ruhe und des Erfülltseins von der Schönheit des Tages, von der Freude darüber, daß es sich so schön atmen und so leicht gehen ließ, und daß ihre Seele sich diesem Tage und diesem neben ihr gehenden, geliebten Menschen so ganz hingab.

„Iwan!“ sagte Dascha und lächelte.

Er fragte mit einem Lächeln: Was denn, Dascha?“

„Gar nichts. . . ich habe mir nur gedacht. . .“

„Was hast du dir gedacht?“

„Mein, ein ander Mal.“

„Ich weiß, was du dir gedacht hast.“

Dascha wandte sich schnell um. „Mein Ehrenwort, daß du es nicht weißt. . .“

Sie kamen zur großen Fichte. Iwan Iljitsch löste ein Stück mit weichen Harztropfen bedeckte Rinde ab, zerbrach es mit den Fingern und sah Dascha liebevoll an: „Mir scheint,“ sagte er, „es gibt nur einen Segen auf der Welt, nur einen Segen für dies alles, Dascha. Nicht wahr? . . .“

Dascha zitterte die Hand. „Du weißt,“ flüsterte sie, „ich fühle, wie ich ganz in irgendeine noch größere Freude überfließen muß. . . So sehr liebe ich. . . Ich bin so ganz voller. . .“

Iwan Iljitsch nickte schweigend mit dem Kopf. Sie waren an eine Wiese mit hellgrünem Gras und gelben, im Winde zitternden Ranunkeln gelangt. Der Wind, der die Reste der zerrissenen Wolke über den Himmel trieb, ergriff Daschas Kleid. Sie bückte sich im Gehen einigemal, um den Rock hinunterzuzupfen, und wiederholte: „Mein Gott, mein Gott, dieser Wind!“

Sie gingen längs des hohen Schloßgitters mit den vor Alter matt gewordenen vergoldeten Speeren. In Daschas Schuh war ein Steinchen geraten. Sie blieb stehen. Iwan Iljitsch hockte sich hin, nahm den Schuh von Daschas warmem Fuß in dem weißen Strumpf

und küßte ihn unterhalb des Blattes, in der Nähe der Zehen. Dascha bog das Knie, zog den Schuh wieder an, stampfte einigemal mit dem Fuß und sagte: „Ich wünsche mir ein Kind von dir, das ist es. . . .“

Nun hatte sie das ausgesprochen, was sie während des ganzen Spazierganges in gerade diesen Worten hatte sagen wollen. Es war ihr auf einmal heiß geworden. Sie fächelte sich mit der Hand das Gesicht und blickte durch das Gitter auf den Rasenplatz, wo zwei Männer an einem Beet gruben, das sich als schwarzes Rechteck vom zartgrünen Grase abhob. Der eine von ihnen war ein alter Mann mit einer sauberen weißen Schürze. Er drückte ohne Übereilung den Fuß auf den Spaten und warf mit Anstrengung, das Knie beugend, die blauschwarze Erde heraus. Der andere trug eine Militärbluse mit Falten im Rücken und eine breite, tief in die Augen gedrückte Tellermütze. Er arbeitete hastig, ungeschickt, richtete sich jeden Augenblick auf, holte aus der Tasche seiner schwarzen, in die Stiefelschäfte gesteckten Reithose ein Taschentuch heraus und verscheuchte damit die Fliegen von seinem Halse.

„Siehst du, das macht ihm gar nichts!“ sagte eine spöttische Stimme. — Telsjegin wandte sich um. Neben ihm stand ein älterer Kleinbürger in neuer Mütze und einer warmen Weste über dem gestickten Hemd. „Siehst du,“ wiederholte der Kleinbürger, mit dem Kopfe auf die jenseits des Gitters Arbeitenden weisend, „er setzt den Kohl aus dem Mistbeete um. . . . Da hat er eine Beschäftigung. . . . Es ist zum Lachen. . . .“

Der Kleinbürger lachte, doch ohne besondere Lust.

Dascha wandte sich erstaunt nach ihm um, nahm Iwan Iljitsch am Arm, und sie entfernten sich vom Gitter, während der Mann in der Militärbluse, als er das Lachen hörte, sich auf den Spaten gestützt umdrehte — er hatte ein dunkles, eingefallenes Gesicht mit Säcken unter den Augen — und mit einer Gebärde, die ganz Rußland kennt, sich mit allen Fingern der linken Hand seinen langen, rötlichen Schnurrbart strich.

Der Kleinbürger zog die Mütze und verbeugte sich mit einem schiefen Lächeln vor dem ehemaligen Kaiser. Dann schüttelte er sein langes Haar, drückte sich die Mütze tief in die Stirn und setzte, das Bärtchen erhoben, mit den neuen Stiefeln stampfend, seinen Weg fort.

XL

Katerina Dmitrijewna mietete sich nicht weit von Dascha in einem hölzernen Häuschen mit einem Vorgarten bei zwei alten Damen ein. Die eine von den beiden, Klawdia Iwanowna, war vor vielen Jahren Sängerin gewesen, die andere, Sossja Iwanowna, war eine Art Zofe oder Freundin. Die beiden alten Damen behandelten Katja mit großer Aufmerksamkeit, obwohl Klawdia Iwanowna der Ansicht war, daß in der jungen Frau etwas Dämonisches sei.

Katja führte in diesem patriarchalischen, von den Stürmen der Zeit verschonten Winkel ein friedliches Leben. Sie stand früh auf, räumte selbst ihr Zimmer auf und setzte sich dann ans Fenster, um Wäsche auszubessern, Strümpfe zu stopfen oder ihre alten, eleganten Toiletten in einfachere Kleider abzuändern. (Nach ihrer Rückkehr aus Paris hatte sie sich nichts gekauft oder machen lassen, ihr Geld reichte ja auch noch gerade zum Leben.) Nach dem Frühstück ging sie gewöhnlich mit einem Buch oder einer Stickarbeit auf die „Inseln“, setzte sich auf ihre Lieblingsbank am kleinen Teich und sah den Kindern zu, die auf dem Sandhaufen spielten, den zwischen den Bäumen dahin rollenden, in der Sonne funkelnden Equipagen, las, sticte und sann. Um sechs Uhr aß sie bei Dascha zu Mittag. Um elf begleiteten Dascha und Teljegin sie heim: die beiden Schwestern gingen Arm in Arm voraus, und Iwan Iljitsch deckte ihnen pfeifend, die

Mütze in den Nacken geschoben, ‚den Rücken‘, denn es war jetzt nicht mehr ungefährlich, abends durch die Straßen zu gehen.

Katja schrieb jeden Tag an Wadim Petrowitsch Koschtschin, der an die Front geschickt worden war. Sie berichtete ihm in ihren Briefen aufmerksam und aufrichtig, was sie am betreffenden Tage alles getrieben und worüber sie gedacht hatte; Koschtschin hatte sie darum gebeten und bestätigte es in seinen Antwortbriefen: „Wenn Sie mir schreiben, Zekaterina Dmitrijewna, daß Sie einen Kummer haben, daß das Kleid, das Sie umarbeiten wollten, brüchig geworden ist, oder daß es heute, als Sie über die Selagin-Brücke gingen, zu regnen anfing, Sie aber keinen Schirm mitgebracht haben und unter den Bäumen gewartet haben, bis der Regen wieder aufhörte; daß Ihnen dort unter den Bäumen der Gedanke gekommen ist, Darja Dmitrijewna zum Geburtstag einen weißen Schirm mit Kirschen zu schenken. . . . Mir sind alle diese Bagatellen teuer, und es scheint mir sogar, daß ich jetzt ohne alle diese Kleinigkeiten Ihres Lebens gar nicht leben könnte. . . .“

Katja sah mit einem Rande ihres Verstandes wohl ein, daß Koschtschin übertrieb und daß er ohne ihre Kleinigkeiten sehr gut hätte leben können, aber der Gedanke, daß sie auch nur einen einzigen Tag wieder allein bleiben sollte, war so schrecklich, daß sie sich jede Mühe gab, gar nicht nachzudenken, sondern zu glauben, ihr ganzes Leben sei Wadim Petrowitsch teuer und notwendig. Darum bekam auch alles, was sie anfing, einen eigenen Sinn: sie konnte eine ganze Stunde

ihren Fingerhut nicht finden, er steckte aber an ihrem Finger: Wadim Petrowitsch würde sicher lachen, wenn er erführe, wie dumm sie geworden ist. Sich selbst betrachtete sie jetzt als etwas, was ihr nicht ganz gehörte. Als sie einmal mit der Näharbeit sinnend am Fenster saß, merkte sie plötzlich, daß ihre Finger zitterten, sie hob den Kopf, stocherte mit der Nadel im Rock über dem Knie und starrte lange vor sich hin; endlich erblickte sie im Spiegelschrank gegenüber ein schmales Gesicht mit großen traurigen Augen und zu einem einfachen Knoten geschlungenen Haaren, — ein zartes, liebes Gesicht. . . . Katja fragte sich: bin ich das wirklich? Sie senkte die Augen und nähte weiter, aber ihr Herz klopfte, sie stach sich in den Finger, führte ihn an den Mund und blickte wieder in den Spiegel; diesmal war es aber sie selbst, und nicht mehr so schön wie die andere. . . . Am Abend dieses Tages schrieb sie an Wadim Petrowitsch: „Heute dachte ich den ganzen Tag an Sie. Ich sehne mich nach Ihnen, mein lieber Freund, ich sitze am Fenster und warte. Mit mir geht etwas vor, etwas längst Vergessenes, es sind irgendwelche Jungmädchenstim- mungen. . . .“

Selbst die zerstreute und von ihren Komplizierten, wie sie glaubte seit der Erschaffung der Welt noch nicht dagewesenen Beziehungen zu Iwan Mjitsch in Anspruch genommene Dascha bemerkte diese Veränderung an Katja und redete einmal beim Abendtee lange auf sie ein, daß sie jetzt immer glatte schwarze hochgeschlossene Kleider tragen müsse. „Ich versichere dich,“ sagte sie, sich mit der Hand vor die Brust

schlagend, „du kennst dich selbst nicht, Katja, aber du siehst jetzt wie höchstens neunzehnjährig aus. . . . Iwan, sie ist doch jünger als ich?“

„Ja. . . . Das heißt nicht ganz, aber vielleicht. . . .“

„Ach, du verstehst gar nichts!“ sagte Dascha. „Begriffe es doch bitte, du Mann: es ist nicht Jugend, wenn die Frau in Wirklichkeit neunzehn Jahre alt ist. . . . Bei den Frauen hängt die Jugend gar nicht von den Jahren, sondern von ganz anderen Dingen ab, die Jahre spielen hier keine Rolle. . . .“

* *
*

Das bißchen Geld, das Katja nach dem Tode Nikolai Iwanowitschs geblieben war, ging zur Meige. Teljegin riet ihr, die Einrichtung der Wohnung in der Snamenskaja, die seit März leer stand, zu verkaufen. — Katja willigte ein und begab sich mit Dascha in die Snamenskaja, um einige Sachen, die ihr als Andenken teuer waren, auf die Seite zu tun.

Als sie in den zweiten Stock gestiegen war und die ihr wohlvertraute eichene Tür mit dem Messingschild „N. J. Smokownikow“ erblickte, fühlte Katja, wie sich gleichsam ein Kreis ihres Lebens schloß. Der alte, bekannte Portier, der ihr einst nach Mitternacht verschlafen und böse schnaubend, den Hals mit dem Kragen des über die Schultern geworfenen Mantels schützend, die Haustüre aufzusperrn pflegte und die Treppenbeleuchtung immer abdrehete, bevor Katja ihr Stockwerk erreicht hatte, — machte sofort mit seinem eigenen Schlüssel die Wohnung auf, zog die Mütze, ließ Katja und Dascha vorausgehen und sagte

beruhigend: „Sie können ganz unbesorgt sein, Zekaterina Dmitrijewna, es fehlt auch keine Stecknadel, Tag und Nacht habe ich auf die Mieter aufgepaßt. Ihr Sohn ist in Frankreich gefallen, sonst wären sie auch jetzt noch hier geblieben, so zufrieden waren sie mit der Wohnung. . . .“

Im Vorzimmer war es dunkel und noch dumpf wie in einem unbewohnten Raume; in allen Zimmern waren die Vorhänge heruntergelassen. Katja trat ins Eßzimmer und schaltete das Licht ein, — der Kristalllüster flammte hell über dem mit grauem Tuch bedeckten Tisch auf, in dessen Mitte noch immer ein Blumenkorb aus Porzellan mit einem längst eingetrockneten Mimosenzweige stand. Die gleichgültigen Zeugen des einstigen lustigen Lebens, die Stühle mit den hohen Lehnen und den ledernen Sitzen standen längs der Wände. Eine Türe der geschlitzten, wie eine Orgel mächtigen Kredenz war offen und ließ die umgestürzt stehenden Weingläser sehen. Der ovale venizianische Spiegel war von einer Staubschicht überzogen, und oben auf seinem Rahmen schlummerte immer noch der goldene Knabe, das Händchen auf ein Akanthusblatt gestützt. . . .

Katja stand unbeweglich an der Türe. „Mein Gott,“ sagte sie leise, „erinnerst du dich noch, Dascha? . . .“

Dann ging sie in den Salon und machte im großen Lüster Licht. Die kubistischen und futuristischen Bilder, die ihr einst so kühn und unheimlich erschienen waren, hingen jetzt an den Wänden so unglücklich und farblos, wie Fetzen, die man nach dem Karneval als erledigt weggeworfen hat.

Dascha zeigte auf die futuristische Venus und fragte: „Katja, erinnerst du dich noch an diese hier? Ich hielt sie damals für die Ursache meines ganzen Unglücks, ich hatte ein mystisches Grauen vor ihr. . . .“ Dascha lachte und fing an, die Notenhefte durchzusehen. Katja ging aber in ihr einstiges Schlafzimmer. Hier sah noch alles genau so aus wie vor drei Jahren, als sie in ihrem Reisekleid, mit dem Schleier vor dem Gesicht noch einmal in dieses Zimmer trat, um die auf dem Toilettentisch vergessenen Handschuhe zu nehmen, und sich noch ein letztes Mal umsah.

Jetzt schienen alle Dinge irgendwie trüb und viel kleiner, als sie einst gewesen. Katja öffnete den Schrank voller Spitzen- und Seidenreste, Strümpfe und Schuhe. Alle diese Dinge, die ihr einst so notwendig erschienen, dufteten noch immer schwach nach Parfüm; Katja wühlte planlos in ihnen herum: mit jedem dieser Gegenstände war für sie eine Erinnerung an das für immer entschwundene Leben verbunden. . . .

Die Stille in der Wohnung erzitterte plötzlich und füllte sich mit Tönen: Dascha spielte die Sonate, die sie vor drei Jahren, als sie sich zu den Prüfungen vorbereitete, eingeübt hatte. Katja klappete die Schranktüre zu, ging in den Salon und setzte sich neben ihre Schwester.

„Katja, nicht wahr, es ist doch herrlich?“ sagte Dascha, sich zu ihr halb umwendend. „Hier diese Stelle, hör mal: diese Stimme klingt wie ein Donner durch die Welt: ‚Lebet alle in Meinem Namen. . . .‘“

Dascha spielte noch einige Takte und nahm vom

Boden ein anderes Notenheft. Katja sagte: „Dascha, wollen wir gehen, ich habe Kopfschmerz.“

„Und wie ist es mit den Sachen?“

„Ich will von hier nichts mitnehmen. Nur das Klavier lasse ich zu dir hinüberschaffen.“

* * *

Katja kam zum Essen, vom schnellen Gehen erregt, gut gelaunt, in einem neuen Hütchen aus schwarzem Stroh, mit einem blauen Schleier. „Ich bin gerade noch zurechtgekommen,“ sagte sie, mit ihren warmen Lippen Daschas Wange berührend, „aber die Füße habe ich mir doch durchnäßt, ich will schnell die Schuhe wechseln.“ Während sie die Handschuhe abstreifte, trat sie ans Fenster. Der Regen, der schon einigemal beginnen wollte, stürzte plötzlich in trüben Strömen nieder, wirbelte im Winde und rauschte in den Dachrinnen. Weit unten waren rennende Regenschirme zu sehen. Durch die dunkel gewordene Luft fuhr plötzlich ein weißer Lichtschein, und es krachte so, daß Dascha sich bekreuzte.

„Weißt du, wer heute abend zu uns kommt?“ fragte Katja, die Lippen zu einem Lächeln verziehend. Dascha fragte „Wer?“

Katja errötete und sagte: „Heute abend trifft Wadim Petrowitsch ein und kommt direkt vom Bahnhof zu euch. . . . Bei mir kann ich ihn doch nicht so spät empfangen. . . .“

Um halb zehn ertönte die Klingel, und Katja, Dascha und Tseljegin stürzten ins Vorzimmer. Tseljegin machte auf; Koschtschin erschien, den zerdrückten Man-

tel lose über die Schultern geworfen, die Mütze tief in die Stirne geschoben. Sein hageres, düsteres, sonnenverbranntes Gesicht erstrahlte in einem Lächeln, als er Katja erblickte. Sie sah ihn bestürzt und glücklich an. Als er, nachdem er Mantel und Mütze auf den Stuhl geworfen, mit seiner lauten, etwas dumpfen Stimme sagte: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie so spät überfalle, — ich wollte Sie heute noch sehen, Jekaterina Dmitrijewna, und auch Sie, Darja Dmitrijewna,“ — fingen Katjas Augen zu leuchten an.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Wadim Petrowitsch,“ sagte sie und drückte, als er sich über ihre Hand beugte, die zitternden Lippen auf seine Schläfe.

„Schade, daß Sie Ihr Gepäck nicht mitgebracht haben,“ sagte Iwan Iljitsch, „Sie bleiben ja sowieso bei uns über Nacht. . . .“

„Im Salon auf dem türkischen Sofa, — wenn es zu kurz ist, kann man einen Sessel heranschieben,“ sagte Dascha.

Koschtschin hörte wie im Schlafe, was ihm diese freundlichen, schönen Menschen sagten. Als er trat, war er noch ganz grimmig von den schlaflosen Nächten während der Fahrt, vom Klettern durch die Wagenfenster, um sich auf den Stationen Essen zu holen, vom ewigen Kampf wegen einiger Zoll Platz im Koupee und vom unflätigen, in den Ohren Klebenden Fluchen der Soldaten. Es kam ihm so wild vor, daß diese drei fast unfassbar schönen und sauberen Menschen, die nach Parfüm dufteten und auf dem spiegelglatten Parkett des hell erleuchteten Vorzimmers

standen, sich über sein Erscheinen so freuten. . . . Er sah wie im Traume die schönen grauen Augen Katjas, die zu ihm sprachen: Ich bin so froh, so froh, so froh. . . . Er zupfte seinen Gürtel zurecht, streckte sich und atmete tief auf.

„Ich danke,“ sagte er, „wohin befehlen Sie?“

Man führte ihn ins Eßzimmer zum Füttern. Er aß, ohne darauf zu achten, was man ihm auf den Teller legte, war schnell gesättigt, schob den Teller weg und steckte sich eine Zigarette an. Sein düsteres, mageres, unrasiertes Gesicht, das Katja im Vorzimmer so sehr erschreckt hatte, wurde jetzt weicher und erschien noch müder. Seine großen Hände, auf die das Lampenlicht durch den gelbrotten Schirm fiel, zitterten über dem Tisch, als er sich ein Zündholz anrieb. Katja saß im Schatten des Lampenschirmes und starrte auf ihn mit durchdringendem Mitleid; sie fühlte, daß sie jedes Härchen auf seiner Hand und jeden Knopf auf seiner dunkelbraunen, vom langen Liegen im Koffer zerknitterten Feldbluse liebte. Sie merkte, daß er beim Sprechen zuweilen die Zähne zusammenbiß. Seine Sätze waren abgerissen und wirr. Offenbar war er bemüht, eine schon seit langem währende zornige Erregung niederzukämpfen. . . . Dascha wechselte mit ihrer Schwester und ihrem Mann Blicke und fragte Koschtschin, ob er sich nicht schon hinlegen wolle. Er wurde plötzlich rot und reckte sich auf seinem Stuhl.

„Nein, ich bin wirklich nicht dazu hergekommen, um mich gleich schlafen zu legen. . . . Nein. . . . Nein!“ Er trat auf den Balkon und stellte sich in

den feinen nächtlichen Regen. Dascha wies mit den Augen auf den Balkon und schüttelte den Kopf. Koschtschin sagte vom Balkon her: „Verzeihen Sie mir, um Gottes Willen, Darja Dmitrijewna. . . . das machen die vier schlaflosen Nächte. . . .“ Er erschien wieder im Zimmer, strich sich die Haare auf dem Scheitel zurecht und setzte sich auf den früheren Platz. „Ich komme direkt aus dem Hauptquartier,“ sagte er, „und bringe dem Kriegsminister wenig tröstliche Nachrichten. . . . Als ich Sie sah, krampfte sich mir das Herz zusammen. . . . Gestatten Sie, daß ich alles ausspreche: ich habe keinen Menschen auf der Welt, der mir näher wäre als Sie, Zekaterina Dmitrijewna.“ Katja erbleichte langsam, Iwan Iljitsch stellte sich, die Hände im Rücken, an die Wand, Dascha sah Koschtschin mit entsetzten Augen an. „Wenn kein Wunder geschieht,“ sagte er hüftelnd, „so sind wir verloren. Die Armee existiert nicht mehr. . . . Die Front flieht. . . . Die Soldaten fahren auf den Wagendächern heim. . . . Die Auflösung der Front aufzuhalten ist ein Ding der Unmöglichkeit. . . . Es ist wie die Ebbe des Dzeans. . . . Es ist wohl möglich, im Soldaten die Angst vor dem Tode zu überwinden: ich habe schon mit der Reitpeitsche allein eine Kompagnie aufgehalten und in die Schlacht zurückgetrieben. Jetzt hat aber der russische Soldat jedes Verständnis dafür, weswegen er kämpft, verloren, jeden Respekt vor dem Kriege, jeden Respekt vor allem, womit dieser Krieg zusammenhängt; vor dem Staat, vor der Heimat, vor Rußland. . . . Die Soldaten sind überzeugt, daß es genügt, das Wort

„Friede“ zu rufen, damit der Krieg augenblicklich aufhöre. . . . Und daß nur wir, die Herren, keinen Frieden schließen wollen. . . . Wissen Sie, der Soldat spuckt auf die Stelle, wo man ihn drei Jahre lang betrogen hat, wirft sein Gewehr weg, und man kann ihn nicht mehr zwingen, Krieg zu führen. . . . Und im Herbst, wenn die ganzen zehn Millionen zurückfluten. . . .“

„Wir können aber den Krieg nicht aufgeben. . . . Wenn an der Front hunderdfünfundsiebzig deutsche Divisionen stehen, können wir die Front nicht entblößen,“ sagte Iwan Klitsch, mit Mühe das Beben seiner Stimme bemeisternd, und der kalte und trotzige Ausdruck, den Dascha schon kannte und den sie immer etwas fürchtete, erschien in seinen auf einmal hell gewordenen Augen. „Ich verstehe dieses Gespräch nicht, Wadim Petrowitsch. . . .“

„Ich bringe dem Kriegsminister einen Plan, aber ich habe keine Hoffnung, daß man ihn gutheißen wird,“ sagte Koschtschin. „Der Plan besteht in folgendem: wir verkünden vollständige Demobilmachung in kürzester Frist, d. h. wir organisieren die Flucht, um auf diese Weise die Eisenbahnen, die Artillerie und die Vorräte an Munition und Verpflegung zu retten. Wir erklären unseren Verbündeten, daß wir den Krieg nicht aufgeben. Zugleich errichten wir im Wolgabekken einen Schutzwall aus zuverlässigen Truppenteilen — solche lassen sich wohl finden —, formieren hinter der Wolga eine ganz neue Armee, deren Kern aus Freiwilligenverbänden bestehen soll, und organisieren und unterstützen zugleich Freischaren. . . . Ge-

stützt auf die Bergwerke des Ural, auf die Kohle und das Getreide Sibiriens, fangen wir einen neuen Krieg an. . . . Einen anderen Ausweg gibt es nicht. . . . Man muß begreifen, was das für eine Zeit ist. . . . Im russischen Volke wirkt jetzt weder die Vernunft noch der Wille, es wirken nur noch die dunkeln Instinkte des Erdmenschen. Er hat nur den einen Instinkt: sein Land zu pflügen und zu bestellen. . . . Zum Acker wird das russische Reich. . . . Sie werden mit dem Pflug über das ganze Land ziehen. . . . Da sollen sie es lieber schon schneller machen. . . .“

„Die Front dem Feinde öffnen . . . das Vaterland verwüsten lassen . . . Nein, Wadim Petrowitsch, viele werden darauf nicht eingehen wollen. . . .“

„Wir beide haben kein Vaterland mehr“, sagte Koschtschin. „Es gibt nur noch die Stelle, wo das Vaterland einst war.“ Er ballte seine großen Fäuste, die vor ihm auf dem Tischtuche lagen, so zusammen, daß die Finger blau anliefen. „Das große Rußland hat in dem Augenblick zu existieren aufgehört, als das Volk die Waffen fortwarf. . . . Wieso begreifen Sie nicht, daß es schon angefangen hat . . . Wird Ihnen jetzt vielleicht Nikolai der Bundertäter helfen? . . . Man hat auch schon verlernt, zu ihm zu beten. . . . Das große Rußland ist jetzt nur noch Dünger für einen Acker. . . . Man muß alles von neuem schaffen: ein Heer, einen Staat. . . . Man muß in uns eine neue Seele hineinpresse. . . . Ein russisches Volk gibt es nicht mehr . . . es gibt nur noch Einwohner und diese sind Dummköpfe. . . .“

Er schlug sich vor die Brust, ließ den Kopf auf den

Tisch sinken und schluchzte schwer und dumpf wie ein Hund. . . .

* * *

An diesem Abend ging Katja nicht nach Hause, — Dascha nahm sie zu sich ins Bett; für Iwan Iljitsch bereitete man in aller Eile das Nachtlager im Kabinett; Koschtschin ging nach der letzten Szene, die für alle so schwer war, auf den Balkon, kehrte nach einiger Zeit ganz durchnäßt ins Eßzimmer zurück und bat alle um Verzeihung: das Vernünftigste wäre tatsächlich, schlafen zu gehen. Er schlief auch sofort ein, sobald er sich ausgezogen hatte. Als Iwan Iljitsch auf den Fußspitzen zu ihm kam, um die Lampe auszulöschen, schlief Koschtschin auf dem Rücken, die beiden großen Hände an die Brust gedrückt; sein hageres Gesicht mit den fest geschlossenen Augen und den im Morgenlichte scharf hervortretenden Runzeln hatte den Ausdruck eines Menschen, der einen wahnsinnigen Schmerz unterdrückt. Iwan Iljitsch beugte sich über ihn, sah ihn aufmerksam an und bekreuzte ihn. Koschtschin seufzte, ohne aufzuwachen, auf und drehte sich auf die rechte Seite.

Katja und Dascha lagen unter einer Decke und unterhielten sich noch lange im Flüsterton. Dascha horchte ab und zu ins Nebenzimmer hinüber: Iwan Iljitsch wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen. Dascha sagte: „Da geht er noch immer auf und ab, um sieben muß er aber in die Fabrik. . . .“ Sie stieg aus dem Bett, suchte mit den Füßen die Morgenschuhe, fand sie nicht und lief barfuß ins Kabinett zu ihrem Mann.

Iwan Iljitsch saß ohne Rock und Weste mit herabhängenden Hosenträgern auf dem Sofa, auf dem man ihm das Lager bereitet hatte, und las in einem riesengroßen Buch, das er mit beiden Händen auf dem Schoß hielt.

„Du schläfst noch nicht?“ fragte er und sah Dascha mit leuchtenden, nichts sehenden Augen an. „Setz dich. . . . Ich habe die Stelle gefunden . . . hör mal zu. . . .“ Er schlug die Seite um und fing an halblaut zu lesen: „Vor dreihundert Jahren wehte der Wind frei über die Wälder und Steppen, über den großen Friedhof, der einst Rußland geheißten. Es gab dort nur verrußte Stadtmauern, Asche an Stelle von menschlichen Siedlungen, Grabkreuze und Gebeine an den grasbewachsenen Landstraßen, Scharen von Raben und nächtliches Geheul der Wölfe. Auf den Waldwegen trieben sich noch hie und da die letzten Räuberbanden herum, die schon längst die Bojarenpelze, die kostbaren Schalen und perlenverzierten Ikonen, die sie während zehn Jahren zusammenraubten, vertrunken hatten. Nun war Rußland ganz ausgeraubt und reingefegt. Räuber und Kosaken in zerrissenen Raftans suchten die letzte Beute.

„Verwüstet und menschenleer war das russische Land. Selbst die Krimischen Tataren kamen nicht mehr in die große Steppe: es gab nichts mehr zum Rauben. In den zehn Jahren der Großen Wirren hatten allerlei falsche Zaren, Diebe, Kosaken und polnische Reiter das russische Land mit Säbel und Feuer von einem Ende zum andern durchzogen. Es herrschte eine furchtbare Hungersnot, — die Menschen aßen Pferdemist

und eingesalzenes Menschenfleisch. Die Pest griff um sich. Die Reste des Volkes flohen hinter die litauische Grenze, nach Norden zum Weißen Meer, auf den Ural zu den Stroganows, nach Sibirien.

„In diesen schweren Tagen führte man in einem Schlitten zu den verrußten Mauern Moskaus, das bis auf den letzten Rest ausgeraubt und verwüstet und mit großer Mühe von dem Räubergesindel gesäubert war, in diese große Brandstätte, einen erschrockenen Knaben, Michail Romanow, den die verarmten Bojaren, die heruntergekommenen Kaufleute und die düsteren Bauern der nordischen Gebiete und der Wolga auf Rat des Patriarchen zum Zaren von Moskau gewählt hatten. Der neue Zar verstand nur zu weinen und zu beten. Und er weinte und betete, voller Angst und Trauer durch das Fenster des Reiseschlittens auf die abgerissenen und verwilderten russischen Menschen blickend, die ihn an den Thoren Moskaus empfangen. Die russischen Menschen setzten keine zu großen Hoffnungen auf den neuen Zaren. Aber man mußte leben. Und man fing an zu leben. Man ließ sich Geld von den Stroganows, die Städte bauten ihre Wohnungen auf, die Bauern pflügten das verödete Land. Man sandte Berittene und Fußvolk auf die Landstraßen hinaus, um die Räuber zu erschlagen. Es war ein ärmliches, schweres Leben. Man machte tiefe Bücklinge vor den Krimischen Tataren, vor den Litauern, vor den Schweden. Man bewahrte seinen Christenglauben. Man wußte, daß es nur eine Macht gab, auf die man sich verlassen konnte: das zeitweise zu Raub und Diebstahl geneigte, aber starke

und geschmeidige russische Volk. Man hoffte durchzukommen, und man kam durch. Und die von Steppengras überwucherte Wüste wurde wieder bevölkert. . . .“

Iwan Klitsch schloß das Buch.

„Du siehst, wie es einst war. . . . Auch jetzt werden wir nicht zugrunde gehen! Die Enkel jener zerlumpten Bauern, die, mit Zaunpfählen bewaffnet, Moskau zu Hilfe kamen, haben Karl XII. geschlagen, die Tataren in die Krim zurückgetrieben, Litauen gebändigt und sind in ihren Bastisshuhen bis ans Ufer des Stillen Ozeans gekommen. . . . Und ein Enkel jenes Knaben, den man im Schlitten gewaltsam nach Moskau brachte, hat Petersburg erbaut. . . . Das große Rußland ist verloren! . . . Von uns bleibt nur noch ein Landkreis zurück, und mit diesem beginnt ein neues Rußland. . . .“

Er schnaubte mit der Nase und sah zum Fenster hinaus; draußen dämmerte ein grauer Morgen. Dascha lehnte ihren Kopf an seine Schulter, er streichelte und küßte ihr das Haar.

„Nun geh schlafen, du feige Häsin. . . .“

Dascha lachte. Sie verabschiedete sich von ihm, ging zur Tür und wandte sich noch einmal um: „Iwan, wenn du wüßtest, wie Katja ihn liebt. . . .“

„Ist auch ein Prachtmensch. . . .“

Dascha ging. Iwan Klitsch blätterte noch eine Weile im Buch, legte es weg, zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich im Ledersofa zurück und wurde nachdenklich. Diesen ganzen Abend hatte er das beunruhigende Gefühl gehabt, als täte er irgendwie unrecht. Jetzt, wo alle im Hause schliefen, erkannte

er klar und schonungslos, was ihn gequält hatte: „Ich bin glücklich und will, um dieses Glück zu genießen, absichtlich nichts sehen und hören, was um mich geschieht. Ich betrüge mich selbst und auch Datscha. Ich werde böse, wenn man mir sagt, daß Rußland zugrunde geht, tue aber nichts, damit es nicht zugrunde gehe. Nun muß ich entweder dieses unehrliche Leben bewußt fortsetzen oder . . .“

Die Konsequenzen aus diesem ‚oder‘ erwiesen sich als so unerwartet, und Iwan Iljitsch war auf sie so wenig vorbereitet, daß er es nach kurzer Zeit für das Beste hielt, alle Konsequenzen und alle Entschlüsse auf den nächsten Tag zu verschieben, den Fenstervorhang zuzog und sich schlafen legte.

* *
* *
* *

Der Abend war windstill und schwül. Es roch nach Benzindämpfen und nach dem Leer des Holzpflasters. Die Fensterscheiben loderten. Auf dem Newskij bewegten sich in dem vom Boden aufsteigenden Dunste, im Tabakrauch und dem von den Füßen aufgewirbelten Staub bunte, ungeordnete Menschenmassen. Stöhnend und ächzend sausten die mit flatternden kleinen Fahnen versehenen Regierungsautos vorbei. Die durchdringenden Stimmen der Zeitungsjungen verkündeten erschütternde Neuigkeiten, an die kein Mensch glaubte. Verkäufer von Zigaretten, Zündhölzern und allerlei gestohlenen Sachen trieben sich in der Menge herum. Auf dem Katharinen- und dem Nikolai-Boulevard lagen auf dem Rasen zwischen den Blumenbeeten faule

Soldaten; sie knabberten Sonnenblumenkerne und schäkerten mit den feisten Straßendirnen.

Katja kam vom Newskij. Wadim Petrowitsch hatte mit ihr verabredet, sie gegen acht Uhr auf dem Quai zu treffen. Katja bog zum Schloßplatz ein. Die großen Fenster im zweiten Stock des düsteren, blutroten Winterpalais waren erleuchtet. Vor dem Hauptportal standen Autos und gingen lachend Soldaten und Chauffeure auf und ab. Auf einem ratternden Motorrad flog ein Kurier vorbei, — ein Junge mit bösem, blassem Gesicht, in Chauffeurmütze, einer vom Winde geblähten Hemdbluse, mit Wickelgamaschen an den Beinen. Auf dem Eckbalkon des Palais stand, an das Gitter gelehnt, unbeweglich und traurig ein alter Mann mit langem grauen Bart. Katja bog um die Ecke und wandte sich um: auf dem Schwibbogen des Generalstabsgebäudes bäumten sich wie immer die leichten bronzenen Krosse der Quadriga dem Abendrot entgegen. Katja stieg den Quai hinunter und setzte sich auf eine halbrunde Granitbank dicht am Wasser. Über der träge dahinfließenden Newa hingen blau und durchsichtig die Brücken. Das schwertförmige Dach der Peter-Paulskathedrale schimmerte wie verstaubtes Gold. Ein elender Nachen zog über das glänzende Wasser. Links, hinter den Dächern und Rauchsäulen sank die große, verglimmende Sonnenkugel in ein gelbrotes Flammenmeer.

Katja beobachtete still, die Hände im Schoße gefaltet, dieses Erlöschen und wartete ruhig und geduldig auf Wadim Petrowitsch. Er kam von ihr unbemerkt von rückwärts her, lehnte sich über die Granitbalu-

strade und sah von oben auf Katja herab. Sie fühlte seine Nähe, wandte sich lächelnd um und stand auf. Er sah sie mit seltsamen, erstaunten Blicken an. Sie stieg die Stufen zum Quai hinauf und nahm Koschtschin am Arm. Im Gehen fragte sie leise: „Nun, was?“

„Was . . . Ich gehe und sehe einen Engel des Himmels sitzen.“

Katja drückte ihm stumm die Hand. Dann fragte sie ihn, wie heute seine Sachen stünden. Er begann ihr zu berichten, — es gab wenig Tröstliches. Sie gingen über die Troizkij-Brücke; am Anfang des Ramennoostrowskij-Prospekts blieb Koschtschin stehen und wies mit einer Kopfbewegung auf eine kleine Villa mit Kachelverzierter Fassade, die hinter dem Gitter eines Vorgartens stand. Die breiten Fenster und die Glaswand des Wintergartens waren hell erleuchtet. Vor dem Tore standen mehrere Motorräder.

„Das ist das Schlangennest“, sagte Koschtschin.
„Na ja. . .“

Es war die Villa einer berühmten Ballettänzerin, in der sich jetzt, nach der Vertreibung der Eigentümerin, die Bolschewisten festgesetzt hatten. Die ganze Nacht klapperten hier die Schreibmaschinen, und in den Morgenstunden, wenn sich vor der Villa fire, abgerissene Individuen und auch gewöhnliche Müßiggänger ansammelten, trat auf den Balkon das Oberhaupt der Partei und sprach zu der Menge vom großen Brande, von dem die ganze Welt ergriffen sei, die ihre letzten Tage lebe. . . . Er rief zur Zerstörung und Gleichheit auf. . . . Den abgerissenen Individuen brannten die Augen und juckten die Hände. . . .

„In der nächsten Woche werden wir dieses Nest ausheben“, sagte Koschtschin. Sie gingen langsam den Kamennostrowskij-Prospekt weiter. Ein Mann mit krummem Rücken, in abgerissenem Mantel, einem alten Schlapphut mit heruntergebogener Krempe auf dem Kopfe, überholte sie; in der einen Hand hielt er einen kleinen Eimer, in der andern einen Paß Zettel.

„Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe . . .“ sagte Koschtschin. „Ich weiß aber, daß Sie mir jetzt wichtiger sind als alles.“ Katja hob die Brauen und sah ihn an. „Ich kann Sie nicht verlassen, Zekaterina Dmitrijewna.“ Sie schlug die Augen gleich wieder nieder. „In einer solchen Zeit darf man sich nicht trennen.“

Katja antwortete leise: „Ich wagte es Ihnen nicht zu sagen. . . . Wie könnten wir uns auch trennen, liebster Freund? . . .“

Sie kamen bis zu der Stelle, wo der Mann mit dem Eimer soeben einen kleinen weißen Zettel an die Mauer geklebt hatte; da sie beide erregt waren, blieben sie für einen Augenblick stehen. Im Scheine der Laterne konnte man lesen: „An Alle! An Alle! An Alle! Die Revolution ist in Gefahr! . . .“

„Zekaterina Dmitrijewna,“ sagte Koschtschin, indem er ihre schwächliche Hand in die seine nahm und an ihrer Seite langsam den in der Abenddämmerung still gewordenen Prospekt weiterging, an dessen Ende das Abendrot immer noch nicht verlöschen wollte: „es werden Jahre vergehen, die Kriege werden aufhören, die Revolutionen verrauschen, unvergänglich wird eines bleiben: — Ihr sanftes, zärtliches, geliebtes Herz. . . .“

Aus den offenen Fenstern der großen Häuser flutete Licht und klangen bald Töne von Musik, bald lustige sorglose Stimmen, Lachen und Streit. . . . Der Mann mit dem Eimer durchquerte die Straße und erschien wieder vor Katja und Koschtschin; während er auf einen granitnen Mauervorsprung einen Zettel klebte, wandte er sich um. Katja erblickte im Schatten seines tief in die Stirn gedrückten Hutes eine eingefallene Nase und einen zottigen schwarzen Bart.

E n d e

Nachwort des Verfassers

Dieser Roman ist der erste Teil der Trilogie „Höllenfahrt“, die das tragische Jahrzehnt der russischen Geschichte umfaßt. Mit den drei Februartagen 1917, als die byzantinische Kuppel des Kaiserreichs ins Schwanken kam und einstürzte und Rußland sich nackt, bloß und frei sah, schließt das erste Buch.

Der noch nicht geschriebene zweite Teil der Trilogie spielt in den Jahren 1917—1922, in der Zeit, als Rußland, statt sich der Befreiung zu freuen, an dem im Blute des Volkes gärenden fauligen Gifte des Krieges laborierte und den vielleicht genialen Fiebertraum von der Eroberung der Welt und einem neuen Leben auf Erden, den Bürgerkrieg, Zerfall, Armut, Hunger, fast unmenschliche Taten und eine neue Staatsordnung erlebte, die den Leib des in Anarchie zuckenden Landes so fest zusammenpreßte, daß zwischen den Fingern das Blut emporströmte. Die Zukunft steht vor uns als schwarzer Nebel. Entsetzt blicke ich zurück: ist denn Rußland wirklich eine Wüste, ein Friedhof, eine gewesene Stätte? Nein, zwischen den Gräbern sehe ich Millionen von Menschen, die die bitterste Bitternis der Höllenpein durchkostet und das Land nicht der Verwüstung und die Seelen nicht der Finsternis preisgegeben haben. Gesegnet sei dein Name, russische Erde! Große Pein zeugt großen Segen. Die das ganze Leid der Hölle durchkostet haben, werden er-

fahren, daß das Sein nicht vom Bösen, sondern vom Guten lebt: vom Willen zum Leben, von Freiheit und Barmherzigkeit. Nicht dem Tode und nicht dem Untergange ist die große grüne slawische Ebene geweiht, sondern dem Leben und der Freude des freien Herzens.

Der dritte Teil der Trilogie handelt vom Herrlichsten auf Erden: von barmherziger Liebe, von der russischen Frau, die mit unhörbaren Schritten die ganze Hölle durchwandert hat, mit ihren Händen das lebendige Feuer der Lampe der Braut vor den eisigen, verpesteten Winden schützend.

Die Bücher dieser Trilogie widme ich Natalja Krandijewskaja-Tolstaja.

Für die deutsche Ausgabe wurde der Roman im Einverständnis mit dem Verlage um einiges gekürzt.

Graf Alexej N. Tolstoi

Russische Literaturgeschichte

in Einzelporträts

Von Alexander Eliasberg

Mit einem Vorwort von Dmitrij Mereshkowskij

Mit 16 Bildnissen. Auf Holzfr. Papier u. in Leinen geb. M 720. —

„Die russische Literaturgeschichte von A. Eliasberg konnte nicht zeitgemäßer kommen. Die reiche Kenntnis, das feinsinnige Verständnis und am meisten die große Liebe haben der völkischen Literatur- und Kulturgeschichte ein Werk geschaffen, an dem man nicht vorbei kann.“ A. Brausewetter (Weiser-Zeitung). — „... In seiner großen Fähigkeit der Zusammenfassung hat Eliasberg nur die wesentlichsten Erscheinungen, die prominenten Figuren in scharfen Charakteristiken nebeneinandergestellt: alles, was nur mitfördernd zwischen den Gewaltigen gewirkt hat, deutet er bloß mit kurzen Strichen, so daß wir hier niemals eine langweilige Literaturhistorie haben, sondern lebendige Lebensbilder, die auf das glücklichste von ausgezeichneten Porträts der größten russischen Maler begleitet sind. Zum allerersten Male kann sich der Deutsche hier ein klares Bild der geistigen Aufeinanderfolge in der russischen Literatur machen und auch dem Vertrauten wird die ausgezeichnete Analyse, die bibliographischen Tabellen von ungemeinem Vorteil sein.“ Stefan Zweig (Neues Wiener Journal). — „Sa, groß war Rußlands Literatur! Wie ungezähmte Naturgewalten brachen die Werke aus den Tiefen der Dichterseelen hervor und sind darum nur in ihrer ursprünglichen Sprache ganz zu verstehen, wie Mereshkowskij in seiner bedeutenden, das russische Wesen von dem Wesen anderer Völker streng scheidenden Einleitung sagt. Und dennoch unternimmt es Eliasberg, eine russische Literatur in deutscher Sprache zu schreiben. Und er durfte es wagen, er ist der berufene Vermittler zwischen zwei Völkern. Sein Buch erschüttert den deutschen Leser; wir fühlen Verwandtes und spüren auch den Schauer der fremden Größe uns umwehen, mag Eliasberg die klassisch gewordenen Werke Puschkins, Dostojewskijs, Tolstois u. a. behandeln oder uns in die Werke der Modernsten einführen. Immer steht der Dichter als charaktervoller Mensch vor uns“. Dr. Helmuth Wocke (Wädagogischer Zentralanzeiger). — „Das Urtheil ist immer sorgfältig überlegt und außerdem immer so fein formuliert, daß sein elegant geschriebenes Buch nicht nur belehrt, sondern erfreut und fesselt.“ Dr. Fritz Endres (Münchener Neueste Nachrichten). — „Eliasberg gibt in seinen stillstillsch sehr lebendig gehaltenen, auf reicher Belesenheit und Einfühlung beruhenden Einzeldarstellungen der russischen Literaturgrößen nicht nur eine überall fesselnde Charakteristik der verschiedenen Persönlichkeiten, sondern auch einen fortlaufenden Überblick über die Entwicklung der gesamten Literatur.“ Dresdener Nachrichten. — „Meisterhaft sind die charakteristischen Fragen des russischen Geistes gegeneinander abgehoben, mit wenigen, aber aus voller Beherrschung des Stoffes geschöpften, bedeutenden Strichen die Bilder der führenden Geister, ihr Leben und ihr Werk gezeichnet, und die Wärme und Liebe zum Gegenstand läßt ein lebendiges Werk entstehen, das sich liest wie ein spannender Roman.“ Hofrat Dr. Dressler (Karlsruher Zeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

J. P. Jacobsen
Frau Marie Grubbe

Übertragen von J. Sandmeier

Erscheint im November

Von „Frau Marie Grubbe“, dem schönsten historischen Roman der dänischen Literatur, gibt es noch keine deutsche Übertragung, die die sprachlichen und rhythmischen Schönheiten des durch und durch künstlerisch geformten Originals erreicht hätte. Der Übersetzer J. Sandmeier, der sich durch seine vorbildliche Übertragung der Werke Knut Hamsuns einen hochgeschätzten Namen erworben hat, kennt die nordische Atmosphäre, Land und Leute und ihre Geschichte durch langes Zusammenleben und besitzt dadurch das Einfühlungsvermögen in diese zauberhaft gebannten „Interieurs aus dem 17. Jahrhundert“.

Isolde Kurz
Nächte von Fondi

Eine Geschichte aus dem Cinquecento

Holzfrees Papier, Einband-Holzschnitt vom Graphiker Benno Eggert. Geheftet etwa M 600.—, in Ganzleinen gebunden etwa M 750.—. Soeben erschienen

Renaisancemenschen, Renaisiancetraft und Renaisianccherrlichkeit leben vor uns in diesem historischen Roman der Dichterin, deren Name mit Italien für immer verbunden ist. Ein noch nie gewählter Stoff, die Liebesgeschichte des jugendlichen Kardinals Ippolito de Medici und der schönen Julia Gonzaga, eines der edelsten Menschenpaare der Hochrenaisianc, wird uns von Isolde Kurz mit der reifen Schönheit ihrer künstlerischen Form gestaltet.

August Sperl

Ahnenbilder und Jugenderinnerungen

Erscheint im November

In novellistischer Form erzählt Sperl aus der 600-jährigen Chronik seines Geschlechts. In einer Folge leuchtender bunter Bilder ziehen die Schicksale der Sperls an uns vorüber, und es rauscht in diesen Blättern vom Leiden und Ringen der vergangenen Zeit. Den Beschluß des Buches bilden Kindheits-erinnerungen des Dichters, der am 5. Sept. 1922 seinen 60. Geburtstag und sein 30-jähriges Schriftstellerjubiläum feiern durfte.

Der Archivar

Roman aus unserer Zeit. 1. bis 10. Tausend. Geb. M 360. —

„Wenige Bücher stehen auf gleicher Höhe! Ein ganz vorzügliches Werk; es muß sehr verbreitet werden.“ *Evang. Sonntagsblatt aus Bayern.*

Die Söhne des Herrn Budiwoj

Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert

33. und 34. Tausend. In Ganzleinen gebunden M 600. —

„Jedem, den Jungen wie den Alten, bietet das Buch etwas, und sein Schatz an dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen.“ *Belhagen & Klafings Monatshefte.*

Burschen heraus!

Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

10. Auflage (20. bis 24. Tausend). Gebunden M 420. —

„Ein echter Sperl! Ein ganz wundervolles Buch! Das packt uns, das schüttelt uns, das läßt uns nicht los. Lesen, lesen, ihr Deutschen!“ *Das Volk.*

Die Fahrt nach der alten Urkunde

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts

25. und 26. Auflage. Gebunden M 270. —

„Zu unseren besten Büchern für das deutsche Haus gehört Sperls ‚Fahrt nach der alten Urkunde‘. Die heranwachsende Jugend wird, wenn sie überhaupt für besseren Lesestoff empfänglich ist, ebenso wie die Erwachsenen von dem Buche gefesselt werden.“ *Reformation.*

G. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Das Ostproblem Seine Geschichte und Bedeutung. Von Walther Harich.

Geheftet M 200.—, geb. M 300.—. Seeben erschienen.

Ein Buch, das mit fortreißender Kraft in Geschichte und Geist der fast ganz unbekanntem Welt des europäischen Ostens einführt und die Wege für eine Neuorientierung unserer Politik zeigt. Geradezu iherisch ist es, wie Walther Harich das Ostproblem unter universalgeschichtlichen Gesichtspunkten betrachtet. Die Seiten, die das Ringen zwischen Litauen und Polen erzählen, bieten Geschichtsbilder von geradezu dramatischer Wucht. Der Bolschewismus wird hier nicht, wie bei Spengler, vom Westen, sondern von Russland aus gesehen; er liegt den Russen im Blute. Bedeutsam ist auch, daß von Dr. Harich als treibendes Urmotiv im Ostproblem der Kampf zwischen Rom und Byzanz gesehen wird. Alles in allem eine Schrift von größter Bedeutsamkeit für unsere Einstellung auf den Osten.

Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit Von Friedrich Leonhard Crome. In Pappbd. M 420.—, in Leinen M 600.—

Inhalt: Die Grundlegung Europas im römischen Kaiserreich — Entstehung der römisch-germanischen Kulturwelt — Das abendländische Universalreich — Die Bildung der europäischen Nationen — Der Aufstieg Europas zum hegemonischen Erdteil — Europa im Weltstaatensystem — Das 19. Jahrhundert.

„Crome sieht für den Fortgang der europäischen Geschichte nur die beiden Möglichkeiten, daß sich die Glieder des abendländischen Kulturkreises in voller nationaler Freiheit zu einer mächtigen politischen Einheit auf dem Grund der alten gemeinsamen Kultur zusammenschließen oder daß das Abendland endgültig zerfällt und sein Westen ein angelsächsischer Kulturkreis, der Rest im Bolschewismus aufgeht und später der werdenden russischen Kultur angehört. . . Das wertvolle Buch ist ein seltenes Beispiel tiefblickender Geschichtschreibung und ein höchst empfehlenswerter Führer zur Erkenntnis der Gegenwart.“
F. Bernhart (Münchener Neueste Nachrichten).

Der Untergang des Abendlandes

Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. Von Oswald Spengler. Erster Band: Gestalt und Wirklichkeit. 33. bis 42. Auflage (Endgültige Fassung im Druck). Erscheinungstermin noch unbestimmt. — Zweiter Band: Welthistorische Perspektiven. 1. bis 50. Tausend. Gebunden in Halbleinen M 400.—, auf hüftenartigem Papier und in Halbpergament M 1400.—

Der 2. Band bringt außerordentlich viel zum Verständnis Russlands. Hier findet man in großen Linien die Geschichte des russischen Reiches, sein Verhältnis zu Byzanz, zu Europa, zum Westen und tiefe Blicke in die urrussische Seele.

E. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

E. S. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

